





The Library
University of California, Los Angeles
From the Theodore E. Cummings
Collection of Hebraica and Judaica
The gift of Mrs. Cummings, 1963

4,5007

✓

Die Religionen der Menschheit

Judentum und Christentum

Dieses Buch wurde als dritter
Band der vierten Auswahlreihe
des Volksverbandes der Bücher-
freunde gedruckt und wird nur
an dessen Mitglieder abgegeben

Die Religionen der Menschheit

Judentum und Christentum

Von

Theodor Kappstein



Volkerverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag GmbH., Berlin

1 • 9 • 2 • 2

Z u m E i n g a n g

Nur mit Zagen lasse ich meinem ersten Bande der Religionen der Menschheit diesen zweiten nachfolgen — doch auch mit einem Hochgefühl. Das Zagen befällt mich, wenn ich an die Verwegenheit denke, in karg bemessener Zeit und auf engbezirktm Raum (dem bis in die allerletzte Durcharbeitung immer wiederholt Gewalt angetan wurde) von den beiden mächtigen und zarten Religionen ein anschauliches Bild zu entwerfen, deren Geschichte nun schon mehrere Jahrtausende sich unter uns und in uns vollzieht. Jedes der beiden Gottesbilder, die dieser schmächtige Band umfaßt, hat in Liebe und Haß die Menschen erregt bis auf diesen Tag; die Wissenschaft wird nicht müde, ihre Urkunden zu durchforschen, ihre Kräfte bis in die Wurzeln zu prüfen und ihr Wachstum in alle Wandlungen zu begleiten. Bibliotheken sind über das Judentum und über das Christentum geschrieben worden, und neue Bücherfülen werden aufragen, solange Menschen über die Erde wandern, die sinnend vor diesen wunderbarsten Geschichtsgrößen stehen, um durch ihren Dienst das Rätsel und die Rätsel ihres Daseins zu lösen. Hinter der Literatur all dieser heiligen und unheiligen Schriften der israelitisch-jüdischen wie der christlichen Religion wallt und braust, siedet und zischt, wie wenn Wasser und Feuer sich mengen, das Leben dieser Religionen selber — wer vermag die Geschichte ihrer Frömmigkeit zu erzählen?! Die der Welt ihr Schauen offenbarten und des Glaubens lebten, daß sie der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen, um ihr heißes Herz den Brüdern zu entdecken und ihnen ihren Weg zum Berg des Heils zu weisen, sie fanden den Preis der Verkenning und der Leiden nicht zu teuer, den die irrende Menschheit dafür zahlt, daß sie sich das Feuer vom Himmel reißt. Doch neben den Blutzengen aller Zonen und Zeiten, die an den Felsen geschmiedet, zum Giftbecher gezwungen, ans Kreuz gehängt wurden, wird die Religion von ungezählten Namenlosen erlebt als das Tauwetter ihrer Selbstsucht und als der Trost ihrer Schmerzen, als ihr Brot und ihr Wein, als ihr Mark und ihr Mal — all diese Kinder und Kunder der Frömmigkeit erleben Gott und leben ihre Religion, die sie tausendfach organisieren und

symbolisieren: wer diese erschütternde, in steilste Höhen und in stürzende Tiefen führende Geschichte der Religionen von innen ergründete und veröffentlichte, der würde den Schlußvers des vierten Evangeliums verstehen lernen: „Es gibt noch viele andere Taten, die Gott getan; wenn man sie alle einzeln beschreiben wollte, so würde die Welt die Bücher nicht fassen, die da geschrieben würden.“

Bruchstück bleibt alles Erkennen; auch dieses Buch bietet nur „Bruchstücke einer großen Konfession“, es wandelt unter Bruchteilen der Vergangenheit und Gegenwart. Ich durfte nicht den aussichtslosen Weg einer Kirchengeschichte der beiden Religionen beschreiten, sie wäre am Papier jämmerlich gescheitert; ebensowenig konnte es auf die Dogmengeschichte hinausgehen — wen will man damit erfreuen? Doch auch auf die systematische Dogmatik und Ethik galt es zu verzichten, wie die Einsichtigen leicht verstehen werden. Seit Max Weber und Ernst Tröltzsch pflegen wir sogar eine Religionssoziologie — doch die Darstellung und Kritik dieser Wirtschaftslehre im Rahmen der Kultur- und Weltgeschichte des Judentums von Mose bis Rathenau und des Christentums von Jakobus bis Damaskus füllt folianten. Nicht einmal die heiligen Texte der Juden und der Christen, also ihre doppelteilige Bibel, können wir hier in Ruhe miteinander lesen.

Aus all dieser Not des Irdischen ergab sich mir im immer neuen Ringen mit dem Stoff dieser einzige Ausweg in die Freiheit der Gedanken: Typen! Jeder Versuch, die sich vor uns eröffnenden Welten zu erschöpfen, wäre die Kinderei, mit der hohlen Hand das Meer zu erfassen — wir würden lediglich uns selber erschöpfen. So erstanden Studien und Gedanken, Menschen und Bücher, Bilder und Fragezeichen, zum bunten Reigen gefellt, wenschon im ganzen nach der Ordnung der Entwicklung jeder Religion gruppiert. Ich trachtete nach einer möglichst kennzeichnenden Auswahl aller wesenhaften Erscheinungsformen des Judentums und des Christentums; sie bemühte ich mich so weit durchzuzeichnen, in Persönlichkeiten und in Verbänden, daß an ihnen jedesmal eine neue Weise der darzustellenden Religionen erscheine. Nur so konnte ich hoffen, der Fülle der Gesichte Herr zu bleiben und der ernstesten Aufgabe irgendwie gerecht zu werden. Der „Heide“ Marc Aurel sagte: „Jeder Mensch ist so viel wert, als die Dinge wert sind, um die es ihm ernst ist“; der Christ fichte bestätigte das: „Was für eine Religion einer hat, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist“; Goethe, der beides zugleich war, Christ und Nichtchrist, bekannte für sich und alle: „Wie einer

ist, so ist sein Gott.“ Die jüdische Schöpfungssage am Eingang der Bibel läßt Gott die Menschen erschaffen in seinem Bilde — die Menschen erwidern diesen Dienst und gestalten sich ihren Gott im eigenen Bilde. Zwischen diesem Pol und Gegenpol schwingen alle Religionen.

Mein Buch verarbeitet die Ergebnisse lebenslanger Studien über die Religion innerhalb der Menschheit. Nicht in kritischer Zersetzung, vielmehr auf der Höhe ihrer Erscheinung durch ihre Stifter und genialen Pfleger, berufenen Reiner und auserwählten Erneuerer treten Judentum und Christentum vor uns hin als die beiden Religionen, deren inneres Verständnis die Menschen in unserer völkerfeindeten Gegenwart zum wahrhaftigen Völkerbund sammeln soll.

Die israelitisch-jüdische Religion umfaßt ein Volk, das, ehe sein Schicksal es in alle Welt zerstreute, sein eigentümliches Können in die Religion einsetzte und eine Schar von Größen des Glaubens schuf, die als Klassiker der Gottesfreundschaft die Zeiten überdauern. Trotz aller Weiterentwicklung des Weltbildes seit jenen religiösen Heroen des Alten Testaments verbleibt in unvergänglicher Kraft die Kühnheit, mit der ein Volk inmitten der Völker zu dem Gott aller Götter sich bekannte und sich als das auserwählte Volk dieses einzigen Gottes bewertete. Ich würdige in geschichtlichen Skizzen (deren reiches Gut, der Papiernot gehorchend, in meine Mappe zurückwandern mußte) Israels Propheten und seine Dichter, die Priester und das Volk, seine Festtage und seinen Alltag. Unser Weg führt von Mose bis zu Spinoza und Moses Mendelssohn.

Als Israel zum Judentum erstarrte, stieg aus seinem Schoße, von griechischem Enthusiasmus befruchtet, die christliche Religion ans Licht, die volklos und international war, die Gerechtigkeit erlösend durch die Liebe. Wir beschränken uns hier noch entsagender auf die tragenden Ideen und Typen des Christentums in den fast zwei Jahrtausenden des Evangeliums. Ich prüfe die literarischen Wegspuren von Jesus Christus (hat er gelebt?) nach dem Stande der Wissenschaft und schildere auf Grund des Quellenbefundes in freier Würdigung die Verkündigung des Christentums in ihren Grundzügen. Vom Neuen Testament aus durchwandern wir die Geschichte und erleben die christliche Religion vom apostolischen und nachapostolischen Zeitalter durch den Katholizismus in seinen Kirchen zum Protestantismus in seinen Gruppen als gebundene Religion der Überlieferung, als germanisches Christentum, als die schöpferische Religion der Mystiker; auch die Vielgestalt des religiösen

Atheismus bedarf unseres klaren Blickes. Die Spannweite reicht von Petrus bis zum heutigen Papst, von Johannes über den heiligen Franziskus bis Tolstoi, von Marcion bis Nietsche.

Mein Werk, das mit Kopf und Seele nach der Wahrheit forscht, ist ein Friedensbuch über allem Streit, das den Menschen im Menschen auffucht und die Söhne des einen Vaterhauses zu ihrem höchsten Ideal im Verständnis ihrer Gaben und Aufgaben führen will. Beide Bände stehen sich selbständig gegenüber; sie bilden zugleich eine organische Einheit, im Weltzeichen der Religion. Es ist Aussicht vorhanden, daß ein dritter, das Ganze abschließender Band die Religion in der Weltichtung durch die Völker und Zeitalter hin charakterisieren wird.

Man kann Farben nicht durch Worte schildern, man muß sie dem Auge zeigen. Mit dem alten Eduard Engel bin ich der Meinung, daß Bilder bilden und daß die längste Auseinandersetzung über einen Geistesführer der Überzeugungskraft nicht gleichkommt, die sein Selbstzeugnis in uns weckt. Daher suche ich die Leser ins Genießen und eigene Anschauen zu locken, indem ich jedesmal aus dem Religionschatz der Genies und Talente heraus gestalte, mit ihren Gedanken denkend und ihre Sprache sprechend, beflissen, sie so zu lassen, wie Gott sie schuf. Wollte nicht schon Paulus den Juden ein Jude werden und den Griechen ein Grieche — hat nicht Hermann Keyserling auf seiner Weltreise zu sich selbst nicht nur seine Sprache zu wandeln, sondern sogar seine Seele zu vertauschen sich bemüht? Fürchte niemand, die Selbständigkeit des Verfassers müsse darunter Schaden nehmen — seine kritische Persönlichkeit betätigt sich auf Schritt und Tritt in der Auswahl des Stoffes und in der Anordnung seiner Teile, in der gesamten Licht- und Schattengebung. Die Freude und den Gewinn hat der Leser, der es unmittelbar mit der Fülle und Tiefe zu tun bekommt, statt mit vielleicht sehr geistreichem Gerede unterhalten zu werden. Diesem selben Grundgefühl entnehme ich das Recht, mich bahnbrechenden Forschern, die an ihre Spezialstudien ihr Leben hängen, für die mancherlei Arbeitsgebiete anzuvertrauen, auf denen ich ihr Schüler bleibe. Statt den Esel im Löwenfell zu spielen, was meiner verehrenden Natur ferne liegt, vermittele ich in meinen Schriften gern das Bleibende ihres Lebenswerkes, wobei meine kritische Würze niemals fehlen soll.

Goethe versprach hohen Dank dem, „der frisch uns an das Buch gebracht, das allem forschen, allem Klagen ein grandioses Ende macht“. Die mit besonderer Mühe aufgestellte Büchertafel am Schluß des Bandes verwirklicht die Absicht, dem vorwärtsstre-

benden Leser für sein eigenes Weiterstudium brauchbare Winke durch die gediegene gemeinverständliche Literatur zu geben. Ich schreibe nicht für die Kunst; ich suche die Bildungsfähigen unter den Nichtgelehrten zu erreichen. Ich schreibe reines Deutsch, statt der nicht aussterbenden Mischmaschsprache aus allen Zungen — die ich verachte, weil sie uns verächtlich macht. Ich schreibe nicht für die Partei, sondern für alle Menschen, die guten Willens sind.

Das größte Glück auf Erden ist: Korn in die Furchen säen,
Und aller Freuden höchste ist: die schweren Schwaden mähen.
Rund geht des Säemanns Schwung und rund des Mähers Eisen;
Das ganze Leben auf und ab liegt mitten diesen Kreisen.

Theodor Kappstein.

Charlottenburg 5.

E r s t e r H a u p t t e i l

Die israelitisch-jüdische Religion

Leitspruch: Wenn du einen Altar aus Steinen errichdest, so darfst du kein Eisen darüber schwingen; hast du dein Schwert geschwungen, die Steine zu behauen, so ist der Altar Gottes entweiht.

(2. Mose 20. 25.)

Wenn nicht selten und durchaus nicht jedesmal nebensächlich auf diesen Blättern von Mythen und Mythischem gesprochen wird, so soll sich der willige Leser von einem so geistreichen und verdienten Forscher wie Hermann Gunkel grundsätzlich weisen lassen, mit diesem Begriff nicht vornherein den üblen Nebenbegriff des Heidnischen, Wüstphantastischen, Verworrenen zu verbinden. Mythisches gibt es überall da, wo der ursprüngliche Geist das Göttliche lebendig anschaut und sich phantasievoll ausmalt. Das Mythische ist also an sich keineswegs eine Verirrung, vielmehr eine notwendige Stufe des religiösen Denkens. In mythischer Form können sich die köstlichsten Schätze der Religion bergen! Wer davon einen überwältigenden Eindruck sich verschaffen will, der lese Gunkels Auslegung des ersten Mose-Buches, seine ebenso meisterhafte Betrachtung zur Elias-Novelle und seine in Inhalt und Form vorbildliche Untersuchung über das Märchen im Alten Testament, der als zweiter Teil das Bändchen: Mythos, Sage und Legende im Alten Testament bald folgen möge, seit 1918 verheißen. Zum ganzen Stoff darf ich auch hinweisen auf mein kritisches Buch: Bibel und Sage, 1913, Berlin, Haude & Spenerscher Verlag (May Paschke).

1. Jerusalem im Spiegelbild der Geschichte.

Seit Weihnacht 1917 befindet sich Jerusalem in den Händen der über die Türken siegreichen Engländer. Ein wichtiger Platz in der politischen und handelswirtschaftlichen Geschichte der Gegenwart und Zukunft des Orients. Darüber hinaus: Bomben auf Bethlehern, da des großen Friedenskindes ärmliche Krippenwiege hing;

flieger über Jerusalem, in dessen Stadtnamen schon der Friede schwingt, Kriegsnot an den heiligen Stätten unser aller Überlieferung — das wurde des Weltkrieges grausamste Bitterkeit.

Wir schauen das ehrwürdige Jerusalem, die hochgebaute Stadt, im Spiegel der Zeiten. Underthhalb Jahrtausende vor Christus trat Jerusalem als „Urusalim“ (sichere Gründung) erstmalig in geschichtlicher Beleuchtung als kanaanäische Großstadt auf. Der damalige König schrieb Briefe an den Pharao von Ägypten, seinen Lehnsheern, von denen wir etliche (in Keilschrift) besitzen. Um das Jahr 1000 erscheint Jerusalem als Thronsiß des jüdischen Königs David. David hat viel getan für die Verschönerung der Hauptstadt.

Salomo, der Friedefürst auf Davids Thron, erweiterte Jerusalems Umfang durch den Bau eines burgartigen Palastes mit Harem und Tempel.

Es wurde militärisch befestigt. Die Stadt war gesundheitlich durch seine Wasserleitung, welche die Gihonquelle des Kidrontals (außerhalb der Stadt) durch den Silohkanal unmittelbar in die Befestigungen hineinleitete, und durch zahlreiche Zisternen in der Stadt vor Wassermangel geschützt. Andere Nöte drückten schwerer.

Jerusalems Schicksalsstunde schlug, als Nebukadnezar 586 das Südreich Juda zerstörte und Palast wie Tempel in Brand stecken ließ. Babylon als Henker des Gottesvolks — wie oft hatten hell-sichtige Prophetenaugen dies Unheil nahen sehen! Die heilige Stadt lag für Jahrzehnte in Trümmern.

Raff dein Bündel vom Boden,
du Zionstochter;
nun mußt du wandern . . .

An den Wassern zu Babel saßen sie, die Harfen in die Weiden gehängt, weinend gedachten sie Zions. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!

Wende, Jahve, unser Geschick, gleich Rimsalen im Südland.

Die unter Tränen säeten,
werden mit Jubel ernten.
Weinend gehen sie dahin
und tragen den Samen zur Ausfaat;
jauchzend kommen sie heim
und tragen nach Haus ihre Garben.

Die 70 Jahre der babylonischen Gefangenschaft waren zu Ende. Der Rest des Volkes, eine national zerbrochene fromme Bruderschaft, durfte heimwärts wandern. Der Priestersohn Ezechiel zauberte ihnen

in Babel den vollendeten Zukunftstempel vor die Seele — doch als sie mit Kelle und Schwert in Jerusalem sich an die Arbeit des Wiederaufbaues der Trümmer machten, auf denen Jeremia klagend gesessen, da blieb es kümmerliches Flickwerk. Erst Herodes schenkte ihnen großmütig den stattlichen Tempel. Aus Entbehrung und Schmach ging es in Kampf und Leiden. Der leidende Knecht Gottes ihres größten Sehers blieb des Gottesvolkes Mal. Titus zerstörte Jerusalem, ihre Heiligtümer schleppten die Römer im Triumphzug von dannen. Es blieb der Passionsweg der Kreuzträger mit der Dornenkrone.

Unter diesem Himmel träumte die Menschheit ihren frommen Kindheits- und Jugendtraum von dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs bis zu den Engeln in der Weihnacht bei den Hirten auf dem Felde. In diesen Blachfeldern wurden die Entscheidungsschlachten geschlagen im Ringen der vorderasiatischen Reiche. Zu jenem Tempel zogen Alexander und Pompejus; hier kämpften die Makkabäer ihren Heldenkampf, Judas der Hammerschwinger an ihrer Spitze. Die Charakterköpfe im Gebiete der jüdischen Frömmigkeit tauchen vor uns auf: die Pharisäer voll Selbstgerechtigkeit, die Schriftgelehrten mit ihrer Buchstäbellei, die moderneren Sadduzäer als Rechtszünftler. Jesus hat diese Gefilde durchwandert; er wollte Jerusalems Kinder um sich sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel nimmt. Er sah die Stadt an und weinte, weil er ihre Feinde heranrücken sah und eine Wagenburg um sie schlagen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Der Menschensohn kam mit der Frohbotschaft von der Gottesgüte und der Bruderliebe — doch Jerusalem, das seine Propheten tötet, hat ihn an der Schädelstätte vor seinen Toren ans Kreuz erhöht. Der Apostel Paulus trug das den jüdischen Satzungen entsteigende jungstarke Christentum von Jerusalem über Athen nach Rom, die verarmte Muttergemeinde in Jerusalem mit der Liebesgabe der von ihm begründeten Gemeinden grüßend.

Jerusalem — die Bilder drängen einander: in übermenschlichem Ringen stießen auf dem heiligen Boden die Antike im römischen Panzer und der dem Evangelium dienende Geist aufeinander. Die Römerfaust zerfetzte die Hülle in einer tragischen Stunde der Weltgeschichte; doch im Kampf dreier Jahrhunderte überwand der neue Geist die sterbende alte Zeit: Du hast gesiegt, Galiläer! Kaiser Konstantin heftete das Kreuz, das Schmachzeichen von Jerusalem, als Ehrenschild auf die Fahnen seiner Legionen. Das heilige Land wurde Wallfahrtsziel der Christen aus aller Welt. Die Kreuzzüge der

Männer und Kinder (im ganzen acht Kreuzzüge, als Kampf des Christentums gegen den Islam und als Vereinigung der staatlich geteilten Christenheit unter der Führung des Papsttums, 1095—1291) offenbaren uns eine wunderbar gebannte abendländische Christenheit, die das Grab des Erlösers in Jerusalem den Händen der „Unzläubigen“ entreißen will, vom deutschen Kaiser und seinen Rittern bis zum letzten büßenden Beter im ärmlichen Pilgerkleide.

Dies Jerusalem ist wie der Juden und Christen, so der Mohammedaner geweihter Ort. „El Kuds“, das Heiligtum, nennen es die Araber und die Verheißung sagt an, daß am Ende der Geschichte die Kaaba, ihr schwarzer Wunderstein, selber wandern werde von Mekka zur Sachra, dem heiligen Fels auf Zion.

Die 6000 orientalischen Christen in Palästina, gegen 4000 eingewanderte Lateiner und 1400 Protestanten (so war es vor Ausbruch des Weltkrieges, inzwischen haben sich die Verhältnisse auch dort verschoben), sprechen größtenteils Griechisch, wie Hermann von Soden in seinen Reisebriefen aus Palästina (1898) berichtete. Wo blieben die Scharen der Abendländer, die die Kreuzzüge ins Land riefen und die es 88 Jahre lang regierten? Araber, nachweislich eingewanderte Stämme bewohnen das Land, fast nur Beamte und Offiziere sind Türken.

Palästina, das Land der Bibel, ist die Brücke zwischen den beiden Weltteilen Asien und Afrika. Seit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend sind die Völker über diese Brücke gezogen in buntestem Wechsel: Babylonier und Ägypter, Hebräer und Assyrer, Skythen und Griechen, Römer und Araber, die Kreuzfahrer aus Abendland und die europäischen Kaufleute, die Festgäste aus Deutschland und die Pilger aus allen Weltreligionen. Ob wir mit dem Alten Testament „Kanaan“ sagen oder „Palästina“, also Philisterland, oder das von Gott dem Patriarchen „gelobte“, ihnen verheißene Land: immer ist dies Stück orientalischer Erde, ein Gebiet von etwas mehr als der bisherigen halben Provinz Schlesien, im Umfang von 25 000 qkm, in unserer Phantasie mit Goldglanz umschimmert. Jerusalem ist das seelenvolle Auge der Gottesbraut.

„Um Jerusalem her sind Berge und Jahve ist um sein Volk her,“ rühmt ein Psalm. Der Libanon ragt bis in die Schneezone, die Jordanaue sinkt bis 400 m unter den Meeresspiegel; das ergibt den Pflanzenwuchs der Gebirgswelt und wieder Tropengrade gleich Arabien. Im Osten die heiße Jordanniederung, dahinter das weite, waldige fruchtbare Hochflachland, im Westen die blühende Saronenebene, die der Meerwind fächelt. Berg- und Hüggelland dazwischen.

In Galiläa und Samaria liebliches Kleinleben, im südlichen Judäa rauhes, wasserloses Felsgebirge. Doch wenn der moderne Mensch im zwanzigsten Jahrhundert nach Palästina reist und seine Sehnsucht sich erfüllt, daß seine Füße stehen in den Toren Jerusalems, so mag es ihm wohl ergehen wie seinerzeit Friedrich Naumann, der in seinen herbwahrhaftigen Reiseberichten („Asia“) den unüberbrückbaren Abstand entdeckt und aufdeckt zwischen Morgenland und Abendland. Unser religiöses Innenleben bleibt unabhängig vom geschichtlichen Schauplatz des Lebens Jesu.

Das einst paradisiäische Land, in dem heute Bäume eine seltene Erscheinung bilden, ist von 650 000 Menschen besiedelt, also ein knappes Drittel von Brandenburg ohne Berlin. Jerusalem gleicht einem erschütternden Friedhof der Geschichte — wie sagte schon Paulus, der Apostel? „Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie, unser aller Mutter.“ Das irdische Jerusalem ist eine Ruine, auf deren Trümmern die Legende wuchert. Die Kette der Überlieferung ist mehrfach abgerissen.

Türken und Araber, Juden, morgenländische Christen und Russen, die Griechen und die Lateiner, das katholische Frankreich, das protestantische Deutschland und England teilten sich in das religionsgeschichtliche Erbe Jerusalems. Nun sind die weltbeherrschenden Briten die Herren geworden durch das Los des Weltkrieges und sie dürften die Herrschaft wohl für eine lange Zukunft angetreten haben, bis das Rad der Geschichte sich wieder einmal andersherum dreht. Lessings drei Brüder mit den drei Ringen aus des einen Vaters Hand sind feindliche Brüder geworden, deren Ururenkel sich um die Echtheit der 20 Nachahmungen jener angeblich echten Ur-ringe streiten. Und dennoch, trotz allem Verfall und Niedergang: die Stätte, da Abraham opferte, da David thronte und Salomo die denkwürdige Tempelweihe vollzog, da Jesus seinen Einzug hielt und Mose am Munde Jahves starb, der seinen Knecht höchstselber begrub — sie bleibt eingeweiht, sie trägt das Mal der Ewigkeit.

2. Gottesdienst im Tempel und daheim.

1. Der jüdische Gottesdienst vollzieht sich innerhalb der christlichen Völker ohne Opfer. Seit die Römer im Jahre 70 n. Chr. den letzten Tempel zerstört haben, müssen Gebete und bestimmte Schriftabschnitte die alten Opfer ersetzen. Die Synagoge, das jüdische Gotteshaus, kennt keinen Altar. Der Vorbeter trägt halb singend, halb sprechend in hebräischer Sprache die festgelegten Gebete vor, die mit

Bibelstücken wechseln, Gemeindeglieder helfen ihm dabei. An Festtagen werden Umzüge durch die Synagoge gehalten. Die sogenannte Reformsynagoge in der Gegenwart pflegt auch Orgelspiel, Chorgesang und Predigt in der Landessprache; doch in der Hauptsache trägt der jüdische Gottesdienst liturgisches Gepräge, was wir in der katholischen Kirche als Hochamt und Messe bezeichnen. Die Gebete werden, meist in auffallender Länge und überraschender Anzahl, sehr schnell vorgetragen; in den eintretenden Pausen betet und liest der Vorbeter und seine Gemeinde still weiter, oft tritt auch ein geschulter Chor, den häufig Frauen bilden, mit mehrstimmig gesetzten Psalmen ein, morgenländisch lebhaft und in melodischen Weisen. In der jüdischen Kirche sitzen die Frauen oben auf den Galerien, die Männer haben in strenger Sonderung ihre Plätze unten. Größere Synagogen stellen eine Kanzel. In jeder Synagoge befindet sich — dem Haupteingang gegenüber, im Hintergrund eines erhöhten Raumes, der mit einer Brüstung und einem oder mehreren Pulten versehen ist — ein in die Wand eingelassener Schrank, mit einer gewirkten Decke zugehängt, der die Gesetzesrolle (Thora) als das Heiligtum der Juden trägt. Der jüdische Mann muß in seiner Kirche den Hut aufbehalten (es ist meist der Zylinder), weil die Sitte des Morgenlandes das Abnehmen des Hutes nicht kennt und das Entblößen des Hauptes als Verunehrung empfindet. Die Kopfhülle galt als Ausdruck untertäniger Verehrung der göttlichen Würde; man schätzte zugleich den Vorzug des freien Mannes, daß er bedeckten Hauptes bleiben durfte. Zum Gottesdienste entnimmt der Jude einem verschließbaren Kasten an seinem Platze den Gebetsmantel (Tallith), ein weißes Tuch, gern aus Seide, mit Fransen und Schnüren versehen nach der Vorschrift (4. Mose 15), den er sich um die Schultern schlägt, um damit gleichsam die ursprüngliche Kleidung des Gottesbundes wieder herzustellen. Die Gemeinde folgt dem Gottesdienst mit Hilfe des hebräischen Gebetbuches (Siddur), das jeder vor sich aufschlägt. Man unterscheidet die regelmäßigen Sabbatfeiern von den Festfeiern und den häuslichen Gebeten und Handlungen. Zum jüdischen Gottesdienste müssen mindestens zehn erwachsene männliche Gemeindeglieder versammelt sein. Die Synagoge (ein griechisches Wort, das „Versammlung“ bedeutet) hat sich allmählich als Ersatz des Tempelgottesdienstes bei den Juden entwickelt, die fern von Jerusalem wohnten. Man richtete zu den Opferzeiten in Jerusalem an der eigenen Wohnstätte gottesdienstliche Versammlungen ein, also morgens und nachmittags oder abends, dazu kommt noch ein Vormittagsgottesdienst. Der jüdische

Tag beginnt mit Sonnenuntergang, das gilt natürlich auch für den Sabbat und den Festtag. Unter den Stammgebeten, die den Grundstock der drei Tagesgebete bilden, stehen voran das jüdische Glaubensbekenntnis, das nach den Anfangsworten: Höre, Israel (Schema Israel) heißt, und das Ahtzehgebet. Beide stammen mindestens aus der Zeit von Jesus. Das „Schema“ setzt sich aus Sprüchen des fünften und vierten Mose-Buches zusammen und beginnt feierlich: „Höre, Israel, Jahve, unser Gott, Jahve ist Einer. Und du sollst lieben Jahve, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit aller deiner Kraft.“ Das Ahtzehgebet, aus 18 oder 19 Teilen bestehend, nimmt als Grundton den Lobpreis Gottes; Gottes Erhabenheit und Heiligkeit werden gerühmt, dann reden die Beten Gott mit „Unser Vater“ an, bitten um Erkenntnis, Vergebung der Sünde, Erneuerung des jüdischen Staates und Volkes, rufen Gottes Gnade und Barmherzigkeit auf und beten: „Lege deinen Frieden auf Israel, dein Volk, und segne uns alle insgesamt.“ Andere altertümliche Gebete reden von der Heiligung des Namens Gottes, vom Kommen seines Reiches und bitten um Frieden, oder sie betonen den Vorzug der Juden vor den Völkern in bezug auf die Gotteserkenntnis, die Hoffnung auf das Kommen des Gottesreiches in der allgemeinen Verbreitung der wahren Erkenntnis Gottes.

Für die Sabbatfeier sind die fünf Bücher Mose in 52 Abschnitte (Paraschen) eingeteilt. Das jüdische Jahr, das im Herbst beginnt, zerlegt sich in drei Abschnitte: Von Juli bis Oktober waltet das erste Drittel, gekennzeichnet durch das jüdische Neujahr und den großen Versöhnungstag als ernststen Eingang; von Oktober bis Dezember geht eine Freudenzeit mit dem Laubhüttenfest und dem feste der Tempelweihe; das letzte Drittel bringt das Purimfest, Passah und Wochenfest.

Bricht der Sabbat an, so begrüßt ihn die ganze Gemeinde mit dem Gruß: „Auf, mein Freund, der Braut entgegen! Des Sabbats Antlitz wollen wir empfangen!“ Dies Lied des 16. Jahrhunderts genießt den Sabbat als Braut, welcher der Bräutigam, die Gemeinde, den Willkommengruß entbietet. Der Vorbeter ergreift einen kleinen Silberbecher mit Wein, gegen Schluß des Gottesdienstes am freitagabend, und gibt ihn mit Segensworten einem anwesenden Knaben zu trinken: dies ist die Heiligung (Qiddusch), die Weihe des Weins bei der Sabbatmahlzeit, das Tischgebet der Gemeinde für die einzelnen Häuser, in denen die beiden Sabbatkerzen entzündet werden.

Der Jude beginnt das Jahr mit Bußgedanken. Das Neujahrsgebet (mit den Anfangsworten Unser Vater, unser König) geht bis auf einen Rabbi Akiba um 130 n. Chr. zurück. Sie bitten um ein gutes Jahr, um Abwehr aller Not, und rufen: „Unser Vater, unser König, schreib' uns ins Buch des Lebens, ins Buch des Gedenkens, ins Buch der Verdienste, ins Buch der Verpflegung und Versorgung. Laß sprossen für uns Heil in Bälde, nimm an in Erbarmen unser Gebet um deines großen Namens willen, wir haben keinen König außer dir.“

Am Versöhnungstage weilt der Israelit unter strengem Fasten den ganzen Tag über in der Synagoge. Das große Sündenbekenntnis der Gemeinde reicht bis in die Mitte des 3. christlichen Jahrhunderts zurück. Die Eingangsworte lauten: „Unser Gott und Gott unsrer Väter, es komme vor dich unser Beten und nicht entziehe dich unserm flehen; denn nicht sind wir dreisten Angesichts und harten Nackens, daß wir sprächen: Gerecht sind wir und haben nicht gesündigt — wahrlich, wir haben gesündigt.“ Es werden die einzelnen Sünden gewissenhaft aufgezählt: Raub, Beschimpfung, Übermut, Unzucht, Geringschätzung von Eltern und Lehrern, Wucher, falscher Schwur usw. „Wir richteten Verderben an, wir taten Abscheuliches, wir irrten, wir leiteten irre“; die religiösen Vergehen treten dahinter ganz zurück. Reue und Buße bleiben jedenfalls im Mittelpunkte aller Gedanken des Jom Kippur. Die eindringlichen Sündenbekenntnisse wenden sich mit allem sittlichen Ernst auf Reinigung der bürgerlichen und menschlichen Beziehung des Juden; sie verraten eine unbestechliche Menschenkenntnis und dienen zugleich dem besonderen Aufbau der jüdischen Bedürfnisse. Schön und feierlich schwebt die Melodie, das sogenannte Allgelübdegebet (Kol nidre) durch den Tempel: alle Gelübde des Juden, die er Gott gegenüber ausgesprochen hat, werden in diesem Gebet aus Furcht vor neuer Versündigung aufgelöst, sollen ungültig, unbündig, aufgehoben und zerstört sein, nicht haften noch Bestand haben — „unsere Gelübde keine Gelübde und unsere Eide keine Eide“. Gemeint sind nur Gelübde rein persönlicher Art, und zwar solche, die in Unbesonnenheit, durch einen Irrtum oder in Leidenschaft begangen wurden. Es bleiben in Geltung alle überlegten Gelübde und alle öffentlichen Verpflichtungen! Man will bei dieser Generalreinigung nicht irgendeine dunkle Ecke im Hause vergessen und löst deshalb in frommer Angstlichkeit alle persönlichen Bindungen auf, die man vielleicht schon wieder vergaß. Am Rüstabend des Versöhnungstages vollzieht der Jude das sogenannte Kapporeschlagen, indem er einen Hahn für

jedes männliche Familienmitglied und eine Henne für jedes weibliche dreimal um den Kopf schlägt und dann die Tiere schlachtet. Die Worte beim Schwingen sprechen aus, daß das Tier der sühnende Austausch sei in der opfernden Vertretung für das Leben des schuldigen Menschen, damit er nicht zum Tode gehe, sondern zu einem langen Leben im Frieden.

Die übrigen feste Israels sind vorwiegend Freudenfeste über das Gesetz, über die göttliche Errettung des Volkes in seiner Geschichte: beim Auszuge aus Ägypten — daher Laubhüttenfest und Passah, oder in der Makkabäerzeit — daher das Fest der Tempelweihe.

Der siebente und letzte Tag des Laubhüttenfestes wird das Große Hofianna genannt, denn es ertönt das „Herr, hilf doch“ mit betonter Feierlichkeit. Der achte Tag, der Tag der Gesetzesfreude, bringt Umzüge in der Synagoge. Zu den Psalmen des Laubhüttenfestes gehören die Lieder Psalm 113—118. Bei den Umzügen tragen sie den Feiststrauß umher, der aus dem Paradies- oder Granatapfel besteht und einem Zweige der Dattelpalme, aus Myrtenzweigen und Zweigen der Bachweide.

Dem Passahfest geht das Purimfest voraus, bei welchem die Estherrolle vorgelesen wird, die den Namen Gottes in ihrer nationalen Glut der wilden Geschehnisse nicht nennt.

2. Der Rüsttag des Passahfestes (Pesach = Verschonung, der Erstgeburt) bricht mit dem Abend des 14. Nisan (der alte Name für den Monat März-April) an. Das Haus wird sorgfältig nach Gesäuertem durchsucht, da Israel den alten Sauerteig ausfegen soll. Dieser heilige Abend, der sogenannte Sederabend, wird mit einer stimmungsvollen Familienfeier begangen. Vor jedem Familienmitgliede steht auf dem Tische ein Weinbecher, außerdem ein Becher für den Propheten Elias. Viermal werden die Becher aus einem Kelche gefüllt. In der Mitte des Tisches steht ferner die mit einem Tuch zugedeckte Seterschüssel, in der die Mазzen oder Mizwahfuchen, das ungesäuerte Brot, liegen, jeder besonders eingewickelt. Zum Tische gehört außerdem ein hart gekochtes Ei als Erinnerung an das Festopfer und ein noch mit etwas Fleisch versehener Knochen zum Gedenken an das Passahlamm. Ei und Knochen liegen auf der Schüssel. Der Hausherr muß alles bequem zur Hand haben; Petersilie oder Sellerie oder sonst eine Erdfrucht, die nicht zu den bitteren Kräutern geeignet ist, links daneben ein Gefäß mit Salzwasser oder Essig, dann Bitterkraut (als Lattich oder Meerrettich) und eine Masse, die aus kleingeschnittenen Äpfeln oder Feigen und Nüssen oder Mandeln bereitet wird, mit etwas Wein verknetet, auch

Zimt und gestoßener Ingwer werden darüber gestreut, wodurch das Ansehen von Lehm mit Stroh gemischt entsteht, um an die Sklavenarbeit der Juden in Aegypten zu erinnern. Jeder ergreift seinen Becher, spricht das Segenswort an den Bundese Gott und König der Welt, der die Frucht des Weinstocks schafft, und trinkt. Man lehnt sich auf die linke Seite und trinkt den größten Teil des Bechers. Der Hausherr wäscht sich die Hände, dann taucht er die Peterfilie (oder Sellerie) in Salzwasser (oder Essig) und gibt den Tischgenossen mit einem Spruchwort davon zu essen. Ein Teil der Mazze wird als Nachtschüssel beiseite gelegt, der Jüngste in der Familie versteckt diese Mazze — man will die an der Feier teilnehmenden Kinder mit diesem Scherz wach erhalten. Ei und Knochen werden von der Schüssel genommen. Das Familienhaupt hebt die Schüssel in die Höhe und spricht dazu: „Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter aßen im Lande Aegypten. Jeder, der hungert, komme und esse; jeder, der es bedarf, komme und feiere Pesach. Heute hier, im kommenden Jahr im Lande Israel. Jetzt als Knechte, das nächste Jahr als freie Leute.“ Die Becher werden wieder gefüllt. Der Jüngste bei Tische fragt: „Worin unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten?“ Die Mазzen werden aufgedeckt über der Antwort vom Auszuge der Väter aus Aegypten und wieder zugedeckt, man bespricht sich über die Bedeutung des Passah, unter Benutzung geeigneter Bibelstellen. Der zweite Becher wird getrunken. Nach dem Händewaschen und dem Essen der Mазzen mit den Bitterkräutern, wieder unter Sprüchen, folgt die Abendmahlzeit; nach der Mahlzeit der zweite Teil der sinnbildlichen Feier. Die Mazze wird gebrochen, der Hausherr hebt an, alle Anwesenden brechen sich je ein Stück davon ab. Die zurückgelegte halbe Mazze wird unter dem Sederkissen des Hausherrn hervorgeholt und der Hausgemeinde zum dritten Becher verteilt mit einem Tischgebete. Der Eliasbecher steht auf dem Tische; man öffnet die Tür mit den Worten: Gelobt sei, der da kommt, und mit Stellen der Fluchpsalmen über die Feinde Gottes. Zum vierten Becher werden die Schlußpsalmen (115—118) aufgesagt, dazu das große Hallel, Psalm 136. Lob- und Dankgebete und ein Lied münden in den Zuruf: Das nächste Jahr in Jerusalem! Der Becher der Danksagung und ein kurzes Gebet schließen die Familienandacht, bei der man noch am Tische sitzen bleibt und Lieder singt. Unter diesen Volksliedern sei wegen seiner Echtheit das Lied vom Zicklein (Chad gadja) hervorgehoben: Das Zicklein wird gefressen von der Katze, diese gebissen vom Hund, dieser geschlagen mit dem Stocke, dieser verbrannt vom Feuer, dieses

gelöscht mit Wasser, dieses getrunken vom Ochsen, dieser geschlachtet vom Schlächter, dieser getötet vom Todesengel, dieser ausgetilgt von Gott. Vielleicht soll das Säcklein das jüdische Volk in seinen Schicksalen unter den Völkern der Erde darstellen.

3. In den jüdischen Väterfagen findet sich eine gedankenvolle Novelle, welche die Ablösung der ältesten Menschenopfer durch das Tieropfer ins Sinnbild faßt. Ich gebe die kleine Geschichte aus dem hebräischen Grundtext so wieder, wie sie ein moderner Dichter, kein modischer, erzählen würde:

Isaak war groß geworden. Gott wollte Abraham prüfen:

„Abraham! Abraham!“

„Hier bin ich.“

„So nimm deinen einzigen Sohn, den du liebhaft. Und geh ins Amoriterland und opfere ihn. Auf einem Berge, du wirst sehen.“

Abraham stand frühe auf, bepakte seinen Esel, spaltete Holz zum Brandopfer und machte sich auf den Weg, mit zwei Knechten und seinem Knaben — an den Ort, den Gott ihm zeigen werde.

Am dritten Tage sah man den Berg liegen. Der Vater befahl den Knechten: „Ihr bleibt hier, der Knabe und ich steigen hinauf zum Beten. Dann kommen wir zurück.“

Er gab dem Knaben das Holz zu tragen, er selber nahm Messer und Feuerbrand. So gingen die beiden miteinander . . .

Unterwegs begann der Junge: „Vater.“ — „Was willst du, mein Sohn?“ — „Wo ist das Schaf zum Opfer?“ — „Gott wird sich das Opfer ersehen, mein Sohn.“ So gingen die beiden miteinander . . .

Sie sind droben. Abraham baut den Altar, schiebet das Holz, bindet seinen Sohn, legt ihn auf den Altar, oben auf das Holz, reckt die Hand, greift zum Messer.

Da rief's vom Himmel: „Abraham! Abraham!“ — Er: „Ich höre.“ — Und wieder: „Setze deine Hand nicht an den Knaben, denn du hast ihn bereits mir aufgeopfert, deinen einzigen Sohn. Ich habe dich erkannt.“ Als Abraham sich umblickte, hing da ein Widder im Gestrüpp. Der ward geopfert für den Knaben. Und heimwärts ging's.

3. Ältestes heiliges Schrifttum. Mose.

Unter den kurzen Liedern des fünf-Mose-Buches stammen etliche wahrscheinlich aus der mosaischen Zeit, so das silbergraue Brunnenlied (4. Mose 21, 17—18):

Quill, Brunnen, singt ihm zu,
 Du Brunnen, den Fürsten gruben,
 Die Edlen des Volkes bohrten
 Mit ihrem Szepter, mit ihren Stäben!

Die Araber kennen ähnliche Singezeilen beim Wasserschöpfen. Der Brunnen ist als beseeltes Wesen gedacht, daher wird er angeredet in dieser morgenländischen Arbeitspoesie. Kunstpoesie und Volkspoesie sind zu unterscheiden. J. B. ist Volkspoesie — nach Hugo Gressmann — das sehr alte Nürjamlied auf die Vernichtung der Ägypter: Singet Jahve, der so hoch sich erhob, Ross und Wagen warf er ins Meer. Solche zwischen Vorsängerin und Chor abwechselnde Strophen sang man stundenlang unter Paukenschall, bis zur wohligen Ermüdung. Die Gattung der Psalmen, älter als Mose, zeigt hier ihre ursprüngliche Marke. So feierte man im gottesdienstlichen Hymnus die Gottheit. Die Lade Jahves nahmen sie mit in die Schlacht, zur gewissen Gegenwart ihres Bundesgottes, sie heiligte den Krieg. Den Signalworten: „Steh auf, Jahve, daß deine Feinde fliehen und deine Hasser vor dir zerstreuen,“ entsprach bei der Rückkehr die Melodie: „Setze dich, Jahve, bei den Stämmen Israels.“ Die Bundeslade ist als leerer Thron aufzufassen; übrigens war der Gott der Lade ursprünglich nicht ein Gott des Krieges, vielmehr ein Führergott, der seinem Stamme voranzog. Er wies ihm den Weg durch die Wüste — das nomadische Heiligtum des Wandervolkes wurde nur zu oft bei feindlichen Zusammenstößen unterwegs zum Kriegspalladium des Heeres. Als gottesdienstliche Citurgie beim Zeltkultus haben diese Bundesladensprüche ihre Geschichte.

Der politische Kampf gilt als religiöser Patriotismus.

Der Segen Aarons (4. Mose 6, 24—26) als dreiteiliger Kultuspruch:

Jahve möge dich segnen
 und dich behüten,
 Jahve lasse dir leuchten dein Antlitz
 und sei dir gnädig,
 Jahve wende sein Antlitz dir zu
 und gebe dir Heil (Frieden)

wiederholt feierlich den wirkkräftigen Namen des Gottes in jeder Zeile.

Eigentliche Zaubersprüche fehlen; sie gingen im Volke inmerhin um, kamen aber nicht in die Lieddichtung.

4. Israels Werden.

(Religionsgeschichtliche Skizze.)

1. Geschichteerzählung (als Vorläufer der Geschichteschreibung) hat die Mose-Zeit uns nicht aufbewahrt; sie erwachsen erst seit der Zeit des Königtums, als das Volk zum politischen Staat sich zusammenfasste. (Noch das Richter-Buch gehört als Ganzes zur Sage.) „Alle Erzählungen“, so hat Grefmann den Tatbestand lebendig beurteilt, „über Mose und seine Zeit sind literarisch als Sagen zu betrachten. Fast überall, wo man das Leben des Mose auch packt, greift man Zauber und Wunder heraus, die untrügerischen Kennzeichen der Sage. Klingen seine Schicksale nicht wie ein Märchen aus längst verschwundenen Tagen? Seine Wiege bekränzt das Schilf des Nilstroms, die Pracht des Königspalastes umstrahlt seine Jugend. Als er zum Manne gereift ist, steigt er auf dem Sinai zum Himmel empor, redet mit der Gottheit von Mund zu Mund und bringt die Tafeln ewiger Weisheit herab.

Die Wüste von Ägypten bis Palästina ist voll der Spuren, die der gottgleiche Heros hinterließ; überall sprudeln die Quellen, die sein Zauberstab auf immer dem Felsen entlockte, oder rinnt das süße Naß, das einst bitter dem salzigen Boden entquoll. Und wie die Wiege des Helden, so ist auch sein Grab von dem Dunkel geheimnisvoller Schauer umwoben. Sind die Erlebnisse Israels weniger sagenhaft? Als der Druck der Knechtschaft unerträglich wird, zucken die Schläge der Gottheit gnadenlos auf die Ägypter herab, bis das Volk ziehen darf. Vor ihm her wandelt die Wolken- und Feuer säule und zeigt sicher den Pfad durch das gespaltene Meer und die weglose Wüste. Auf dem heiligen Berge, dessen Feuer gen Himmel loht, offenbart sich unter Donner und Blitz die Größe der Gottheit. Vierzig Jahre wandern die Israeliten kreuz und quer, ihre Schuhe zerschleifen nicht und ihre Füße schwellen nicht an. Morgens regnet Manna, das Himmelsbrot, herab und abends fliegen Wachteln als Wildpret herbei. Honig liefert der Felsen und Öl das Kieselgestein. Die Feinde vertreibt der göttliche Stab und die Erde verschlingt die Abeltäter. So wird Israel, behütet wie auf Adlers Fittichen, ins gelobte Land getragen.“ Auch da, wo geschichtliche Ereignisse sich deutlicher widerzuspiegeln scheinen, fehlen die politischen Gesichtspunkte des Historikers. Das Werden und Wachsen dieses Volkes, das uns von Anfang an als fertiger Organismus entgegentritt, bleibt im Nebel; die phantastische Ausschmückung der

Wunder und Plagen über die Ägypter beantwortet die Frage nicht geschichtlich, wie Israel sich der Fron entziehen konnte. Was geschah tatsächlich am Sinai? Wie kam Israel siegreich ins Ostjordanland? — „Sagen sind Kletterranken; sie brauchen einen Stamm, den sie mit ihrem grünen Laubgehänge umarmen, mit ihren blauen Blumen küssen können.“

Mose selber ist nicht aus der Geschichte zu streichen — gerade die üppigen Sagenranken beglaubigen ihn geschichtlich. Im Gegensatz zum Märchen beansprucht die Sage Wahrscheinlichkeit; die Sage als Spiegelung der Wirklichkeit kann nicht in der Märchenwelt der Phantasie aufgehen, das schlichte Leben des Alltags muß in sie hineinragen. Der kulturelle Einschlag der Mosesagen ist dem Leben abgelautet — dieser nüchterne Blick und die gute Beobachtungsgabe trotz der beschwingten Phantasie des Erzählers stand auch damals unter der Kontrolle der Hörer und Leser. Solcher Kulturzüge in den Mosesagen sind eine Fülle vorhanden. Die alttestamentliche Forschung entscheidet nach dem Grundsatz: wo typische oder märchenhafte Motive auftreten, ist der geschichtliche Hintergrund abzuerkennen, abgesehen von dem Helden, dem Ort oder dem Gegenstand, an den die Erzählung anknüpft; weichen Einzelheiten auffällig vom Typus ab, so ist eine Ausnahme gestattet. J. B. dient die Gotteserscheinung (Theophanie) häufig dazu, bestimmte Riten wie die Beschneidung oder Gesetze wie das Zehngebot oder Heiligtümer wie die Lade unmittelbar von der Gottheit herzuleiten. Da die Mosesagen viel dergleichen enthalten, so erscheint Mose, der Vermittler der Gottesoffenbarungen, geschichtlich gesehen, als der Schöpfer dieser Einrichtungen. Allein, die Sage fängt die geschichtliche Wirklichkeit nur in einem verändernden Spiegel auf — den Erzählern, plagt ein berufener Quellenforscher, fehlt das rechte Augenmaß, so daß sie das Kleine groß und das Große klein darstellen. Beispiele: Mose wird von dem Priester Jethro in Midian in die Geheimnisse des Jahvekultus und der Orakel Israels eingeweiht; dieser Lehrmeister Moses, zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit, erscheint lediglich als wackerer Schwiegervater, ihn bangt um die Gesundheit seines Schwiegersohnes Mose, dem er einen guten Rat gibt. Das Familienidyll im Kreise der Hirten hält den Erzähler solcher Hörerkreise fest; er begreift nicht, was sich be- gibt. Mose ist Hirt, er ist Priester gewesen — beide zuerst selbständige Sagen flossen zusammen, ohne völlig ausgeglichen zu werden. Der Historiker zieht alle Überlieferungen, die ihm erreichbar sind, heran, hört die Zeugen unbefangen ab und gibt sein Urteil erst, wenn sich

das geschichtliche Gesamtbild als glaubwürdig erweist. Die Einsicht in die literarischen Quellen bleibt mühevoll.

2. Die Not hatte einen Haufen verwandter hebräischer Stämme aus ihren gewohnten Verhältnissen geworfen und sie dem Mose in die Arme getrieben. Er übernahm ihre Führung, weil er an den Erfolg glaubte, und der Erfolg gab ihm recht. Ihn und seine Scharen trug das Bewußtsein: Jahve, der Gott Israels, Israel Jahves Volk. Er, der über Wind und Meer gebot, ließ ihnen seiner Allmacht Arm. Und Mose, der Mittler dieser gemeinsamen Überzeugung, begründete in der Folge als des Volkes gegebener Richter unter ihnen eine Zentrale für die Rechtsüberlieferung, er gab ihnen eine Thora. Das füllte den Gottesbegriff mit einem Gedankengehalt: der Gott Israels war zugleich Gott des Rechtes und der Gerechtigkeit, also der Inhalt des Volksgewissens. Er erweckte auch fortan die Männer, die, vom Geist getrieben, sich an die Spitze des Volkes stellten. Denn er selbst zog mit aus unter den Kriegseuten des Heerbannes, in ihrer Gottbegeisterung ward seine Gegenwart spürbar; vom Himmel aus entschied er den Streit auf Erden. Aber seine unbegrenzte Macht, die über Himmel und Erde ging, war gebunden durch das Ergehen des kleinen Völkchens, dem er diente. Es war in Israel, wie bei den anderen Völkern; der lebendige Gott bekam dadurch Pausen in seinem Wirken. Seine Betätigung hatte etwas Gewitterhaftes, sie eignete sich mehr für außerordentliche Fälle als für den gewöhnlichen Hausbedarf. Allerdings: die Bundeslade, ein zumeist für das kriegerische Wander- und Lagerleben gemeintes Zauberbild, blieb Mittelpunkt der Andacht. In allen Verlegenheiten befragte man durch die Priester den Mund Jahves. Diese, denen als letzte Ausflucht das Los zur Seite stand, genossen lediglich moralische Würde; denn die priesterliche Thora war unpolitisch oder doch nichtpolitisch. Krieg und Recht waren Religion in Israel, ehe sie Zwang und bürgerliche Ordnung wurden. Mose hielt die Genossen bei den praktischen Fragen fest, die die Zeit selber stellte. „Der religiöse Ausgangspunkt Israels ist durch Normalität ausgezeichnet“, sagte der verstorbene Altmeister der israelitischen und jüdischen Geschichte, Julius Wellhausen, dessen Auffassung gesiegt hat. (Israelitische und jüdische Geschichte, seit 1894.)

Die Hebräer waren in Kanaan angesiedelt. Mit der erhöhten Kultur des seßhaften Lebens erschlaffte das nationale, also religiöse Gemeinbewußtsein. Israel verwuchs mit dem eroberten Lande, Jahve teilte sich mit Baal in die Herrschaft. Dieser Mischmasch war noch zur Zeit des Propheten Hosea nicht überwunden. Da weckten

die Philister Israel und seinen Jahve aus dem Schlummer; im Kampf gegen sie entstand Sauls Königtum, sein glücklicherer Nachfolger David begründete das israelitische Gesamtreich mit seinen stolzen Siegen. Aber zum levitischen Heiligen und frommen Sänger hat ihn die spätljüdische Gemeinde zu Unrecht ernannt. Salomo öffnet der orientalischen Kultur die Schleusen, der Verkehr mit dem Ausland weitet Israels Blickfeld, nicht ohne es jedoch in dem Gefühl seiner Eigenart zu bestärken. Wenn Salomo phönizische und ägyptische Einrichtungen auf den Jahvefult übertrug, so mochte er bei den Israeliten vom alten Schlage mit solchen Neuerungen anstoßen — sein Tempel wurde hernach dennoch bedeutsam für die Religion. Die Trennung des Reiches unter Rehabeam führte der maßgebende Stamm Joseph herbei, gestachelt von Eifersucht gegen den durch David emporgehobenen Stamm Juda. Andere Ursachen wirkten mit. Mit der Religion hatte die Spaltung nichts zu schaffen, war doch der jerusalemische Kultus noch nicht alleinberechtigt, und Dan, eine Schöpfung Jerobeams, war ebenbürtig.

Elia, dessen Heldengestalt, einsam ihre Zeit überragend, uns von der Sage gezeichnet ward, bedeutet ein neues Kapitel der israelitischen Religionsgeschichte. Jahve, der sein Reich nach außen gefestigt, machte gegen die geistlichen Eindringlinge mobil, die bis dahin ziemlich ungehindert ihr Wesen hatten treiben dürfen. Als Ab dem syrischen Baal in Samaria einen Tempel weihte, gürtete sich der Prophet zum Kampf. Indem er an Stelle der vielen gleichberechtigten anbetungswürdigen Mächte nur den einen Heiligen und Mächtigen anerkannte, begann die Gottesidee die volkliche Schranke zu sprengen.

In der Blütezeit des Nordreiches unter Jerobeam II. setzte die hebräische Literatur ein. Die Lieder, anfangs mündlich fortgepflanzt, die Jahves Heilstaten priesen, zeichnete man jetzt auf, ihre Sammlung ergab das „Buch der Kriege Jahves“ und das „Buch des Redlichen“, die ältesten hebräischen Geschichtsbücher. Bald wurden Urkunden und Familienerinnerungen zur Geschichtschreibung in Prosa benutzt, die in den Büchern der Richter, Samuels und der Könige ihren teilweisen Niederschlag gefunden haben. Auch Sammlungen wurden angelegt. Und etwas später folgte die Aufzeichnung der Sagen über die Patriarchen und die Urzeit. In diesem literarisch erwachenden Zeitalter fangen auch die Propheten an, ihre Reden schriftlich zu gestalten, so daß kleine Kunstwerke in ihnen reifen.

Wie stand es in dieser Zeit um den Jahvedienst? Es war zu bemerken, wie die Priester, die nicht bloß Opferer, sondern zugleich

Ratgeber und Lehrer des Volkes waren, jene Seite ihres Amtes als die einträglichere bevorzugten. Der Gottesbegriff im Volke war noch gegenwärtig und gewichtig. Israels Geschichte war und blieb das Erzeugnis des göttlichen Waltens, dem sich der einzelne unterordnete. Man forschte nach seinem Vorhaben, um sich danach einzurichten; denn Jahve hatte unberechenbare Launen, die ihn gnädig sein oder zürnen ließen, je nachdem. „Der Satan hatte ihm dazumal noch keinen Teil seines Wesens abgenommen.“ Doch blieb man ihm treu, solange der Glaube und die äußere Erfahrung sich einigermaßen deckten.

Die Assyrer brachten neue Bewegung. Ehe die östlichen Eroberer ihre Arme gierig nach Israel ausstreckten, trat Amos auf den Plan. Die israelitischen Propheten allein lösten das furchtbare Problem, das damals die Geschichte Israels ihnen stellte: sie zogen den Begriff der Welt, der die Religionen anderer Völker mit ihren Nationalgöttern zugleich zerstörte, in ihre Religion hinein, noch ehe er dem breiten Bewußtsein hell aufgegangen war. So wurde ihnen die Gegenwart mit allem, was sie unter ihrem Sturze begrub, zum Mythos eines göttlichen Dramas, bei dem die Völker als die Personen, Israel als der Held und Jahve als Poet der Tragödie in Szene traten. Der Gott des Amos und seiner Nachfolger blieb der alte Jahve des Bundesvolkes; aber nur sofern dieses der Gerechtigkeit sich untergab, durfte es auf den Gott der Gerechtigkeit trauen. Nun konnte Jahve nicht fürder mit der Welt zusammenstoßen oder gar an ihr scheitern — das Recht bewohnte weitere Bezirke als die Grenzen der Assyrer. Doch aus dieser Grundstimmung der Propheten folgte wie von selbst ihre unerbittliche kritische Schärfe gegen den Kultus, sofern man durch ihn die Gunst der Gottheit ohne sittliche Eignung sich zu erkaufen gedachte, und zumal gegen die mit dem Kultus verknüpften Bräuche. Die sogenannten messianischen Weissagungen der Propheten nährten die patriotischen und gaukelnden Hoffnungen der Menae. Samaria ging unter — aber der Jahveglaube war gerettet, Israel durch ihn verewigt.

Das Reich Juda, das bisher politisch und religiös im Schlepptau des nördlichen Hauptreiches gezogen hatte, trat Samarias Erbe an. Das Verdienst des Propheten Jesaja war es, wenn es von der großen Weltpolitik nicht alsbald zerrieben wurde, sondern noch ein Jahrhundert lang zum Teil in ruhiger Blüte sich entwickeln konnte. Siegesgewisser als in ihm hat die Wahrheit niemals ihr Zutrauen zu sich selber ausgesprochen. Ein tragischer Verzicht war dieser frohen Zuversicht allerdings beigemischt: Jesaja erkannte, daß

der größte Teil des Volkes den Geschicken erliegen und nur ein kleiner Rest als Same der Zukunft verbleiben werde. So machte er sich daran, das Ideal des Gottesvolkes, wie es vor seiner Seele stand, zunächst im kleinen Kreise zu verwirklichen. Die Prophetenarbeit wurde zur praktischen Reform; Jesaia setzte durch den König Hiskia die Abschaffung des Bilderdienstes wirklich durch. Unter Hiskias Sohn, Manasse, lebte dann der götzdienende Aberglaube um so kräftiger wieder auf. Die Gegenreformation, die Propheten verbissen nachäffend, brachte die scheußlichen Kinderopfer zu Ehren des Jahvemoloch im Geennatal auf. Dieser Zeit des schärfsten Gegensatzes zwischen scheinfrommer Jugendreife und reiner Sittlichkeit entstammen die ergreifenden Mahnreden des Propheten Micha, vielleicht auch die Sätze des Zehngebots (Dekalogs), die das Sittliche allein, vom Kultischen absehend, gelten lassen.

Ein kurzer, erfolgreicher Sieg der prophetischen Reformbestrebungen unter König Josia brachte das „Deuteronomium“ (unser 5. Buch Mose) ans Licht, eine Ergänzung des Dekalogs durch eine wirkliche Volksgesetzgebung — das erste Gesetz- und Bundesbuch, das umfassende Programm einer Neugestaltung der Gottesherrschaft nach dem Ideal der Propheten. Hier ist klar erkenntlich, daß Prophetentum und Gesetz einander bedingen wie Ursache und Wirkung, klar zu sehen, daß Jahves Wille nicht in unbekannter Höhe und ferne schweben sollte, sondern daß der als fromm zu gelten habe, der dem Menschen leiste, was Recht ist. Der Jahvedienst wird auf Jerusalem allein eingestellt; alle gottesdienstlichen Nebenstätten mit Eigengepräge sind aufgehoben. Die unbeabsichtigte Kehrseite dieser Vereinheitlichung des Jahvedienstes war das Anschwellen der jerusalemischen Priesterherrschaft, die gesetzliche Entartung der prophetischen Reform.

Herrlich blühte im Volk der Eifer für Gesetz und Tempel — nur einer ließ sich nicht blenden: Jeremia, der Prophet. Als er auf das Schicksal Silos und der Ephraimiter verwies, da lohnte man ihm mit Spott und Verfolgung. Bis all der patriotische Wahneifer sein Ende gefunden hatte in der Zerstörung der heiligen Stadt und in der Wegschleppung des Bundesvolkes nach Babel. Jeremia tröstete jetzt die Verzagenden: mit dem Hinweise auf eine heilvolle Zukunft, die ihnen in der neuen Gesinnung der einzelnen verbürgt sei, jenseits von Dogma und kultischer Einrichtung. Damit nahm die Religion die entscheidendste Wendung: sie wurde einzelartig, und sie wurde innerlich. Jeremia, der letzte und größte Prophet, hat seinem verfallenden Volke dieses Kleinod abgerungen. Fortan war nicht das Volk, sondern der Mensch der Träger der Religion.

Eine kleine jüdische Kolonie kehrte nach sieben Jahrzehnten aus Babylon in die mit Schmerzen ersehnte Heimat wieder. Sie war kein Staat mehr, sie stellte eine religiöse Gemeinde dar, deren Organisierung die Priester der Hauptstadt in die Hand nahmen. Als in den Wirren der nächsten Jahrzehnte die jüdische Kolonie in der Vermischung mit den halbheidnischen Landesbewohnern unterzugehen schien, kam unter Esra ein neuer Zugzug babylonischer Juden. Ihr in der Fremde ausgebildeter streng gesetzlicher und jüdisch-ausschließender Geist erhielt die Gemeinde in Palästina, daß sie nicht auseinanderbröckelte. Das priesterliche Gesetzbuch Esras wurde eingeführt als die Grundlage des späteren Judentums. Diese Gesetzgebung in der Bahn jenes älteren Bundesbuches (5. Mose) regelte vorzugsweise den Kultus; die Politik verblieb der Fremdherrschaft. Der Hohepriester bildet die oberste Spitze der Verfassung, die übrigen Priester umstehen ihn wie die Bischöfe den Papst. Schon ihr Geburtsadel erhöhte sie über die niedere Geistlichkeit. Ein Netz von religiös verbindlichen Satzungen und Gepflogenheiten umstrickte das Leben und schied den Juden vom Menschen. Auch der erneuerte Tempeldienst, um neue Sühnegebräuche vermehrt, diente dem gleichen Zweck; er bildete eine Schale um Glauben und Sitte der Väter, die Religion des sittlich lautereren Eingottglaubens zu schützen, bis sie Gemeingut der Welt werden konnte. Aber der Kern der prophetischen Religion verholzte doch nicht ganz in dieser Umschalung. Im Gegenteil: die persönlich werdende Frömmigkeit schritt fort. Man begann über die Religion zu sinnen. Die sogenannte „Weisheit“ bildete sich aus, deren literarische Denkmäler der Hiob, die Sprüche Salomos und des Sirach und der Prediger (Kohelleth) sind. Die Psalmen, die wohl zumeist erst in dieser späten Zeit gedichtet wurden, ihren Aufschriften zum Trotz, ergänzten die Meditation nach der Seite der Empfindung. Der Fromme wagte auf sich selber zu stehen: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen!“ Diese tiefe Innerlichkeit der persönlichen religiösen Erfahrung wurde, je mehr das kirchliche Judentum erstarrte, der Keim der religiösen Zukunft.

5. Israels Propheten.

1. Die Bedeutung des Propheten liegt nach dem unterscheidenden Urteil von Paul Kleinert nicht im Erfinden neuer Lehren und der Durchführung neuer Verbände, vielmehr in dem durchdringenden Blick, der unbeirrt von den am Schein der Dinge haftenden Herdenlosungen der Gewöhnung, der Abereinkunft, der Mode,

der Kunst, der Schlagworte die Dinge sieht, wie sie sind: das Nichtige nichtig, das Wesenhafte wesenhaft, das Edle edel, das Gemeine gemein. Der Prophet hat das schauende Auge, das über der Wirrsal eines scheinbar nur von irdischen Kräften bewegten Menschengetriebes das Walten einer ewigen, unverbrüchlichen Ordnung erkennt, an deren Wirklichkeit das Nichtige zerschellt, das Lebendige die Bürgschaft gewinnt, sich zu behaupten und durchzusetzen. In Wahrhaftigkeit deutet der Prophet, unbewegt von Furcht und Günst, das Licht seiner Erkenntnis für Menschen, die lichtlos im stummen All umherirrend in ihren Träumen gefangen sind. Die echten Propheten Israels haben alle großen Fragen, vor die ihre Zeit sie stellte, unter dem Gesichtspunkt gewertet, daß Leben oder Tod des Volkes an ihnen hängen. Sie wenden dem stürmenden Geschlecht das Haupt zurück, den Tod zu sehen, der ihm auf den Fersen sitzt. Der billige Spott, als ob die Religion nur dazu in der Welt sei, Mühselige und Beladene durch Vorspiegelung eines Jenseits über das Elend des Diesseits hinwegzutäuschen, als ob sie nicht für das Diesseits den Weg des Lebens weise, muß vor ihnen zu Boden fallen. Gewiß, daß ein Prophet den leuchtenden Gedanken, der in ihm lebendig wurde, zum Ausdruck brachte, ist Innenschau, Eingebung (Inspiration), also Erleuchtung in einer Schöpferstunde des Geistes; aber viele Geschlechter mußten mit Geist und Gemüt und Gewissen daran arbeiten, diese religiösen Kräfte in sich zum Leben zu erwecken, ehe solche prophetischen Gesichte den Geist finden konnten, der sie zu fassen vermochte und die Hörer, die sie verstanden. Auf dem im achten vorchristlichen Jahrhundert noch ungebrochenen Boden der Gemeindefreiheit in Israel erwuchs jene Volksgemeinschaft, in der jeder Bürger sich wirksam betätigen mochte am Wohl und Wehe des Ganzen. Nur so konnten die Propheten als gottbeseelte Männer zu Rednern Gottes aufwachsen. Durchaus persönlich ist die Art und Wirkung jedes einzelnen Propheten. „Nicht eine Prunkallee mit farblosen Stereotypgestalten (Schablonenmenschen) zieht mit diesen Männern an unserm Auge vorüber: jeder ist eine Persönlichkeit für sich, von so scharfer Prägung, daß oft schon aus wenigen Sätzen der ganze Mann erkannt werden mag.“ Ihre Gottesgewißheit ist hinreißend und höher als alle Vernunft. Wie hoch ihnen die Aberlieferungen ihres Volkes stehen — es ist nicht das Aberlieferte, wie mannigfach die Gewalt ihrer Denk- und Bildkraft, es ist nicht das Erdachte, worin sie ihre Vollmacht und Macht wissen: Wahrheit ist es, die sie nicht gemacht haben, vielmehr die ihrer mächtig wurde und sie mit oder wider ihre Neigung in ihren Dienst nahm.

In diesem Glauben ohne Wanken gründet sich die freimütige Kühnheit, der unbeugsame Trotz, der den echten Propheten vom Schmeichler der Gewalt und der Menge unterscheidet. Die Berufung des Propheten vollzog sich und vollzieht sich noch immer, wo Propheten in einem Volk aufstehen, in der Weise eines inneren Vernehmens, das sie als Schauen und Hören beschreiben. Das Unsichtbare kann nach der Natur menschlichen Seelenlebens nur in Formen, die der Wahrnehmung des Sichtbaren entnommen sind, von der Seele empfunden und erfahren werden; doch von dem inneren Vernehmen und Anschauen lebt ihre Verkündigung.

Wem das nicht einleuchtet, der lasse es sich von dem neuzeitlichen Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche beschreiben, der seine Gesichte und Bilder „Also sprach Zarathustra“ im Jahre 1883 in Italien und der Schweiz mit den unbezweifelbaren Worten also erlebte: „Hat jemand Ende des neunzehnten Jahrhunderts einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Verkörperung, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im tiefsten erschüttert und unwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, man sucht nicht, man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt. Wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürzt, bald langsam wird; ein vollkommenes Ausser-sich-Sein mit dem unterscheidenden Bewußtsein einer Anzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düstere nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses. Ein unbewusstes Empfinden ebemäßiger Verhältnisse, das weite Räume von Formen überspannt. Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist am merkwürdigsten; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist. Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Hier kommen alle Dinge lieblosend zu deiner Rede und schmeicheln dir, denn sie wollen auf deinem Rücken reiten.

Alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen. Dies ist meine Erfahrung von Inspiration."

Wie den stummen Daniel in Hebbels Dichtung „Judith“ das göttliche Wort in der Stunde der Not seines Volks an der Mauer Bethuliens plötzlich packt und ihn schüttelt, daß seine Zunge die Worte formt und herausstößt und er dann wieder stumm wird, so müssen die Propheten der gebietenden Stunde gehorchen als Seher und Sänger, die in des höheren Herren Pflicht stehen. Wie in den Lüften der Sturmwind saust, du weißt nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen — so bricht das Prophetenwort von innen nach außen und wecket der dunklen Töne Gewalt, die im Herzen schliefen. Das Wort Jahves umhüllt sie wie ein Mantel oder es blizt ihnen aus den Augen und springt aus ihrem Munde als Gewitterkrachen, das die schwüle Luft zerteilt und reinigt, wiederum als lichter Sonnenstrahl, der das finstre Gewölk vertreibt.

2. Religiöse Hochluft atmen wir, wenn Jesaja schaut und kündet: „Geschworen hat Jahve der Heerscharen also: Wahrlich, gleichwie ich's ausgedacht, so geschieht es, und wie ich's geratschlagt, wird's zustande kommen: daß ich den Assyrer zerbreche in meinem Lande und auf meinen Bergen will ich ihn niedertreten, und weichen soll von ihnen sein Joch und seine Bürde fortkommen von seinem Nacken. Dies der Ratschluß, der beschlossen ist über die ganze Erde und dies die Hand, so ausgerecht ist über alle Nationen. Jahve der Heerscharen hat geratschlagt, wer will's ungültig machen, und seine ausgerechte Hand, wer will sie abwenden?"

„Wehe, ein Gebrause vieler Völker, wie Meeresbrausen so brausen sie! Und ein Geräusch von Völkerschaften, gleich dem Rauschen mächtiger Wasser rauschen sie! Völker, gleich dem Lärm vieler Wasser lärmen sie. Aber er beschilt ihn und er flieht fernhin, und wird gejagt gleichwie Spreu auf den Bergen vor dem Wind und wie ein Wirbel vor dem Sturm her! Zur Zeit des Abends, siehe da ist Schrecken; ehe es Morgen wird, ist er nicht mehr. Dies der Teil derer, die uns ausrauben, und das Los für sie, die uns plündern.“

„Wehe Ariel, Ariel, Burg, wo David lagerte! füget Jahr zu Jahr, lasset die Feste kreisen — da will ich Ariel bedrängen, daß es Achzen und Seufzen gibt, und es wird mir ein rechter Ariel (Gottesherd). Und ich lagere mich im Umkreis um dich und stelle eng um dich Posten auf und errichte wider dich Belagerungswerke. Und tief unten vom Boden wirst du sprechen und gedämpft aus dem

Staub deine Rede tönen, und wie die eines Totengeistes aus der Erde wird deine Stimme sein und aus dem Staube deine Rede flüstern. Aber wie feiner Staub wird verfliegen der Schwarm deiner Eindringlinge und wie Spreu dahinfahren der Schwarm der Gewalttätigen, und es wird plötzlich unversehens kommen. Von Jahve der Heerscharen wirst du heimgesucht werden unter Donnergedröhn und Erdbeben und lautem Hall, Wind und Sturm und Lohe verzehrenden Feuers. Und es wird gleich einem Traum, einem Nachtgesicht das Getümmel aller Nationen, die zu Felde ziehen wider Ariel (Jerusalem) und alle, die wider sie ausziehen und ihre Burg bedrängen. Und es wird sein, wie wenn der Hungrige träumt — siehe, da ist er; erwacht er aber, so ist seine Begierde ungestillt; und wie wenn der Durstige träumt — siehe, da trinkt er; erwacht er aber, so schwachtet er noch und seine Seele ist voll Verlangens. Also wird's der Menge aller Nationen gehen, die da zu Felde ziehen wider den Berg Zion."

„In jenem Tage wird eine Heerstraße von Aegypten nach Assur gehen, und es kehrt Assur bei Aegypten und Aegypten bei Assur ein, und dienen werden Aegypten samt Assur. In jenem Tage wird Israel der Dritte sein zu Aegypten und Assur, ein Segen in mitten der Erde, so daß Jahve der Heerscharen es segnet, indem er spricht: Gesegnet du mein Volk, Aegypten, und meiner Hände Werk, Assur, und mein Erbland, Israel!"

In der Eliaslegende Israels findet sich ein dramatisches Bild zu der uralten Frage, wo Gott wohne:

Elia ging hinein in die Wüste, eine Tagereise weit, kam und setzte sich unter einen Ginsterstrauch. Da wünschte er sich den Tod und sprach: „Es ist genug! Nimm nunmehr, Jahve, mein Leben hin, denn ich bin nicht besser als meine Väter!" Hierauf legte er sich nieder und schlief ein. Ein Engel rührte ihn an und sprach zu ihm: „Stehe auf und is!" Und als er hinblickte, da fand sich zu seinen Häupten ein gerösteter Brotsladen und ein Krug mit Wasser. Da aß und trank er und legte sich wieder schlafen. Doch der Engel Jahves kam wieder und rührte ihn an:

„Stehe auf und is, sonst ist der Weg für dich zu weit!" Und er wanderte vermöge der Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte hindurch bis zum Gottesberge Horeb, dort trat er in eine Höhle und blieb über Nacht. Und er hörte die Stimme: „Geh' hinaus und tritt auf den Berg vor Jahve!" Jahve aber zog an der Höhle vorüber; ein heftiger Sturmwind, der Berge zerriß und Felsen

zerschmiß, ging Jahve voran — Jahve war nicht in dem Sturmwind. Nach dem Sturmwind kam ein Erdbeben — Jahve war nicht in dem Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer — Jahve war nicht in dem Feuer. Nach dem Feuer ließ sich ein sanftes Sausen vernehmen. Als Elia das hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel, ging heraus und trat an den Eingang der Höhle. Der Gott ging vorbei.

6. Das Evangelium der Makkabäer.

Wie der Römerbrief im 16. Jahrhundert das Papsttum erschütterte, so hat das Danielbuch im zweiten vorchristlichen Jahrhundert das Römische Reich untergraben helfen. Die Zeit war wüst, friedlos und unheilvoll. In der Geschichte wirkten weder Götter noch Deuter mehr, sie wurde von Feldherren und Politikern gemacht mit berechneten und durchaus handfesten Mitteln, mit Soldaten und Schiffen, mit Heiraten und Menehelnorden, nicht zum wenigsten mit Geld. Am 15. Kislev des Jahres 168 errichteten syrische Schergen auf Jahves Altar im Tempel zu Jerusalem einen zweiten Altar, auf dem für den Griechengott Zeus das Opfer flammte. Nebukadnezar, die Perserkönige, Alexander — keiner hatte gewagt, die jüdische Frömmigkeit anzutasten. Als böser Geist in Menschengestalt erschien Antiochus den Juden. Syrische Henker, unterstützt von hellenistischen Juden, greifen jeden, der nicht auf den Götzenaltären opfert, und verüben Unheil. Jerusalem blutet, ohne sich zu wehren. Draußen auf dem Lande aber lebt noch der altisraelitische Heldengeist, der für der Götter Glauben und Sitte nicht nur duldet, der auch mit dem Hammer philosophiert! Der Priester Mattathias rief: „Wer für das Gesetz eifert und den Bund halten will, der ziehe aus, mir nach!“ An seine Stelle trat im Jahre 166 sein Sohn Judas Makkabäus, der Hammerschwinger — Religion und Vaterlandsliebe in machtvollem Verein! Er tauschte den Hammer mit dem Schwert als syrischer Feldherr und führte das kleine Volk, das seit Jahrhunderten der Waffen entwöhnt war, siegreich gegen den fünfzehnmal überlegenen Feind. Und was ihre Heldenherzen beschwingte, das war nicht zuletzt der himmlische Zuspruch des geheimnisreichen Buches Daniel, das ihnen ins Feld folgte. In der Not der Gegenwart durchhalten, lieber sterben als den Glauben verleugnen, die Erlösung naht! Erzählungen und Gesichte geben dieser Lösung bildnerischen Ausdruck.

Der junge Daniel und seine drei Genossen am Hofe Nebukad-

nezars wurden als Edelknaben gehalten. Die Knappen sollen des Königs Bildnis anbeten. Da sie sich weigern, werden sie in den überheizten Ofen geworfen und bleiben, nach der Sage, unverfehrt. Als Daniel in erneutem Ungehorsam dreimal täglich auf dem Dache seines Hauses nach Väterfitt mit der Wendung nach Jerusalem sein Gebet verrichtet, muß er in den Löwengraben hinab, und bleibt unverfehrt. Das sind volkstümliche Holzschnitte mit erbaulicher Prägung. Doch den schreckhaften Traum des Königs weiß er ihm selzerisch zu deuten:

Ein Bild steigt vor dem Herrscher auf, als er auf seinem Lager mit Gedanken über die Zukunft sich ablagrt: das Haupt der Traumgestalt ist von Gold, Brust und Arme sind Silber, Bauch und Lenden von Erz, die Schenkel von Eisen, die Füße aus Eisen und Ton. Da löst sich ohne menschliche Vermittlung ein Stein, trifft auf die Füße und zerschmettert sie; gleichzeitig verschwinden die übrigen Bestandteile des Bildes, während sich der Stein zum Berge auswächst, der die ganze Erde erfüllt. Das kommende Reich der Himmel wird der ganzen Abfolge der Weltreiche, von denen jedes seinem Vorgänger an Macht nachsteht, ein gewaltsames Ende bereiten. Denn das Haupt von Gold ist das babylonische Reich. Die Silberteile bedeuten Medien, der erzene Leib Persien (nach des Verfassers irriger Meinung folgt das persische Reich dem medischen); die Schenkel von Eisen sind das griechische Reich, die Füße von Eisen und Ton bezeichnen die national gemischten Diadochenreiche, Seleukiden und Ptolemäer. Wiederum wird der König von einem Traume beunruhigt: er sah einen Baum, dessen Gipfel bis an den Himmel reichte, allen Lebewesen zu Nahrung, Wohnung und Schatten. Der Himmelswächter befiehlt, der Baum solle umgehauen, seine Äste abgeschlagen, die Früchte zerstreut und nur ein Wurzelstock in der Erde belassen werden, und zwar in einer Fessel von Eisen und Erz mitten im grünen Felde, so daß er vom Himmelstau benetzt mit den Tieren an den Pflanzen teilhabe. Der König soll sein Menschenherz gegen ein Tierherz eintauschen. Das Drohbild erfüllt sich; der König muß Gras fressen gleich den Rindern und diese Verwandlung dauert an, bis ihm die Haare wachsen wie den Geiern die Federn und die Nägel wie den Vögeln die Krallen. Erst nach „sieben Zeiten“ kommt der Fürst wieder zu Verstande und kehrt als Menschenwesen auf den Thron zurück.

Unter dem grellen Lichte des Leuchters auf dem Kalk der Wand des Schlosssaales, als Belsazar am üppigen Gelage mit seinen Großen im Weinrausch aus den heiligen jüdischen Geräten trinkt,

werden Finger einer Menschenhand sichtbar und schreiben die vier Worte, die der junge Prophet Daniel allein auszulegen vermag: „mene, mene“ = gezählt hat Gott dein Königtum und ihm ein Ende bereitet; „tefel“ = gewogen bist du auf der Wage und zu leicht erfunden; „peres“ = zerteilt ist dein Königtum und ist den Medern und Persern gegeben! Belsazar, so klingt es uns noch aus Heinrich Heines Ballade schauernd im Ohr, Belsazar ward in selbiger Nacht von seinen Knechten umgebracht. Die Könige der Erde treten auf und die Fürsten ratschlagen miteinander wider Jahve und seinen Gefalbten; aber der im Himmel lacht (Psalm 2).

Kapitel 7 bringt das dichterisch großartige Bild: Ich schaute in meinem Traum zur Nachtzeit und siehe, die vier Himmelswinde regten das große Meer auf und vier Tiere stiegen aus dem Meere. Das erste war wie ein Löwe und hatte Adlerflügel; seine Flügel wurden ausgerauft und es vom Boden aufgerichtet, einem Menschen gleich, auf zwei Füße gestellt und ihm Verstand gegeben. Und siehe, ein anderes Tier, das glich einem Bären; es trug drei Rippen im Maule zwischen seinen Zähnen und ihm ward befohlen: steh' auf, friß viel Fleisch. Und ein drittes wie ein Panther erschien, vier Vogelflügel auf dem Rücken und vier Köpfe. Ein viertes Tier, fürchterlich und schreckhaft von Ansehen, trägt zehn Hörner und Eisenzähne, es frißt und zermalmt und was übrigbleibt, zertritt es mit den Füßen. Der Seher achtete gebannt auf die Hörner: und siehe, ein anderes kleines Horn stieg zwischen ihnen herauf und drei der früheren Hörner wurden vor ihm ausgerissen; Menschenaugen waren an diesem Horn und ein Mund, der gewaltige Reden führte. Thronessel wurden aufgestellt, und ein Hochbetagter setzte sich nieder; sein Gewand war weiß wie Schnee und sein Haupthaar rein wie Wolle, sein Thron waren Feuerflammen, die Räder brennendes Feuer. Von ihm ergoß sich ein Feuerstrom weithin und Geisterscharen standen zu seinen Diensten. Die Bücher wurden vor ihm aufgeschlagen zum Gericht. Das Tier mit den Trokreden wurde getötet, sein Leichnam dem Feuerbrand überantwortet. Auch den übrigen Tieren wurde ihre Macht genommen und genau bestimmt, wie lange sie am Leben bleiben sollten. Und siehe, da kam mit den Wolken des Himmels Einer wie ein Mensch und gelangte vor den Hochbetagten; Macht, Ehre und Königsherrschaft ward ihm verliehen, alle Völker und Zungen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist unzerstörbar.

Wes ist das Bild und die Unterschrift? Die Geschichte hat die Deutung erbracht: der Löwe ist Babylon, der Bär ist das Merk-

zeichen für die eroberungswütigen Meder, der Panther bedeutet das Perserreich mit den Häuptern der vier Perserkönige. Die zehn Hörner des vierten Tieres sind die Seleuziden, an ihrer Spitze vielleicht Alexander der Große. Die Gestalt Belsazars ist die Maske für den Tempelräuber Antiochus Epiphanes, er ist (im Gesichte vom Widder) das großmäulige Horn, für ihn schrieb die Himmelsband den Fluch an die Wand.

Antiochus starb im Jahre 164 auf seinem Feldzuge im fernen Osten. Judas Makkabäus und seine kleine Heldenschar mußten der feindlichen Übermacht erliegen. Doch der Führer hat seinem Volke, das sich an ihm in schwerer Zeit wieder auf sich selbst besann, einen unvergänglichen Dienst geleistet, und die Totenklage verewigt den Hammerfchwinger im Liede:

Er legte den Harnisch an wie ein Held.
Er lieferte Schlachten, stützte mit dem Schwert das Heer.
Einem Löwen glich er im Kampf,
einem jungen Löwen, der nach Raub brüllt.
Könige zitterten vor ihm,
Jakob machte er frohlocken.
Unvergessen bleiben seine Taten.

7. Gott ist allen Völkern gut.

Das jüngste Prophetenbuch Israels erzählt die Schicksale des Propheten Jona, bei deren Erinnerung wir lächeln wie über die redende Eselin des Sehers Bileam. Doch ist der Sinn dieser wunderlichen Bilder sehr ernsthaft: die israelitische Prophetie nimmt mit ihnen ihren Abschied, nachdem sie den moralischen Sieg über sich selber errang. Der Jona, der uns hier entgegentritt, ist (Carl Heinrich Cornill hat das 1893 in seinen Frankfurter Vorlesungen überzeugend dargestellt) ein Vertreter der wahrneuernden jüdischen Anschauung, die sich im Blute der „Heiden“, also der Nichtjuden berauschte und es gar nicht abwarten konnte, bis Jahve endlich diese gottwidrigen Völker austilgte. Sein Auftrag, so läuft die Geschichte, entsendet den Propheten gen Ninive; der heidnischen Großstadt soll er das Gericht Gottes verkünden. Er entzieht sich diesem unangenehmen Befehl und will zu Schiff nach Tartessus (im fernsten Westen) entfliehen. Die „heidnischen“ Schiffsleute erscheinen, während der gottgesandte Sturm auf der Seefahrt tobt, als die wahrhaft Gottfürchtigen — der jüdische Prophet ist tatsächlich der einzige Gottlose in der Gesellschaft.

Der „Walfisch“, der den ungehorsamen Gottesmann angeblich verschluckt, ist im Mittelländischen Meer nicht zu Hause; gegen Luther nennt der Grundtext nur einen großen Fisch, man denkt an den Haifisch, der einen viel weiteren Rachen hat und im Mittelmeer häufig vorkommt. Der Riesenhai nimmt große Körper unzerteilt in sich auf; man hat bei ihm gewaltige Fische, unversehrte Menschenleichen und einen ganzen Pferdekadaver vorgefunden. Das Wunder liegt also nicht in dem Verschlucken des Jona, sondern darin, daß der Prophet im Haifischmagen lebendig blieb — auch wenn die erwähnten „drei Tage und drei Nächte“ nicht eins sind mit 72 Stunden, sondern nach hebräischem Sprachgebrauch eine Zeitdauer angeben, die vorwärts und rückwärts über 24 Stunden hinausreicht. Die Sage läßt ihn im Haifischbauch einen Dankpsalm dichten, der aus Psalmenstellen zusammengesetzt ist und die wunderbare Errettung vorwegnimmt, während der Geprüfte, ehe ihn der Hai wieder ans Land spie, doch den sicheren Tod durch Erstickten oder auf anderem Wege vor sich sah! Der Psalm ist unbesehen vom Erzähler übernommen und in seine Fabel eingerückt worden.

Das Thema ist das Verhältnis Gottes zur Heidenwelt; im Gegensatz zu der Beschränktheit in Israel: Jahve sei lediglich ihr Bundesgott, ist Gott wohlwollend geschildert; die bußfertigen Ammoniten müssen ebenso wie die ehrerbietigen Schiffer das Bundesvolk beschämen. Mit dessen eigenem Willen. Den symbolischen Charakter der Geschichte hat man kühn so durchgeföhrt: Israel, der Knecht Jahves, entzieht sich wie Jona seinem Missionsberuf, gewinnsüchtig besteigt es den Kauffahrer und gibt seine Beziehung zum Heiligtum preis. Das Ungeheuer, von dem es verschlungen wird, ist die Weltmacht (Egil), die es aber wieder hergeben muß „nach drei Tagen“, wie Hosea 6, 2 den Termin anberaunt. Im selben Toppe läßt übrigens die Apostelgeschichte (Kap. 10) den Petrus durch eine Vision gleichfalls für die Unerkennung der Heidendriften willig gemacht werden. Das Schlußkapitel ist als Ausklang ammutig. Der unwillige Prophet, der sich über die Verschonung Ammonites ärgert, zimmert sich vor der Stadt eine Hütte und setzt sich in den Schatten. Gott beordert eine Rizinusstaude, die Jona Schatten spendet; dann marschirt ein Wurm heran, der den Rizinus sticht (Luther saet Kirb's, wegen des raschen Wachstums); der Rizinus dorrt ab. Endlich bestellt Gott einen schwülen Ostwind, Jona wird matt und wünscht zu sterben. Ist es wohl billig, fragt ihn mit gutmütigem Spott Jehova, daß du dich also ärgerst über den Rizinus? Hestig bejaht Jona. Gott: Dir ist's leid um den Rizinus, um den du dich nicht abgemüht und den

du nicht großgezogen hast, der als Kind einer Nacht wurde und als Kind einer Nacht verdarb — und mir sollte es nicht leid sein um die große Stadt Ninive, in der mehr als 120 000 Menschen wohnen, die noch nicht rechts und links zu unterscheiden wissen, dazu noch die vielen Tiere?! —“

8. Israels Schatzkammer der Poesie.

1. Die Ursagen.

Geschichteschreibung, so leitet Herm. Gunkel seine modern-klassische Auslegung der Urgeschichten des ersten Mose-Buches ein, ist keine angeborene Kunst des menschlichen Geistes, sie ist im Verlauf der Geschichte entstanden. Antike Kulturvölker weisen strenge Geschichteschreibung, daneben die volkstümliche Überlieferung auf, die sich zum Teil auf die gleichen Stoffe erstreckt, die sie volksmäßig-dichterisch behandelt. In Israels Geschichtensammlungen lebt die Sage als volkstümliche altüberlieferte poetische Erzählung, Personen und Ereignisse der Vergangenheit behandelnd, erklärend und verflärend. Friedr. Paulsen nennt Sagen „ein unendlich viel Tieferes, freieres, Wahreres als Historien und Chroniken“. Doch selbst ein orthodoxer Eiferer wie Adolf Stöcker erklärte 1903 in seiner Kirchenzeitung unumwunden: „Ohne Zweifel hat die biblische Urgeschichte Sagen und sagenhafte Elemente; es ist vergeblich, sich dagegen zu sperren, und es ist Zeit, das der gläubigen Christenheit offen zu sagen.“ Die Steine der Ausgrabungen haben zu reden begonnen; die vergleichende Religionsgeschichte der Völker gibt jedem das Seine. Nur in der Sage und im Märchen reden die Schlangen und Eselinnen, nur dort handelt Gott und handeln die Menschen so wie im ersten Mose-Buch und im zweiten und im Richterbuch. Diese Sagen als Gebilde frommer Poesie zählen zu den schönsten Schöpfungen der Phantasie, die auf der Erde entstanden.

Wir unterscheiden die biblischen Sagen von der Weltentstehung und den Urahnen der Menschheit, sie umspannen die ganze Welt — und die Sagen von den Vätern Israels, in Kanaan und Umgebung, die Geschichte einer einzigen Familie, aus der das Gottesvolk werden sollte. Auch Mythen, also Göttergeschichten im Unterschied von den Menschengeschichten der Sagen, bewahrt Israel auf, allerdings in Abblaffung der ursprünglich lebhafteren Farben dieser Elementarsagen. Viele Mythen wollen belehren, sie entstanden als Antwort auf Fragen wie: woher stammen Himmel und Erde, woher der Sabbat? (Die Schöpfungsgeschichte.) Woher des Menschen Ver-

nunft und sein Todesgeschick? (Die Paradiesesage.) Woher Körper und Geist, woher die Sprache? Die Geschlechtsliebe? Warum muß das Weib mit Schmerz gebären? Warum ist der Aker dem Manne so störrig? Warum kriecht die Schlange bäuchlings? Grundangehend erweist sich auch die Sintflutsage: Warum kommt solch Ereignis nicht wieder, und der Regenbogen? Auch Kultursagen ergeben sich. Die Väterfagen charakterisieren die Ahnherren der Völker, zumeist Israels Stammesväter. Sehr alte mündliche und (seit dem 8. und 9. vorchristlichen Jahrhundert) auch schriftliche Überlieferungen besondern sich in historische Sagen, die geschichtliche Ereignisse widerspiegeln, und in ethnographische Sagen, soweit sie die Zustände der Völker schildern. Gunkel benennt die ätiologischen Sagenstücke, die also den Zweck der Erklärung verfolgen, unterscheidend: ethnologische Geschichten, sofern sie nach den Gründen für Völkerverhältnisse fragen, oder etymologische, wenn es sich um die Ausdeutung von Namen in einer dazu erfundenen Geschichte handelt. In den ethnologischen Väterfagen Israels kann man den Beginn der Geschichtsphilosophie erblicken, die etymologischen Versuche bilden die geschichtlichen Anfänge der Sprachwissenschaft. Kultische Sagen wollen die Ordnung des Gottesdienstes deuten, deren Ursprung und Sinn sich den nachrückenden Geschlechtern verdunkelt hat — also: am siebenten Tage ist heilige Ruhe, weil einst nach der Welterschöpfungswoche Gott selber von seiner Arbeit ausruhte! In diesen Ursprungs geschichten der frommen Bräuche und heiligen Stätten erwacht die Religionsgeschichte. Geologische Sagen wollen die Herkunft einer Örtlichkeit erklären, wie des Toten Meeres oder einer einzelnen Salzsäule, die einem Weibe gleicht. Natürlich mischen sich solche Sagen auch in den alten Erzählungen. Mündliche volkstümliche Überlieferung wurde später in altertümelnd gehobener Prosa niedergeschrieben, die selber Poesie ist; Erzähler und Hörer haben diese Sagen für wahre Geschichten gehalten. Neben der zwanglosen, auch unbefangenen weiterspinnenden Wiedergabe der alten, herrlichen Geschichten aus der eigenen Urzeit ist ein Stand von Geschichtenerzählern anzusetzen, kundig der alten Lieder und Sagen, die im Lande umherzogen und bei den Volksfesten niemals fehlten. Sagenkränze flochten sich aus den Einzelüberlieferungen gleichen und ähnlichen Stoffes: alles von Abraham rückt zusammen, die Josefsnovelle wächst heran. Je selbständiger eine Erzählung ist, desto sicherer ist sie in alter Form erhalten; je knapper in der Form, desto echter — die kunstreiche seelische Ausmalung der Charakterzüge der handelnden Personen zeigt stets die jüngere Hand, ursprünglich wird die Charak-

teristisch der Handlung durchaus untergeordnet. Geradezu genial, bemerkt Gunkel, ist die bewundernswerte Einfachheit, wie die Unschuld und die Erkenntnis der ersten Menschen an ihrer Nacktheit und Kleidung illustriert worden. Doch tausend Züge müßte man aus diesem wunderbarsten Bilderbuch der Menschheit nachmalen; hier ruhen, just für den modernen bibelfremden Menschen, die kostbarsten, fast noch ungehobenen Schätze! „Diese hebräischen Sagen sind gewissermaßen transparent. Das Eigentümliche von andern Sagen besteht besonders in dem Schimmer der Pointen, in der Begabung und der Vorliebe für das Geisireiche. Trotz kräftiger Hervorhebung des beabsichtigten Zuges wußten die Erzähler doch jeden Schein der Absichtlichkeit zu meiden. Mit berückender Eleganz, mit bestrickender Unmut wissen sie ihr Ziel zu erreichen. Sie erzählen eine kleine Geschichte, so naturwahr und reizvoll, daß wir ihnen ganz arglos zuhören — ohne daß wir es uns versehen, sind sie an ihrem Ziele angekommen“. Probe: Die kleine Geschichte von Hagers Flucht aus Abrahams Hause besteht für sich und erklärt zugleich, warum der Stamm Ismael zum Wüstenjahn wurde. Die Josefsnovelle, ein reichgegliederter Sagentranz, zeigt epische Breite; der Einzug der Brüder Josefs in Agypten bereitet den Auszug ihrer Nachkommen ebendaher vor, Wanderungen bilden die Brücke. Ein Teil der altbiblischen Sagen ist nach Israel eingewandert; Mythen und Mären ziehen von Volk zu Volk, von Religion zu Religion. Die Einflüsse aus Babylon sind literarisch die stärksten gewesen — Babylonien ein Urßiß des Menschengeschlechts und Babel die älteste Stadt der Welt. Bereits im zweiten Jahrtausend können diese Sagen auch nach Kanaan gekommen und von Israel übernommen worden sein, als es in die kanaänäische Kultur hineinwuchs. Die Tell-Amarna-Briefe bekunden solche alte Einwirkung Babyloniens auf Kanaan. Agyptischen Einfluß will die Forschung bei der Josefsnovelle erkennen, sicherer als in den Ursagen — in diesem ganzen Gebiet schwankt noch alles. Der wesentlich babylonisch bestimmten Ursage steht die wesentlich alt-hebräisch gefärbte Väter sage gegenüber mit Einsätzen aus der geschichtlichen Zeit Israels; die Josefssage blickt nach Agypten, die Ahnherrn Kanaans nahm Israel nicht an.

Seit anderthalb Jahrhunderten (1753 ging der Leibarzt Ludwigs XV., der französische Professor Jean Astruc, mit seinem Büchlein die neue Bahn: Vermutungen über die Denkschriften aus erster Hand, deren sich Mose bedient zu haben scheint, um das Buch Genesis — 1. Mose — zusammenzustellen) unterscheiden wir in den Mose-Büchern die verschiedenen, ursprünglich selbständigen Quellen:

der Name für Gott (Elohim) wechselt mit dem Eigennamen des Gottes Israels, Jahve, so eigenartig ab, daß dieser ständige Brauch der hebräischen Grundschrift verschiedene Verfasser am Werke zeigt. Seither hat die hingebendste Einzelforschung das Dunkel aufzuhellen sich bemüht; von neueren Forschern verdient Julius Wellhausen den Ehrenplatz in Deutschland. Wir kennen nun zwei Quellenschriften, die das Begriffswort für Gott, Elohim, gebrauchen, oder die den heiligen Eigennamen Jahve vermeiden — Friedrich Delitzsch empfindet den „Jaho“, wie er sagt, weniger ehrwürdig —. Die eine dieser elohistischen Quellenschriften nennen wir P. = Priesterschrift, weil sie das priesterliche kultische Gesetz bietet, sie setzt schon 1. Mose 1 ein; die andere mit dem Gottesnamen Elohim heißt kurzweg der Elohist: E. Die Quellen P. und E. meiden also den Gottesnamen Jahve, der erst durch Mose, von Gott ihm offenbart, bekanntgegeben sei. Daher gehen diese beiden Quellen von den Mosegeschichten ab ganz (P.) oder teilweise (E.) zum Gebrauch des Namens Jahve über. Hingegen weiß eine dritte Quelle: J., von dieser Überlieferung nichts, ihr Gott heißt von Anfang an Jahve. Die Abfassung der sogenannten Mose-Bücher durch Mose fiel dieser Quellenkunde anheim. Der Merkbuchstabe D. meint die vierte Quelle: das Deuteronomium (5. Buch Mose), von dessen wunderlicher Geschichte wir gesprochen haben. Der letzte Verfasser der Terte war der Schlussredakteur; die wissenschaftliche Zeichensprache nennt ihn R. Diese sogenannte Einleitungswissenschaft kann auch in den dürftigsten Umrissen von uns nicht dargestellt werden, sie würde dieses Buch sprengen. „J.“ und „E.“ sind nicht Einzelschriftsteller, vielmehr bedeuten sie Erzählerschulen; untereinander waren sie verwandt und stehen sie sich nahe. Den Grundstock seiner Väter sagen besaß Israel vor seiner Einwanderung nach Kanaan; dies Urgut ist also uralte, ebe es literarisch gemacht wurde. Gunkel hält J. und E. wesentlich für vorprophetisch; er rückt J. ins neunte, E. in die erste Hälfte des achten Jahrhunderts hinauf; andere entscheiden gründlich anders — ich nenne zum ganzen schwierigen Stoff das starke und schöne Buch von Karl Budde: Geschichte der althebräischen Literatur (2. Ausgabe, 1909). P. darf geradezu als beamtete Kundgebung der jerusalemitischen Priestergelechter eingeschätzt werden; der gelehrte Priester nach dem Zusammenbruch des Volkes und Staates von Juda leitet das erschütterte Volk zur religiösen Neugründung an: also etwa 500 bis 444. In dem vielfarbigen Reichtum der Religionsgeschichte, auch in Israel, waltet das Weben der Gottheit, die am Zeitenstuhl ihr lebendiges Kleid wirkt.

2. Das Buch Hiob als Rechtfertigung Gottes in der Natur.

Das Buch Hiob ist eine Dichtung vom Unglück; ihr Thema ist die moralische Weltordnung. Eine einheitliche Antwort wird nicht erteilt oder gar eine abschließende Antwort. In dem Gedicht haben mehrere Jahrhunderte gearbeitet. Diese spätsüdische Dichtung darf den Vergleich mit den höchsten Erzeugnissen der indogermanischen Poesie wohl aushalten. Man löste zunächst das Rätsel des Unglücks überaus einfach in Altisrael durch die Feststellung: Gott belohnt den Guten und bestraft den Bösen. Das Gesetz machte daraus eine straffe Vergeltungslehre. Jeder Unglückliche hat durch eine von ihm selbst oder seinen Angehörigen begangene Missethat das Schicksal verdient, das ihn trifft. Mit der Ausnahme stellte sich der Zweifel ein: wem das Unglück einen wirklich Frommen heimsucht? Hier setzt die Aufgabe ein.

Mit Bernhard Duhm unterscheiden wir im Hiobgedicht zunächst ein Volksbuch von Hiob, das die Rahmenerzählung in Prosa bildet, Kap. 1 und 2 und Kap. 42, 7—17. Das Volksbuch war vielleicht ursprünglich umfangreicher. In den Prosaanfang und Prosaabschluss hat eine jüngere Zeit eine ausgewachsene Lehrdichtung eingehängt. Die edomitische Sage berichtet von der Rechtschaffenheit und dem Unglück eines Hiob, der in jener Urzeit lebte, wo die Menschen noch einige hundert Jahre alt wurden. Dieser frömmste und glücklichste Mann verliert auf einen Schlag alle seine Kinder und seinen ganzen Besitz, dazu wird er ausfällig, die entsetzlichste Krankheit des Orients.

Altisrael kannte neben seinem Gott Jahve noch ein göttliches Wesen, den Satan, der den Menschen feindlich gesinnt ist und seine Lust daran hat, ihre Sünden auszuspiiren und dem Gotte anzuzeigen. Satan kann zwar an Hiob keine ungeführte Schuld entdecken; aber er macht vor Jahve geltend, daß Hiob sich bei seiner Frömmigkeit immer gut gestanden habe, er sei vielleicht nur aus Eigennutz fromm. Der Angeber behauptet, Hiob werde Gott verabschieden, wenn er ins Unglück gerate. Jahve kann nicht widerlegen, was Satan in der himmlischen Versammlung vorträgt und er gestattet ihm, Hiob durch schwere Versuchungsleiden auf die Probe zu stellen; das Unglück soll also die Echtheit der Gesinnung gegen jeden dämonischen Einpruch ans Licht bringen und sicherstellen. Das Unglück muß nicht in jedem Falle Strafe für die Schuld sein! Hiob besteht die Probe, nach der alten Rahmenerzählung; er unterwirft sich dem Willen Gottes und gewinnt nach bestandener Prüfung seinen früheren Reichtum, die

verlorene Ehre zurück, er wird noch glücklicher als vordem und vermag durch seine Fürbitte auch seine Freunde zu retten, die als leidige Tröster nicht recht von Gott redeten.

Dies Volksbuch entstand vor der schlimmsten Zeit für Westasien, da Assur und Chaldäa auf ihren Eroberungszügen ein Volk nach dem andern vernichteten und zuletzt Persien die ganze semitische Welt unterjochte. Von der Gnade persischer Statthalter wurde das „Volk Gottes“ abhängig. Das Unglück wurde die Regel, und nur die schlechten Teile der abtrünnigen Juden, die sich kein Gewissen machten, saßen im Glück. Wohin war Gottes Weltregiment entwichen? Die Priesteranschauung setzte sich durch, wonach Gottes Gerechtigkeit wesentlich in dem Widerstand gegen die „Sünde“ sich auswirkte; Ziel seines Jügels ist die Ausrottung aller Gottlosen und der Heidenvölker, die Israel vergewaltigt haben und deren verschonte Reste sein Volk der Zukunft bilden sollen, die er dann entschädigt, nachdem sie das volle Maß der Leiden für ihre eigene und ihrer Väter Schuld abgebüßt haben.

Der Hiobdichter des poetischen Mittelstücks des Sagenbuches wendet sich gegen diese Auffassung vom Unglück bei den irdischen Pfaffen, die alles Elend in der Welt auf die Sünde zurückführten: das Unglück der Gottlosen ist gerechte Strafe, das Unglück der Frommen erziehende Sucht Gottes. Duhm setzt den Hiobdichter der dramatischen Lehrgespräche um 500 v. Chr. an. Unser Poet wendet sich mit seinen selbständigen Gedanken gegen die Tradition, vor allem gegen die Sündenlehre der Priester. Er legt in seinem Gedicht diese Volksmeinung den drei Freunden Hiobs in den Mund und läßt Hiob seine eigenen Ansichten und Zweifel vortragen; diese werden am Schluß durch die Reden Gottes bis zu einem gewissen Grade berichtigt. Sein Hiob ist von demütiger Ergebung in den Willen Gottes weit entfernt — kühn stellt er sich gegen Gott als den Urheber des Unglücks und aller Ungerechtigkeit des Schicksals. Auf zwei Fragen sucht Hiob Antwort: warum bin ich unglücklich, ich habe es doch nicht verdient; und warum sind Glück und Unglück so ungleich verteilt, warum sind Gottlose so oft glücklich? Die Freunde belästigen Hiob unermüdlich mit ihrer fertigen Formel — Hiob kann die Antwort der Zeit auf das Schicksalsproblem nicht gelten lassen, weil sie mit der Wirklichkeit sich nicht verträgt. Und der Dichter erklärt, man sei ein schlechter Fürsprecher Gottes, wenn man unbedingt für Gott Partei ergreife und alles Unglück auf die Sünde zurückleite! Eine völlig befriedigende Antwort findet auch dieser jüngere Hiobdichter nicht, Ursprung und Zweck des Unglücks bleiben unge-

klärt — zugleich wird jedoch die Möglichkeit gerettet, an Gott festzuhalten. In seinem guten Gewissen und unbeugsamen Rechtsgefühl hat der Dulder festen Boden unter sich, auf dem er den Kampf gegen Gott aufzunehmen vermag. Hat Gott die Menschen geschaffen, um sie zu quälen, so mag er „gerecht“ sein, aber er erscheint als kleinlicher Splitterrichter und bösertiger Tyrann, der seine Überlegenheit gegen den von ihm selbst unvollkommen geschaffenen schwachen Menschen mißbraucht! Alte Erinnerungen an Gottes Zuneigung zu seinem Geschöpfe ziehen ihm durch den Sinn — er möchte sterben, wenn nur Gott ihn wieder aus der Unterwelt hervorrufen wollte, nachdem sein Jorn verbraucht ist . . . Gott kennt ja seine Unschuld; und auf der Höhe des Gedichts, Kap. 19, 25 ff., ringt sich Hiob zu dem entscheidenden Gedanken durch: ich weiß, daß Gott meine Unschuld zu Ehren bringen wird, und ich selbst werde, wenn auch nach meinem Tode — also wenn für mich alle Hoffnung geschwunden ist und ich es nicht mehr genießen kann —, ihn als meinen Rächer erblicken! Auf meinem Staube wird er als mein Anwalt stehen und denen, die mich schmähten und ihn verdächtigten, meine Unschuld weisen! Von Unsterblichkeit ist nicht die Rede. (Man vergleiche die Stellen: 14, 14—22; 7, 8—11; 14, 7—13.) Hiob geht zugrunde und sinkt in das Schattenreich hinab: doch seine Unschuld und seine Ehre als der geistige Ertrag seines Lebens wird Gott, auf seinem Staube stehend, ihm zurückgeben und dadurch beide rechtfertigen: sich selber und seinen Knecht Hiob. Gott richtet ihn in seinem lebendigen Bestande zugrunde, diese trostlose Zertrümmerung seines Glücks bleibt ein ungelöstes Rätsel — doch diesem tragischen Ausgange folgt die Wiederherstellung seiner sittlichen Persönlichkeit. Solch dichterischer Ausklang mit seiner herben Männlichkeit liegt weitab von dem flachen Ausgang der Prüfung Hiobs in der Rahmenerzählung — und zeigt doch gerade in seiner Selbstbescheidung eigentümliche Schönheit.

Der jüngere Hiobdichter lehnt die Phrasen seiner zeitgenössischen Theologie entschlossen ab. Aber er flüchtet aus der Menschenwelt in die Natur. Gott selber, der in dem alten Volksbuche Hiob erschienen war, ihn wegen seines Wohlverhaltens zu beloben und zu belohnen, überführt hier den Kritiker Gottes eines wesentlichen Irrtums: der Kosmos ist nicht für den Menschen allein da, der Mensch ist nicht der Mittelpunkt der Welt. Als der göttliche Baumeister, unjubeilt von seinen himmlischen Hausgenossen, das Heim der Welt baute und das aus der Tiefe heraufbringende Kind des Chaos, das Ungeheuer Meer, bändigte, da

würde an den Menschen noch nicht gedacht — das Frührot leuchtete lange, bevor ein Mensch war, weite Bezirke der Welt bleiben ihm für immer unzugänglich. Es gibt Sonnenaufgänge voll Pracht in der Wüste, es regnet auf menschenleere Tristen und blüht und wächst, ohne daß je ein Mensch davon Vorteil hätte. Sterne und Tierwelt gehen ihre Bahn, ohne die Bahn des Menschen zu kreuzen. Nicht beim Menschen lebt auf der Erde manches Wesen, das den Menschen nichts angeht, ja ihm schädlich ist. Endlos dringen die Fragen auf Hiob ein: nach der Entstehung des Meeres, des Morgenlichtes, des Totenreiches, nach der Größe der Erde und nach den Geheimnissen von Schnee und Regen, Nebel und Donner und Blitz, Eis und Reif; Hiob muß die Hand auf den Mund legen. Jahve hat gesiegt und Hiob ist getröstet; wie in seiner persönlichen Noth, so in seinen kosmischen Nothen. Sein Auge hat Gott geschaut, den er bisher nur vom Hörensagen kannte.

Die jüdische Schöpfungsgeschichte verwirft dieser Dichter, wonach das Weltall nur für den Menschen geschaffen sei und er verwirft die rabbinische Vorstellung, daß man im erfahrungsgemäßen Geschehen Jahves Gerechtigkeit müßte erkennen können. Diese jüdische Rechnerei von Lohn und Strafe, Sünde und Tugend wird abgelehnt. Der jüdische Mensch wird in dieser Dichtung von dem jüdischen Poeten entthront. Nun kann er beruhigt auf seinem Aschenhaufen sterben. Die Wunder und Rätsel des Weltganzen haben ihn mit ihrer Harmonie, an die er glaubt, über das Elend der kleinen Menschenwelt hinausgehoben, zumal er an seiner sittlichen Rechtfertigung durch den gerechten Gott (jenseit seiner Erdentage) für sein reines Andenken festhält. Der gute Ausgang in unserer Dichtung (in der Rahmenlegende) ist eine äußerliche, um der Geschlossenheit der Tragödie willen erjonnene, wenig erfreuliche Ungleichung an den Geschmack der Leser des Gedichts.

Die jüdischen Leser haben auch dies Buch, als es noch handschriftlich von einem Geschlechte auf das andere kam, durch Zitate und Beischriften am Rande des Textes verdunkelt, in denen sie wieder ihre alte Vergeltungslehre ausstramten. Die kritische Wissenschaft säubert den überlieferten Text, um die ursprüngliche Hiobdichtung im Rahmen der ältesten Prosaerzählung freizulegen.

Die Reden eines vierten Freundes, Elihu, Kap. 32—37, hat ein Schriftsteller des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts nach der letzten Hiobrede eingeschaltet, um Hiob zu widerlegen und die ihm unangenehme Gottesrede, Kap. 38 ff. überflüssig zu machen. Dieser Federkünstler hat den Hiobdichter gar nicht verstanden; er wollte die Theologie seiner Tage rechtfertigen und schrieb ungereimtes Zeug

neben Selbstverständlichkeiten, die durch die drei Freunde und Hiobs Antworten erledigt waren und nicht mehr zur Aussprache standen. Träume und Engel spielen bei ihm eine Rolle.

Durch die Tierbilder in den Gottesreden der älteren Dichtung wurde ein Dichter Oberägyptens angeregt, die übertriebenen Schilderungen des Nilpferdes und des Krokodils (Kap. 40 und 41) zu entwerfen und in den Text einzureihen. Auch kleinere Tierdichtungen wanderten in die Hiobhandschrift. Das Gedicht vom Vogel Strauß in Kap. 39 ist ein solches Einschubsel. Das kunstreiche Gedicht über den Wohnsitz der Weisheit Kap. 28 wird ins dritte vorchristliche Jahrhundert gehören: die weltanschaffende Vernunft wird mit griechischen Ideen gefeiert. Reiz übt der kulturgeschichtliche Einblick 28, 1—20.

3. Das Gesangbuch der Synagoge.

Der Psalter, diese zusammen 150 Lieder des Alten Testaments, bildet eine ebenso wohlgelungene wie unbeabsichtigte Auswahl der religiösen Lyrik Israels aus mehreren Jahrhunderten.

„Psalmen“, der Name aus der griechischen Übersetzung, bezeichnet nur das zum Saitenspiel gesungene, also das lyrische Lied; das Saiteninstrument, griechisch psalterion, wurde zum Namen des Buches, Psalter. Der umfassende Ausdruck „Gebete Davids“ in Ps. 72, 20 meint: lediglich religiöse Lyrik sollte aufgenommen werden; die „Lobgesänge“ (tehillim, von hillel = loben) tragen den Kunstausdruck für Kultusgesang, wie von den levitischen Tempelsängern in der jüdischen Chronik. Wir haben, wie Karl Budde (in seiner aufschlußreichen Geschichte der althebräischen Literatur) sich ausdrückt, und wie auch mein unvergeßlicher akademischer Lehrer in Basel, Carl von Orelli, in seiner alttestamentlichen Einleitungswissenschaft gern sagte, im Psalter das gottesdienstliche Gesangbuch der jüdischen Gemeinde vor uns. Das ist sein fester Platz im Kanon.

Die fünf Bücher des Psalters umspannen die Psalmen: 1—41, 42—72, 73—89, 90—106, 107—150. Das fünfteilige Gesetz des Mose erhielt hier sein lyrisches Seitenstück in der Kultusmusik. Die Lieder der namhaftesten Tempelsängerfamilien, der Kinder Korah und der Söhne Asaphs, sind in den Psalter übergegangen, wie die Überschriften im zweiten und dritten Psalmbuch beweisen. Die Psalmengruppe 120—134 kennzeichnet sich als Wallfahrtslieder (Maala = Hinaufziehen), die Wallfahrt nach Jerusalem. Diese reinen Lieder im Volkston, die fromme Sehnsucht nach Zion ausströmend,

entstanden unter den Pilgerkarawanen, die aus der fernen Zerstreuung (der Diaspora) zu den hohen Festen nach Jerusalem zogen. Diese „Stufenpsalmen“ gehören zur größeren Gruppe der Hallelujapsalmen (hallelu-ja = preiset Jahve).

Die einzelne Verfasser als Psalmendichter nennenden Psalmen sind zahlreich. Literarische Beachtung verdienen lediglich die Psalmen, die David beigelegt werden, häufig noch mit genauerer Zeitangabe. Doch dürfte der sorgfältig erwägende Budde Recht behalten mit seiner Feststellung: „Man wird in diesen beigezeichneten Gelegenheiten eine allerletzte Blüte der Davidüberlieferung zu sehen haben, einen Versuch, die allgemeine Aussage seiner Verfasserschaft im einzelnen genauer festzulegen und damit zu beleben.“ Die Davidlieder nun, abgelöst von ihren angeblichen Sonderanlässen, verstehen wir wie die Salomosprüche im Spruchbuch: „Davidlied“, ist ein Gattungsname. Geschichtlich ist, daß König David sangeskundig war, daß er sogar seiner Begabung als Sänger mit seinen Emporstieg verdankte. Doch die uns erhaltenen alten Proben seiner Kunst betreffen weltliche Dichtung; auch in seinem Klage lied auf Saul und Jonathan fehlt der Gottesname. Man nannte davidisch in den Psalmen, was im Tempel zu Jerusalem gottesdienstlich verwendet wurde. Die Psalmen dieses Gesangbuches der nachexilischen jüdischen Gemeinde spiegeln gar keine Erlebnisse Davids, sondern die Anschauungen, Nöte, Bedürfnisse und Hoffnungen jener Zeit, von 520 an, doch sind vorexilische Lieder keineswegs ausgeschlossen. (Unser Text des Psalmbuches mag etwa um 100 vor Christus zur Ruhe gelangt sein.) Ein gewichtiger Zeuge ist Psalm 137: An den Wassern Babels saßen wir. Jerusalem fiel, Babel ist noch nicht genommen — die Sänger (oder genauer: die Sängerinnen) haben die Eroberung Jerusalems selber erlebt. Wenn jedoch die sie fortschleppenden Babylonier von ihnen fordern: Singt uns von den Zionsliedern, zu ihrer Ergötzung, und diese Zionslieder eins sind mit Jahves Lied auf fremder Erde, so sind es eben gottesdienstliche Stücke; der Tempelgesang von Jerusalem war berühmt, etwa wie der Berliner Domchor. Die Masse der Psalmen aber ist nachexilisch. „Wie felsblöcke, die in den Gletschertöpfen der Schweiz Jahrhunderte oder Jahrtausende im Wirbel umhergetrieben und dabei endlich zu Kegelfugeln abgeschliffen sind, wie Kiesel in unseren Bächen, so stellen sich die Lieder des Psalters dar“ (Budde). Das Ich der Psalmen ist die Gemeinde, die sich den Inhalt als das religiöse Erlebnis des persönlich entstehenden Psalms aneignet, wie es alle Kirchgänger auf der Erde mit ihren Bibeln und ihren Liturgien

lum. (Übrigens sang nicht die jüdische G e m e i n d e im Kultus ihre Psalmen.) Wie wir einen Vorgeiger des Orchesters kennen, so betonen viele Psalmen eingangs den „Musikmeister“ als Kapellmeister oder Vorspieler; das sind die Registraturvermerke der Sängergilde für diese ihre Partituren (Luther: „vorzusingen“). Das 71mal vorkommende Zeichen „Sela“ soll Handlungen der Segnung oder Anbetung musikalisch anzeigen, den Vortrag unterbrechend oder abschließend, wie das Glöckchen bei der katholischen Messe.

Der herrschende gleichschwebende Klageliedvers wird von dem hinkenden Klageliedvers unterbrochen. Die Psalmen 9 und 10; 42 und 43 bilden hebräisch nur je ein Lied. Der sogenannte Parallelismus der Glieder in den Strophen ist bekannt. Ich gebe den schönen Psalm 121 als Probestück:

Ich hebe meine Augen zu den Bergen:
 Von wo kommt mir Hilfe?
 Mir kommt Hilfe von Jahve, dem Schöpfer
 Von Himmel und Erde.
 Er läßt deinen Fuß nicht wanken,
 Nicht schlummert dein Hüter,
 Siehe, nicht schlummert noch schläft
 Der Hüter Israels.
 Jahve ist dein Hüter, dein Schatten
 Dir zur rechten Hand:
 Bei Tag wird die Sonne dich nicht stechen,
 Noch der Mond bei Nacht.
 Behüte dich Jahve vor allem Unheil,
 Er behüte deine Seele,
 Er behüte deinen Ausgang und Eingang
 Von nun an bis auf ewig!

Der Doppelpsaln 42/43 gliedert sich ebenmäßig durch den Kehrsvers, der dreifach erscheint:

Wie die Hirschkuh, die lechzend schreit
 Nach Bächen Wassers,
 Also schreit meine Seele
 Nach dir, o Jahve!
 Meine Seele dürstet nach Jahve,
 Dem Gott meines Lebens:
 Wann werd' ich kommen und schau'n
 Das Antlitz Jahves?

Mir wurden die Tränen zur Speise
Bei Tag und bei Nacht,
Da sie sagen zu mir immerdar:
Wo ist denn dein Gott?!
Daran will ich denken, und ausschütten
In mir meine Seele,
Wie ich wallte im Zuge der Edlen
Zum Hause Jahves,
Unter Jubelruf und Lobpreisung,
Eine feiernde Menge!

Was bist du so gebeugt, meine Seele
Und was tobst du so in mir?
Harre auf Jahve, wieder werd' ich ihn preisen,
Meines Angesichts Hilfe und meinen Gott.

In mir ist gebeugt meine Seele,
Drum denk' ich an dich,
Vom Lande des Jordans und der Hermone,
Du winziger Berg!
Es rufet die Flut der Flut
Beim Rauschen der Fälle:
All seine Wogen und Wellen
Gehn über mich.
Bei Tag und bei Nacht ergoß meine Klage,
Das Gebet zu Jahve,
Ich will sprechen zum Gott, der mein Fels:
Was vergaßest du mich,
Warum muß ich in Trauer gehen
Unter Feindes Druck,
Während Mord mir wüthet im Gebein,
Mich die Gegner höhnen,
Da sie sagen zu mir immerdar:
Wo ist denn dein Gott?

Was bist du so gebeugt, meine Seele,
Und was tobst du so in mir?
Harre auf Jahve, wieder werd' ich ihn preisen,
Meines Angesichts Hilfe und meinen Gott.

Schaff' mir Recht und führe meinen Streit
Gegen das unfromme Volk,

Vor dem Manne des Trugs und des Unrechts
 Errette mich, Jahve!
 Denn du, Jahve, bist meine Stärke,
 Warum verwirfst du mich?
 Warum muß ich in Trauer einhergehen
 Unter feindes Druck,
 Da sie sagen zu mir immerdar:
 Wo ist denn dein Gott?
 Ach, sende dein Licht und deine Treue,
 Sie sollen mich führen,
 Mich bringen zu deinem heiligen Berge
 Und zu deiner Wohnstatt,
 Daß ich eingeh' zum Altar Jahves,
 Zum Gott meiner Wonne,
 Und dir danke auf Zither und Harfe,
 Jahve, mein Gott!

Was bist du so gebeugt, meine Seele,
 Und was tobst du so in mir?
 Harre auf Jahve, wieder werd' ich ihn preisen,
 Meines Angesichts Hilfe und meinen Gott!

Die Psalmen bieten echtste Lyrik und nüchterne Lehrdichtung, ganz persönliche Herzensglut lebendig strömender Frömmigkeit und starre gottesdienstliche Formulare der Gemeindeliturgie, weltweite Blicke in Gottes Schöpfung als Lob des Schöpfers und Preis des Geschöpfs und daneben Berichte über das Leben, wie es aufgeht im Studium der Gesetzesbücher: also das Naturkind dort, der Schriftgelehrte hier; die gottinnige Seele versenkt sich in den Allgrund und verliert sich in das Geheimnis alles Seins — der religiöse Fanatiker heischt Rache vom Zorn Gott wider seine Feinde und genießt sie vorweg. Gar nicht religiös, bestimmt weltlich ist nur der eine Psalm 45, einer der schönsten: ein höfisches Hochzeitslied auf die Vermählung eines Königs, vielleicht eines Israel freundlich gesinnten Ausländers. Die messianische Ausdeutung auf den gottgeborenen Heilskönig öffnete diesem Karmen der Korachitischen Sängerkunft die heilige Sammlung. Es rauscht:

Mein Herz weiß ein Lied,
 Von einem König ein feines Lied,
 Seid gute Dolmetscher, Lippen!
 In Schönheit und Stärke,

Schwertumgürtet
 Stehst du, ein König und Held!
 Völker fallen
 Und Könige deinen Streichen!
 Recht und Wahrheit
 Stählt deinen Arm.
 So salbt dich Göttlichen
 Gott mit Freuden:
 Hingelagert
 In Märchenpalästen
 Duftest du Myrrhen.
 Musikumgaufelt
 Buhlst du
 Mit Königskindern!
 Da naht in Schleiern
 Und feinem Gewebe
 Strahlend von Schönheit
 Und Ophirgold
 Des stolzen Königs
 Stolzes Gemahl.
 Hör' mich, Hohe, neige dein Ohr:
 Lüftet den König
 Nach soviel Schöne,
 Leuchte sie, strahle sie
 Sonnenhaft!
 Hör' mich, Hohe, neige dein Ohr:
 Vergiß deines Volkes,
 Sieh, ein Land
 Müht sich um deine Gunst.
 Und Söhne werden
 Dir hier aufwachsen —
 Setze sie auf die Throne der Welt!
 Verhilft mein Lied,
 Daß deinetwegen
 Spätgeborene sich beklagen —
 Dank, Königin!

Wir lesen noch einen Psalm (den 24.) aus dem Gesangbuche der israelitischen Gemeinde. Israel hat einen Sieg erfochten, das Heer kehrt nach Jerusalem zurück, an seiner Spitze das uralte nationale Wahrzeichen der Lade, auf welcher der Bundesgott Jahve unter

den beiden Engeln thronte. Die Priester mit der Tragestange der Bundeslade auf den Schultern gelangen am Königspalaste vorüber zu dem altersgrauen Tore des Vorhofs im Tempel. Ihr Gesang erschallt:

Erhebt eure Häupter, ihr Tore!
Erhebt euch, ihr uralten Pforten!
Denn der herrliche König zieht ein!

Die Tore sollen sich gleichsam in die Höhe recken und über ihr Maß hinauswachsen. Von innen, hinter dem verschlossenen Portale fragt der Hexenchor: „Wer ist der herrliche König?“ Und von draußen jubelt es:

Jahve, ein Starke, ein Held!
Jahve, ein Held im Krieg!

Die Aufforderung an die Tore wiederholt sich: „Erhebt eure Häupter und reckt euch, denn der herrliche König zieht ein!“ Es wiederholt sich die Frage des zweiten Chors, hinter der die verhaltene Freude zittert: „Wer ist der herrliche König?“ Und nun erdröhnt die Lust, der volle Name ihres Bundesgottes wird ausgesprochen:

Jahve Zebaoth, das ist der herrliche König!

Die Tore der Zionsburg springen auf, alle Füße stampfen den Reigen, alle Hände klatschen vor Lust, die Hörner schmettern, die Harfen mit den zehn Saiten rauschen ihren vollen Ton, von den Bergen hallt wider das jauchzende Halleluja der Menge.

4. Das Königsspiel der Hochzeitswoche.

Das „Lied der Lieder“, das sogenannte Hohelied hat eine Leidensgeschichte in seiner Auslegung hinter sich, die fast dem Martertum des christlichen Unservatergebets nahekommt. Dies lieblichste Stück der Bibel Israels hat von der kirchlichen Überlieferung viel aushalten müssen. Doch um diesen Preis durfte es in den Kreis der heiligen Schriften eintreten: stand ihm das Weltkind an der Stirn geschrieben, so besorgte ihm die Auslegungskunst, die es für eine Allegorie erklärte, das fromme Gewand — so bildlich genommen ließ sich unterlegen und hineingeheimnissen nach Herzenslust. Die jüdischen Kreise des ersten christlichen Jahrhunderts standen dem Hohelied zweifelnd gegenüber. Auch als das Büchlein durch eine jüdische Kirchenversammlung freigesprochen wurde, bestimmten die

Rabbiner, kein Gemeindeglied solle das Hohelied vor seinem 30. Lebensjahre lesen dürfen. Als die talmudische Literatur emporwucherte, da wurde die bildliche Betrachtung des Hohenliedes gemeingültig: das Bundesvolk Jehovas Ehegemahl, das Lied der Lieder die Darstellung dieses Bundes bis zur Makkabäerzeit. Unter den christlichen Auslegern blühte es zuerst im dritten Jahrhundert dem Kirchenvater Origenes, der das Hohelied ein Hochzeitsgedicht in der Weise eines Dramas nannte. Doch blieb auch für ihn die Braut die Gemeinde oder die einzelne Seele, deren Verhältnis zu Gott oder Christus hier beschrieben werde. Ein syrischer Kirchenlehrer wagte das Hohelied für eine Sammlung weltlicher Lieder zu erklären; noch nach seinem Tode verdammt ihn das Konzil von Konstantinopel als Ketzer. Bernhard von Clairvaux (1090—1153, der religiöse Genius des zwölften Jahrhunderts, Gegner Abälards und der Welt Herrschaft der Päpste) hielt seine berühmten 86 Reden über die Anfangskapitel des Buches, die die „mystische Vereinigung der Menschenseele mit dem Heilande unter dem wirksamen Beistand der allerseligsten Jungfrau“ besprachen. Auch Luther, der zuerst eine soziale Absicht in dem Gedicht finden wollte, ergab sich, wie seine deutschen Kapitelüberschriften andeuten, bald wieder der Überlieferung der Allegorie. Die katholische Kirche bleibt bis zum heutigen Tage bei diesem Standort. Doch auch im protestantischen Lager ist diese Auffassung nicht überwunden. Man gewinnt sich Abendmahlsprüche aus dem Hohenliede und treibt mit seinen Worten und Bildern allerlei Wunderlichkeit. Man hat auch versucht, diesem Kranz von Liebesliedern einen geschichtlichen Hintergrund zu zeichnen, man hat selbst die Aufzüge und Auftritte eines Dramas zu erkennen geglaubt. Die geschichtliche Deutung sah in dem Gedicht eine Novelle, die von den Liebeshändeln Salomos mit einer sein Verlangen zurückweisenden Jüdin erzählt. Oder in einer anderen Spielart: Salomo habe das Mädchen in einem Weinberge erblickt und sich ihr in der Verkleidung eines Hirten genähert, um mit ihr anzuknüpfen. In der dramatischen Auffassung wurde das Hohelied erst als geistliches Schauspiel, dann als weltliches genommen. Kunstgerecht zerlegte man die Worte und gruppierte sie bühngemäß: die Heldin des anaeblichen Dramas, eine Israelitin Sulamith, ist im Frühling in den Weinberg gegangen, zu sehen, ob der Wein schon Knospen treibe. Salomo fährt in seinem Prachtgespann vorüber, läßt das Mädchen rauben und in seinen Harem schleppen. Vergebens mühen sich die Genossinnen um die Klagende. Der König kommt und wirbt um das schöne Kind. In der Nacht hört sie draußen be-

kannte Klänge: ihr Geliebter, ein Hirt, hat sie angstvoll gesucht und ist dabei vor das Gitter ihres Hauses gekommen. Nach längerem Sträuben öffnet sie ihm, doch da ist er verschwunden. Suchend irrt sie in den Straßen umher, bis die Haremswächter sie aufgreifen und unter Mißhandlung zurückbringen. Endlich gibt der König, durch die Treue der Liebenden gerührt, die Entführte frei; oder auch: der Hirt holt sich sein Mädchen selber aus dem Gewahrsam. Und die Wiedervereinten freuen sich in ländlicher Zurückgezogenheit ihres Daseins. Diese und andere geistreiche Vermutungen haben sich in Nebel aufgelöst. Auch das Gerede, das Hohelied wolle die Eisehe verherrlichen, indem es der reinen bräutlichen Liebe zum Siege über die Haremswirtschaft verhelpe, verfängt nicht.

Das Hohelied ist nur zu genießen auf seinem Naturboden. Die schönste Zeit im Leben des syrischen Landmannes sind die ersten sieben Tage nach seiner Hochzeit, wo er mit seiner jungen Frau die Rolle von König und Königin spielt und beide von ihrer Ortschaft und den geladenen Nachbargemeinden als Königspaar behandelt und geehrt werden. Die größeren Dorfhochzeiten fallen zumeist in den schönsten syrischen Monat März, der nach seiner Lieblichkeit Prachtmonat heißt. Der Winterregen ist vorüber, so feiert man im Freien die Hochzeit, auf der Tenne des Dorfs, die dann eine blumige Wiese ist. Bräutigam und Brauter wachen am Morgen nach ihrer Hochzeit als König und Königin. Sie empfangen in ihren feierkleidern den Obmann der Brautführer, der nunmehr ihr Minister heißt und ihnen einen Morgenimbisß darreicht. Alsdann holt er mit den Brautführern die sogenannte Dreschtasel, ein aus Planken gezimmertes Gerät, vom Häckelspeicher. Auf dem Weg zur Tenne singen sie ein Kampf- oder Liebeslied. Ein Gerüst von reichlich zwei Ellen Höhe wird auf der Tenne errichtet, die Dreschtasel oben daraufgelegt, mit Teppichen und Kissen geschmückt als Thronsiß für das Königspaar. Nach der feierlichen Einholung und Einsetzung der Majestäten beginnen die siebentägigen Festlichkeiten zu dessen Ehren.

Den Anfang macht ein Tanz mit Gesang: den Inhalt des Gesanges bildet der sogenannte „Wasf“, die Schilderung der körperlichen Reize des Königspaares und seines Schmuckes. Während dieser Woche sind die beiden glücklichen Menschen hochzeitlich geputzt, dürfen nichts arbeiten und für nichts sorgen und schauen von ihrem Ehrensitz herab, sehen den vor ihnen aufgeführten Spielen zu, an denen sie sich selber nur mäßig beteiligen. Der „Salomo“ des biblischen Gedichts gibt nur den Namen her für den Helden der

Dichtung, den jungen Ehemann, der in seiner Saturnalienwoche die königliche Würde eines Friedefürsten genießt. Auch Sulamith ist kein Eigenname; das Mädchen aus Sulam ist nur eine schmeichelhafte Umschreibung des jungen Weibes als des schönsten Mädchens ihrer Zeit, als welche die Abisag von Sunem galt.

Nach den noch heute gültigen Gebräuchen im Bezirke von Damaskus kann kein Zweifel daran sein, daß unser Hohelied das Tertbuch einer palästinisch-israelitischen Hochzeit bildet. Doch die Dichtung bietet weniger Volkspoesie als Kunstpoesie. Das Hochzeitspiel muß ohne mystischen Hintergrund gewertet werden als Liebeshymne für die hohe Zeit bräutlicher Minne. Die Geschlechter suchen und fliehen sich.

Jeder Bräutigam ist der König Salomo, jede Braut seine Sulamith. Die Weinberge der Liebe stehen in Blüte, wie ausgegossenes Öl ist sein Name, den die junge Frau liebt und den sie bittet: „Zieh mich dir nach, laß uns eilen.“ Seine Freundin ist wie eine Lilie unter den Dornen, sie ist die Narzisse der Saronsflur. Der Winter ist vergangen, der Regen verrauscht, die Blumen zeigen sich im Lande und die Turteltaube läßt sich hören. Zart schwingt sich der Kehrreim durch die liebedurchtränkten, von Bildfülle schweren Gliederreihen: „Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, bei den Gazellen und bei den Hinden auf der Flur: O weckt nicht auf, erweckt nicht die Liebe, bis ihr's gefällt!“ Der Sinnenrausch preist die Geliebte und den Erkorenen mit einer Unbefangtheit im Vollgenuß der körperlichen Anziehung, deren Appigkeit den Morgenländer ebenso kennzeichnet, wie die dichterische Gehobenheit jeden empfänglichen Menschen entzückt. Da rühmt der Bräutigam von seiner Braut: „Dein Haar gleicht der Ziegenherde, die am Berge Gilead herab sich lagert; deine Zähne sind wie eine Herde frisch geschorener Schafe, die aus der Schwemme gestiegen; wie ein Scharlachfaden sind deine Lippen, wie eine Granatapfelscheibe leuchtet deine Schläfe hinter deinem Schleier hervor; deine Brüste gleichen zwei Rehkälbchen, Gazellenwillingen, die in den Lilien weiden;“ da sagt er von seinem geliebten Mädchen: „Ein verschlossener Garten ist sie und ein versiegelter Quell, eine Gartenquelle lebendigen Wassers; erwache, Nord, und komm, o Süd, durchwehe meinen Garten, daß sein Balsamduft ströme!“ Und das jüdische Mädchen vergegenwärtigt sich die Manneschönheit: „Sein Haupt ist das feinste Gold, seine Locken wie Ranken, schwarz wie der Rabe, seine Augen wie Tauben an Wasserbächen und seine Hände goldene Walzen, eingefast mit Carlssteinen, seine Schenkel Marmorsäulen, gestützt auf

füße von Feingold, sein Anblick gleich dem des Libanon, auserlesen wie Jedern" — er nennt zum Dank ihre Nase den Libanonturm, der gen Damaskus schaut! Über jedes liebende Mädchen auf der Welt wird aus ihrer eigenen Seele zeitlos mit ihrer Schwester aus Israel in das Hohelied der Liebe einstimmen: „Lege mich wie einen Siegelring an dein Herz, wie einen Siegelring an deinen Arm; denn stark wie der Tod ist Liebe, fest wie die Unterwelt ist Leidenschaft! Ihre Glut, Feuerglut, eine Flamme Jahves! Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht übersfluten. Wenn einer allen Reichtum seines Hauses hingeben wollte um Liebe, man würde ihn verachten!“

5. Jüdische Altersweisheit.

Einen verweilenden Blick in die Seele eines mit den Geistesmächten seiner hellenistischen Zeit ringenden Juden gestattet uns das biblische Buch: „Der Prediger“, eigentlich die predigende (Stimme), Koheleth. Der Verfasser tritt vor uns hin in der leicht zu lüftenden Maske des Königs Salomo, den man damals allgemein als Urbild aller Weisheit verehrte. Ein vermögender Grundbesitzer, hat er zugleich sein Gut „aufs Wasser geworfen“, sah als Reeder die Welt. Doch dieser weltoffene Kaufmann prüfte im Leben die erbten altjüdischen Vorstellungen; er sah Despotenwillkür an Fürstenthöfen, sah erbärmliche Kreaturen emporsteigen und Mächtige fallen; er sah Sklaven mit goldenen Sporen reiten und entthronte Könige in zerrissenen Sandalen. Rastlos ziehen die Menschen nach Geld und Gut, Schicksal und nicht Verdienst entscheiden den Erfolg. So macht er sich diesen Vers auf das Dasein: „Ich sah, daß unter der Sonne nicht die Schnellen über den Lauf verfügen, noch die Helden über den Krieg, noch auch die Weisen über das Brot, noch die Klugen über den Reichtum, noch die Verständigen über die Gunst, sondern Zeit und Zufall widerfährt ihnen allen — der Mensch weiß so wenig seine Zeit wie die Fische, die im Netz und die Vögel, die in der Schlinge sich verfangen“ (Kap. 9, 11—12). Allem bestimmte Gott zuvor seine Zeit: der Geburt und dem Sterben, dem Suchen und dem Finden wie dem Verlieren, dem Weinen und Lachen. Dem Menschen, den er aufrichtig schuf, legte er die Ewigkeit ins Herz (3, 11), doch die Menschen wachsen krumm und suchen Künsteleien statt der rechten Lebenskunst. Und dieser scharfsägige Weltbeobachter fragt sich, was denn der Mensch für Gewinn erziele von all seiner Mühe, die er sich macht unter der Sonne — er fragt, fragt

immer wieder. Wenn sein Schiff, so malt Hermann Weinhaimer uns (in seiner ausgezeichneten zweibändigen Geschichte des Volkes Israel, 1909) den Charakter des „Predigers“ anschaulich, im Hafen von Alexandria lag, um die Ladung, Olivenöl und Würzereien, zu löschen, und um Byssus, prächtig gefärbten Purpur und das feingeglättete Erzeugnis aus der Papyrusstaude zu verstauen, dann begab sich der Reeder dorthin, wo die Philosophen in Rede und Gegenrede ihre Probleme ergründeten, um der Erörterung zu lauschen. Und war das Geschäft gut, so kam wohl auch ein gelehrtes Werk aus der büchermuntern Ptolemäerstadt als leichte Ladung an Bord, und auf der langen Fahrt zwischen dem Pharos und der Felsenpforte von Joppe sehen wir den Nachdenkamen im Schatten des Großsegels, die Buchrolle auf den Knien, in die Geheimnisse griechischer Wissenschaft sich vertiefen. Er lernte die Lehre der Stoiker kennen vom Kreislauf aller Dinge und Epikurs Überzeugung, daß zwischen Mensch und Tier kein Wesensunterschied sei. Mehr Weisheit darf er sich zuerkennen, denn alle besitzen, die vor ihm zu Jerusalem waren, Wissen häuften er auf Wissen. Aber auch das Wissen ist eitel, ein Haschen nach Wind. Krummes will nicht gerade werden, Mangelndes zählt nicht mit; bei viel Weisheit gibt's viel Unmut, mit der Einsicht schwillt der Schmerz.

Da pfeift er das Liedlein: freut euch des Lebens; pflücket die Rose, eh' sie verblüht. Im Schattenpark grüßt sein Haus, Weinberge und berieselte Gärten mit schwellenden Früchten, herrlicher Viehbestand, Sklaven und Sklavinnen, Sänger und Sängerinnen — alles ist seines Winks gewärtig. Und die Schiffe schleppen Schätze, häufen Seide und Gold, dazu sind die schönsten Frauen ihm hold.

Wie bekam ihm das? Hören wir ihn selber: „Zum Lachen sprach ich: es ist toll, und zur Freude: was schafft sie?“ Die Wonne der Menschenkinder — sein Herz läßt sie leer. „Alles war eitel und Streben nach Wind, es gibt keinen Gewinn unter der Sonne“ (Kap. 2). Das alte griechische Volksbuch legte es dem Homer in den Mund, die Folgezeit wiederholte es oft.

Wer will behaupten, daß sich des Menschen Seele nach oben schwingt, die Seele der Tiere aber in die Tiefe fährt? „Ein lebendiger Hund ist besser als ein verendeter Löwe.“ Und die Nachfahren — wird nicht der Erbe das mühsam Erworbene leichtsinnig vergeuden? Die Arbeit her! Die Arbeit soll ihn trösten, ihn im Angenügte des Daseins festhalten: am Morgen den Samen ausstreuen und bis zum Abend die Hand nicht matt werden lassen! So mag noch am ehesten das Leben erträglich dahingehen — „iß mit Freu-

den dein Brot und trinke mit frohem Herzen deinen Wein, deine Kleider seien allzeit weiß und deinem Haupt mangle es nie an Öl, — genieße das Leben mit dem Weibe, das du lieb hast, alle Tage deines eillen Lebens hindurch, die er dir gibt unter der Sonne, denn das ist dein Teil am Leben und für deine Mühe, womit du dich plagst unter der Sonne. Alles, was deine Hand zu tun vermag mit deiner Kraft, das tue“ (Kap. 9, 7—10). Und: sei nicht allzu gerecht, nicht allzu weise!

Der Pessimismus hat diesen tüchtigen, gebildeten hellenistischen Juden gepackt und läßt ihn nicht los. Dieser Hellenismus färbt ihn sogar etwas international ein und läßt ihn fast als ungebundenen Weltbürger erscheinen, dessen Gemütswelt verarmt im Kampf ums Dasein. Das Wort „Vaterland“ spricht der Bürger von Jerusalem in seinem Buch nicht aus. Unter den Ränke spinnenden Herrinnen des Harems fand er kein Weib, unter tausend fand er e i n e n Mann; das böse Weib, bitterer als der Tod, ihr Herz Netz und Fanggarn, ihre Arme Fesseln, weist auf Großstadt und Hasenorte (Kap. 7, 26—28).

Doch diese weß gewordene Altersweisheit, der die Krone vom Haupte gefallen ist und die gebückt am Stabe schleicht: „Ach, ich bin des Treibens müde — geht nun hin und grabt mein Grab“, sie schwingt sich im Schlußabschnitt zu einer B i l d r e d e über das Alter auf, die fast unbekannt geblieben ist und die ich aufdecken will. Der junge Mensch soll bei all seiner schäumenden Jugendlust an die Verantwortung vor Gott denken; er darf nicht vergessen, daß die schwarzen Locken nicht bleiben und daß böse Tage kommen werden, die ihm nicht gefallen. Und nun folgen Bilder über die Alterserscheinungen:

„Die Sonne verfinstert sich und das Licht und der Mond und die Sterne“ — die Sehstärke nimmt ab, und „die Wolken kehren wieder nach dem Regen“, die Stimmung ist eine leicht zu erschütternde; „die Hüter des Hauses zittern“: die Hände werden kraftlos, die Arme können nicht mehr wie früher Gefahr und Widerstand abwehren. „Die starken Männer krümmen sich“ — auch die Kraft der Beine wird schwankend, die einst in stolzer Ruhe den Leibesbau getragen haben; das knickt alles ein und lockert sich in den Gelenken und Fugen. „Die Müllerinnen stehen müßig, weil ihrer wenig geworden sind“ — will sagen, daß die letzten Zähne im Munde nur wenig noch zu mahlen haben; denn auch die Nahrungsaufnahme zeigt Zeichen des Altersverfalls. „Finster werden, die durch die Fenster sehen“, die Augen werden schwach, selbst wenn die Brille

sie stärkt (falls nämlich jene Juden die durchsichtigen Stein- oder Glasstücke der Römer bereits in Gebrauch hatten, die Urform unserer Brillen und tausendförmigen optischen Hilfsmittel). „Man steht auf beim Laut eines Vogels“: der Schlaf wird leise, er verliert seine Festigkeit und jugendliche Sicherheit. „Die Sängerinnen sind gedämpft“ — man hört schwer und die Stimme zittert, doch man vernimmt desto leichter; auch das Mißtrauen spielt in diese stets wache Sorge hinein, Mißtrauen gegenüber der eigenen Schwäche wie gegen die Umgebung. „Man fürchtet sich vor Unhöhen und Schrecknisse gibt es auf dem Wege.“ — „Und es blüht der Mandelbaum“: er blüht in Palästina weiß und deutet auf das gebleichte Haar, den würdigen Kopfschmuck unserer Alten. „Und es schleppt sich die Heuschrecke“, malt unser Bild weiter, deren rundes Rückendach den gebeugten Rücken der hohen Jahre oder der frühzeitigen Verarbeitung in der Mühsal des Lebens deutlich macht. Es versagt die „Kapper“, der Appetit, die Gaumenlust, auch die sinnliche Lust überhaupt. „Denn der Mensch geht hin zu seinem ewigen Hause und auf der Gasse gehen die Klagenden umher“, die berufsmäßigen Totenweiber des Morgenlandes, die ihre Jammertöne gegen Geld bereithalten, wie wir die schwarze Kleidung unserer letzten „Ehre“ und den unvermeidlichen Kranz immer in Bereitschaft haben, wenn die schwarzgeränderte Traueranzeige bei unserer Brieffchaft liegt. „Ehe noch der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer am Born zertrümmert und das Rad am Brunnen zerbrochen wird“: Bilder für die edleren inneren Organe, für Herz und Lunge und die Atnungswege, die sich in ihrer gegenseitigen hilfreichen Verbundenheit gestört sehen, wie wenn bei der Zisterne im Morgenlande der Strick sich lockert, der den Eimer hält, so daß die belebende Spende ausbleibt für Mund und Haushalt und das Rad bricht — wer hat nicht schon bei Sterbenden dies hilflose Rasseln und Pfeifen gehört, bis der gestörte Betrieb endlich hart auf den Boden aufschlug und der Jammer zu Ende war? „Der Staub kehrt zur Erde zurück, wie er gewesen, und der Geist zu Gott, der ihn gegeben.“ Wie bildfroh und anschaulich ist dies biblische Rätsel vom Alter, das mit Haus und Brunnen, Straße und Nachbarschaft malt und das im Körper des Menschen seine Seele sucht!

9. Parsismus, Babel, Hellenismus.

1. Israels Religion ist wesentlich beeinflusst worden von dem religiösen „Dualismus“ des iranischen Priesterpropheten Zoro-

aster, der etwa um das Jahr 1000 vor Christus, also geraume Zeit vor den israelitischen Propheten mit seiner schöpferischen Wirksamkeit in Ostiran (Baktrien) anzusetzen ist. Ich verweise für Zoroaster (Zarathustra) auf den ersten Band dieses Werkes, besonders Seite 124—128. Eduard Meyer, der das Eindringen des Dualismus ins Judentum auf Zoroaster zurückführt, nennt ihn einen der ganz wenigen wirklichen Religionsstifter, die die Geschichte kennt, seine Wirkung auf die Jahrtausende sei gar nicht zu überschätzen. Jedenfalls: die sittlichen Mächte waren ihm die einzigen wirklichen Götter, sie ringen um die Herrschaft über die Welt seit Urbeginn als die im Feuer sich anagende Kraft der Wahrheit, des Guten, des gedeihenden Lebens — die in sechs geordneten Persönlichkeiten oder Abgezogenheiten erscheinen —, mit dem bösen Geist und dessen Dienern.

Die guten wie die bösen Mächte erweisen sich als schaffende Wirklichkeiten — darum ist der Kampf unvermeidlich und unaufhebbar. Der Mensch steht zwischen Licht und Finsternis, sein Wille trifft die Entscheidung zwischen dem Guten und dem Bösen. Doch in Zoroaster offenbart sich der gute Geist, der mit seinen Dienern den bösen Geist endgültig überwinden und ihn austilgen wird aus der Welt. Die indische Denkweise der Religion bleibt negativ, passiv, pessimistisch, die iranische Religion zeigt sich aktiv und lebenbejahend. Das unmittelbar bevorstehende göttliche Gericht über Lebende und Tote wird vom Propheten angesagt, um Gedanken, Worte und Werke unbestechlich zu wägen, wie schon vor alters in Ägypten, zur Zeit der Pyramidenerbauer. Zoroaster ergänzt das Einzelgericht nach dem Tode des Menschen durch ein allgemeines Weltgericht als abschließende Umwandlung der gesamten Weltgestalt. Die Entscheidung fällt nicht national, sondern lediglich persönlich.

Esa brachte aus Babylon das Gesetzbuch, der Perserkönig bestätigte es, die gesamte Judenschaft der Priester und Leviten und Gemeindegemeinschaften verpflichtete sich feierlich darauf. In diesem denkwürdigen 24. Tischi (30. Oktober) 445 wurde das Judentum begründet, war es auf feste Grundlage gestellt. Abgetan war damit das politische Streben nach dem zerbrochenen unabhängigen Staate — noch 445 hatte Nehemia eine solche Versuchung von sich gewiesen —, die Fremdherrschaft ist die Vorbedingung des Gesetzes. Mochte die fromme Gemeinde noch so sehnsüchtig nach dem vom Messias König wiedererrichteten Gottesreich auf der Erde anschauen, so fügten sie sich doch geduldig in den unerforschten Willen Gottes, der ihr äußeres Geschick in die Hände der „Heiden“ legte, um sie innerlich für sein Endheil zuzurichten.

Die Aufrichtung des Perserreichs und sein 200jähriger, niemals ernstlich erschütterter Bestand war von tiefstgreifender Wirkung nicht nur für die Entwicklung des Judentums, sondern auch für die innere Umwandlung aller orientalischen Religionen; die nationale Gestaltung des staatlichen Lebens ist für die ganze Welt westlich vom iranischen Hochland endgültig begraben, an ihre Stelle das Weltreich und die Fremdherrschaft getreten. Damit löste sich die Religion von Staat und Politik und wurde zur selbständigen Macht, indes die Völker und die Lebensformen sich mischen.

Das unbestrittene Oberhaupt der jüdischen Kirche war der Hohepriester, nachdem die babylonische Judentumsgemeinschaft das Gesetz geschaffen hatte. Jesus, der Sohn des Sirach, rühmt um 200 vor Christus den regierenden Hohenpriester Simon II. mit dem Begeisterungspsaln: „Wie herrlich war er, wenn er aus der Hütte hervorschaute und hinter dem Vorhang heraustrat, wie der Morgenstern aus den Wolken und wie der Vollmond in den Festtagen; wenn er die Prachtgewänder anlegte und in den höchsten Schmuck sich kleidete; wenn er den herrlichen Altar bestieg und den Umgang des Heiligtums betrat, wenn er die Opferstücke aus der Hand seiner Brüder himmahm, während er bei den Holzstöcken stand, rings um ihn der Kranz seiner Söhne wie Zedernpflänzlinge auf dem Libanon und wie Bachweiden umgaben ihn alle Söhne Aarons in ihrer Pracht, die Feueropfer des Herrn in ihren Händen, vor der ganzen Gemeinde Israels.“ Und wenn er dann die Weinspende ausgoß zu süßem Geruch für den höchsten Gott, da posauten sie mit den Hörnern von getriebener Arbeit und die Sänger stimmten die Jubellieder, bis er den Segen Jahves auf den Lippen seine Hände über die ganze kniende Gemeinde Israels erhob. Das Szepter des Kirchenstaates hielt der Hohepriester und mit ihm die führenden Priesterfamilien; hinter ihnen traten die Ältesten als Häupter der Laiengeschlechter, die Presbyter, im Rat des Synedriums zurück. Doch erwuchs bei der entscheidenden Bedeutung des Gesetzes der Priesteraristokratie in den Volkstrabbinern eine anschwellende Mitbewerberschar; auf geistigem Gebiete wurden die Schriftkundigen und Schriftgelehrten immer mehr die Gemeindeführer. Der Priesterschaft traten sie als geschlossene Gruppe in den nächsten Jahrhunderten zur Seite, sie an Einfluß mächtig überragend — in der Römerzeit bilden sie längst die dritte Gruppe neben Hohenpriestern und Ältesten, also den Hierarchen und den Laien.

Jahve wurde zum Himmelsgott von Jerusalem, die Juden erschienen den Persern als Himmelsverehrer. Selbst Jahves Name wurde ersetzt durch die Umschreibungen: der Himmel, der Herr,

Gott. Man scheute sich, den Namen voll magisch gefährlicher Kräfte auszusprechen. Der Name Jahve wird dem Mose erst am Gottesberge Horeb offenbart und als Entstellung des Wortes „Ehieh: Ich bin“ gedeutet — also aus einem Eigennamen in eine Aussage über die Gottheit umgewandelt, deren Wesen in ihrer grenzenlosen, durchaus einzigartigen Wesenhaftigkeit besteht. Letztlich hat dann das Judentum den Gebrauch des Namens Jahve überhaupt verboten, nur die Priester durften ihn beim Gottesdienst im Tempel aussprechen — im Privatleben und bei der Schriftrolle in der Synagoge wurde stets Adonai, Herr, gesagt. Der Volksgott neben den anderen Stammes- und Reichsgöttern waltet als der Herr schlechtthin über Himmel und Erde und über alle Menschen. Ein Mischnastraktat spricht als der Steinigung verfallen wegen Gotteslästerung den schuldig, der durch Zeugen überführt wird, den Gottesnamen deutlich ausgesprochen zu haben! Dieser Schöpfergott und Weltgott thront im Himmel und zugleich in Jerusalem. Kein Kultus ohne Götterbild und Tempel außer in Israel; im Gebetshaus wurden Thora und Propheten vorgelesen, ausgelegt und mit Gebeten umrankt. Die wirksamen Zeichen des Judentums kamen hinzu, den Reiz des Geheimnisses um diese Religion zu schleiern: die unbedingte Feierruhe am Sabbat, die Beschneidung, nebst strengen Speisegeboten und Reinheitsgesetzen. Im Gegensatz zu den Griechen und andern Völkern mußten die Juden alle ihre Kinder aufziehen, das ergab eine hohe Bevölkerungszahl. Ihre Ehe- und Bestattungsvorschriften wichen von denen aller andern Menschen ab. Mose erzog das Volk zu Krieg und Mühsal. Ein großes Gebiet wurde erobert, das Land verteilt, die Priester erhielten größeren Grundbesitz als die übrigen; das Landlos war unveräußerlich, so konnten die Ärmeren nicht auf die Dauer durch Aukauf verdrängt werden. Die persische und makedonische Herrschaft brachte Mischung mit Fremden. Im breiteren Zusammenhang gewinnt Ed. Meyer das Urteil von der strafforganisierten Judengemeinde in Jerusalem: Priester wie Laien waren „durch die materiellen Interessen an die weltlichen Verhältnisse gebunden“, sie mußten „auf die realen Faktoren Rücksicht nehmen und sie ausnutzen, wenn sie sich behaupten und vorwärtskommen wollten“; die Mittel zu üppigem Lebensgenuß standen ihnen zur Verfügung. „Die tiefe sittliche Korruption und das raffinierte, sich mit Scheinheiligkeit umhüllende Intrigenspiel, welche jede Hierarchie mit sich bringt, herrschte am hohenpriesterlichen Stuhl von Jerusalem nicht minder als in Rom und in Tibet.“

In den beiden Jahrhunderten der Perserherrschaft lernten die

Juden die persische Religion nicht nur äußerlich kennen, sie erfuhren auch zweifellos Wesentliches von ihren Ideen. Das Weltreich näherte die Religionen allesamt einander an; die Anschauungen und Gestalten Zoroasters fanden zumal in den niedern Volksschichten Eingang, auch wenn man ihren fremden Ursprung kaum ahnte und den Namen des iranischen Propheten vielleicht nie gehört hatte. Ende des dritten Jahrhunderts war die Entwicklung zu einer wichtigen Beeinflussung gediehen. Der ärgste aller Geister Ahrimans — des bösen Prinzips im Parsismus —, der Verführer der Daavas, der Zorndämon Aeschma, ging als Aśmodäos (Aeschmo-Döva) in den jüdischen Glauben über. Im Talmud erscheint er als Haupt der Dämonen, Salomon zwang ihn beim Tempelbau in seinen Dienst. In der Tobitnovelle (um 100 vor Christus), die streng an Engel und Dämonen glaubt mit allem Zaubereiwesen, ist Aśmodäos der böse Dämon, der die Menschen anfällt wie im Parsismus: er tötet in der Brautnacht sieben Männer eines frommen jüdischen Mädchens in Ekbatana, wird aber vom Engel Raphael durch den Gestank, den die Verbrennung von Herz und Leber eines Fisches hervorbringt, zur Flucht nach Ägypten gezwungen, dem Hauptsitz aller Dämonen, und dort vom Engel gefesselt.

2. Babel und Bibel: im ersten Bande dieses Buches ist bei der Religion der Babylonier-Ägypter von dem Einfluß ihrer religiösen Anschauung und Vorstellung auf die Gotteswelt Israels gesprochen worden, wie sich zumal durch die verdienstlichen älteren Schriften von Friedrich Delitzsch der Gegenwart diese Abhängigkeit der Bibel von Babel darstellt. Ich verweise auf jenen Bericht und füge an dieser Stelle nur noch wenige Worte hinzu.

Die Mythologie der jüdischen Bibel ist von Babylon beeinflusst: die Schöpfungsgagen, die Paradiesesgeschichten, der Bilderkreis der Sintflut; auch die Babelgeschichte vom Turmbau, die Patriarchensagen und die Moserinnerungen tragen in verschiedenem Grade die Spuren babylonischer Einfärbung. Ähnlichkeiten bestehen ferner in der Ethik Israels mit dem Sittenkoder Babylons ebenso wie in dem beidseitigen Kultus. In dem Bilde des Einziggottes Jahve Israels finden sich Züge, die den babylonischen Göttern eigneten; sie wurden in Kanaan auf Jahve übertragen. Jahve ist übrigens nicht nur von Israel verehrt worden, sondern auch von aramäischen Stämmen, wie uns gleichfalls die Keilinschriften gelehrt haben. Im Zeitalter der Religionsmischung (Synkretismus) im 7. vordhriftlichen Jahrhundert folgte ein erneutes Einströmen babylonischer Mythologie in Juda; das babylonische Eril und die ganze Folgezeit stehen daneben.

Besonders wurde die Gestalt des Messias der heilvollen Endtage lebhaft mit babylonischen Farben gemalt. Doch tut man wohl daran, die jüdische Religion nicht etwa als einen Abflatsch von Babylon-Ussur zu bewerten — noch weniger kommt man ans Ziel mit der Herabwürdigung des alttestamentlichen Bundesgottes sowie der israelitischen Prophetie und religiösen Lyrik . . .

3. Weder zu den Pharisäern noch zu den Sadduzäern zählte das **Landvolk**, die Masse des „Am-haarez“, das sich gegen beide Gruppen feindlich abschloß und von ihnen verachtet wurde. In diesen, seit dem Versiegen der religiösen Offenbarungen verschmachtenden „Schafen vom Hause Israel ohne Hirten“ erkennen wir die vom edlen Hellenismus beeinflussten „Juden in Jerusalem wohnend, gottesfürchtige Männer aus allerlei Volk unter dem Himmel“ (Apostelgeschichte 2, 5). Dies sogenannte Diasporajudentum, das seine Kolonien in Jerusalem pflegte, sammelte in der Hauptstadt Judäas in seinen Synagogen (Apostelgeschichte 6, 9) auch das Landvolk und bereitete dort der neuen Religion, sowohl dem gesetzestreuen wie dem gesetzestreuen Christentum, in Stille den Herd (vgl. Friedländer: Die religiösen Bewegungen innerhalb des Judentums im Zeitalter Jesu). Zu den gesetzestreuen Juden dieser hellenistischen Kreise zählte jener Stephanus, der früh Christ wurde; die Juden steinigten den Führer der sieben Armenpfleger in der Gemeinde nach Apostelgeschichte 7. Im Judentum gab es, vornehmlich im Diasporajudentum, Richtungen, die den Tempelkultus, vorab die blutigen Opfer, für unwesentlich, ja für bedenklich hielten. Ebenso gewiß ist aber auch, erklärt Harnack, daß aus äußeren und inneren Gründen in manchen jüdischen Kreisen die äußerliche Gesetzesbeobachtung nicht hochgeschätzt wurde und hinter der Moral mehr oder weniger zurücktrat. So konnte ein für das Evangelium gewonnener Diasporajude aus beidem den Schluß ziehen: der Messias Jesus wird den Tempelkultus abschaffen und das Zeremonialgesetz ändern. Stephanus starb unter den Steinwürfen und seine Anhänger wurden verfolgt; sie mußten Jerusalem verlassen, nicht aber die Apostel: diese haben sich also mit Stephanus in dem Anklagepunkt noch nicht eins gesetzt und mitverbunden erklärt.

Dies Landvolk in Palästina wurde, unter griechisch-jüdischem Einfluß, das zur Ernte weiße Feld, die gemeinsame Freude des Säers wie des Schnitters (Joh.-Evgl. 4, 35—38). Die Schriftgelehrten und der Mann vom Lande haßten einander; sogar der duldsame Hillel urteilte, ein Am-haarez könne kein frommer (Chassid) sein. Das Volkskind sonderte sich insgemein von den pharisäischen

Schriftgelehrten ab und dachte gesetzesfrei — mählich gingen sie dazu über, Sabbath und festtage zu vernachlässigen, die Beschneidung zurückzustellen, die Schrift nicht nach der Ueberlieferung auszulegen; dagegen übten sie Menschenliebe und studierten die Thora. Dem die „Welt“ meidenden Pharisiäer galt der im Weltverkehr lebende freireligiöse Volksmann (Am-haarez) als unrein, er mied jede Berührung mit ihm. Im Talmud finden sich erstaunliche Flüche für den Verkehr gottgefälliger Juden mit diesen angeblich abtrünnigen Volksgenossen — eher einen hungrigen Hund oder Raben speisen als einen notleidenden Am-haarez! Das Echo wider die Pharisiäer lautet: sie verschließen den Menschen das Himmelreich; Matth.-Evgl., Kap. 23! Diesen von den Pharisiäern gehezten, von den Sadduzäern verachteten Armen an Geist öffnete Jesus das Himmelreich, diese Mühseligen lud er zu seiner Gemeinschaft ein; über diesen Unmündigen dankte er dem Vater, der das Geheimnis des Herzens den Weisen und Verständigen verborgen habe, weil nur die reinen Herzen Gott schauen, nur die Kinder in das Gottesreich hinfinden.

Der sich politisch betätigende Pharisiäer wie der öffentlich wirksame Sadduzäer verweltlichte; der berühmte Rabbi Josua ben Chanonja zählte die scheinheiligen Pharisiäer zu den Schädlingen, die die Welt verderben, wie der sterbende König Alexander Jannäus seine Gattin ermahnte: „fürchte dich nicht vor den wahren Pharisiäern und nicht vor jenen, die keine Pharisiäer sind; wohl aber fürchte dich vor den Gefährten, die nur dem Schein nach Pharisiäer sind!“ Unterdrückte Herodes der Große die Pharisiäer, so saß Agrippa I., ein Gefährter und Verkommener, auf dem Thron, der in all seinen Lastern nicht ermangelte, ein gesetzesstreuer Pharisiäer zu sein!

4. Die sogenannten „Apokalyptiker“ oder Hoffenden, Zukunftseher, waren die Seele des jüdischen Landvolks in der Hasmonäerzeit; sie wollten die Sendung Israels erfüllen, den reinen Mosesgeist zu pflegen, um das Licht der Heiden, das Ideal der Völker zu werden. Ließen die Pharisiäer das Schwerste im Gesetz: das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben dahinten, so suchten sie die Gerechten und Erwählten als die ewige Samenpflanze, der das Heil der Welt entspringen sollte, zu läutern und zu entschränken zum Weltbewußtsein. Um der Gerechten willen segnet Gott alle Welt, sie sind als Lichte des Himmels ihre Führer. Jeder Weise wird Lösegeld für den Schlechten, wenn Gott gnädig ist. So wird letztlich der Brunnen der Gerechtigkeit unerschöpflich sein, von vielen Brunnen der Weisheit umgeben — alle Durstigen trinken dar-

aus und werden weise. Die Heilszeitseher (Apokalyptiker) in Palästina pflegten nahe Beziehungen zu ihren Brüdern auf griechischem Boden (in der Diaspora). Beide Gruppen hielten sich davon überzeugt: um der Gerechten willen ist diese Welt gekommen, so wird auch die zukünftige Welt um ihrer willen erstehen. „Ihr seid die Himmelslichter, wie die Sonne und der Mond; was werden alle Völker tun, wenn ihr euch verblendet in Gottlosigkeit?“ Der Pharisäer glaubte natürlich auch an Israels Auserwählung; doch in die Arbeit der Weltmissionierung trat er nur ungern ein, da sein Reinheitskatechismus ihn an die Scholle band und er jede Berührung mit den „Zöllnern und Sündern“ peinlich mied. Weisheit Salomo Kap. 5 malt mit verweilender Lust das Doppelbild der Zukunft: wie der Gottlose seine Torheit beklagt, wie der Gerechte den Lohn seiner frommen Weisheit genießt. Zum Gedankenschatz dieser Heilszeitliteratur gehörte auch das Zukunftsbild des Messias, der schon vor der Welterschöpfung bei Gott war, unter seinem Thron die Erfüllung der Zeit erwartend, doch den Menschen verborgen, später den Auserwählten geoffenbart. Auch Satan hat einmal, so erzählten sie, diesen Messias schauen zu dürfen; Gott sagte: Komm und sieh den, der dich einst in Schmach und Scham zurückschleudern wird. Als Satan den Messias der Heilszeit erblickte, da packte ihn Beben, er fiel auf sein Gesicht und stotterte: Ja, das ist der Messias, der einst mich und alle Fürsten der Welt in den Feuerpfuhl der Geheimen (Hölle) schleudern wird. „Diese Messiasvorstellungen“, urteilt Friedländer, „sind Eigentum der jüdischen Diaspora. Den Leib, den Sproß aus dem Hause David, hat Palästina dazu geborgt, die großartigen Dekorationen mit den farbenreichen Gemälden des Weltgerichts und des Gottesreiches hat der Prophet Jesaias geliefert; allein die Auffassung des Messias als einer vorweltlichen göttlichen Potenz, als der Verkörperung der göttlichen Weisheit und Güte, die im Kampf mit der Finsternis und dem Bösen den endlichen Sieg erringt und das ewige Gottesreich unter den Menschen begründet: sie ist Ureigentum des jüdischen Hellenismus, von dem sie die Apokalyptiker übernahmen und in ihrer volkstümlichen Weise in der Sprache der Bibel zur Darstellung brachten.“ Wer Philo u. a. studiert, kann sich mit dieser jüdisch-hellenistischen Religionsweisheit vertraut machen, die das Verständnis des Neuen Testaments wesentlich erleuchtet. Das Schema dieser Messiasidee lautete (Matth. 11, 12—13): Das Gesetz und die Propheten wissagen bis auf Johannes den Täufer, von der Zeit wird das Reich Gottes durch das Evangelium gepredigt, jedermann dringt mit Ge-

wali ein. Also der Messias das Ende des Gesetzes, der Messias wird eine neue Thora von Gott bringen. Das alte Jerusalem bricht zusammen, vom Himmel steigt ein neues, geistiges Jerusalem; die frommen Israeliten wohnen darin, denen die Völker huldigen. Der Messias erscheint, alle „Heiden“ beten ihn an.

5. Die Gruppe der **Essener** (Verschwiegene) bringt uns den ernstesten jüdischen Hellenismus vor die Seele; die Weisheitsliteratur der Ausgangspunkt. Selbst der Schriftsteller Plinius, also ein Literat von Rang, hegt für die Essener Bewunderung; ihre dem echten Judentum fremde Lebens- und Weltanschauung, die der nachplatonischen Philosophie entlehnt wurde, zog ihn an. Plinius, der die Essener vom jüdischen Kriege aus eigener Anschauung kannte, nennt sie ein von allen anderen Völkern des Erdballs verschiedenes wunderbares Volk. Sie hausten in dem öden Gebirgslande von Juda oberhalb des Toten Meeres, nördlich von Engadi und Masada — „ohne irgendeine Frau, allem Geschlechtsverkehr entsagend, ohne Geld, als Genossen der Palmen. Täglich erneuert sich die Menge der Hinzukommenden, da reichlich zuströmen, wenn Leben und Schicksalschwankungen ermatten. So ist durch Jahrtausende (!) ein Volk von ewigem Bestand, in dem niemand geboren wird — so fruchtbar wirkt für sie der Lebensüberdruß anderer.“ Pharisäer und Essener waren die feindlichsten Wesensgegensätze. Die einseitige Bewertung gewisser Ähnlichkeit in den Vorschriften der Lebensordnung verleitete zu manchem Trugschluß. Der Talmud verrät nicht die leiseste Bekanntschaft mit dem Essenismus! Die levitische Reinlichkeit, der die pharisäischen Vorschriften eifervoll nachjagten, hat wenig gemein mit der innerlichen Reinheit der Essener. Josephus zählt alle äußerlichen essenischen Reinlichkeitspflichten und ihre peinlich genauen Lebensvorschriften auf; doch diese Essener sonderten sich von der Menge ab in einsame Gegenden, um vom Lärm der Städte und von ihren sinnlichen Anreizen unbeschwert in ihrer Askese sich zur Heiligkeit emporzuläutern. Philo: „Sie wissen, daß wie durch schädliche Luft Krankheiten entstehen, so durch die Gesellschaft unheilbare Ansteckung für die Seele.“ Ähnlich wie die ihnen verwandten **Therapeuten**, die, von der Weisheit ergriffen, in der Einsamkeit meditierten, nicht aus Menschenfeindlichkeit, sondern weil der Umgang mit Menschen, von denen sie sich in ihrem ganzen Wesen unterschieden, ihnen nachteilig erschien. Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt! Bevor der reifgewordene Mann das Recht erwarb, sich der Einsamkeit und seiner Seele zu widmen, mußte er in jenen hellenistisch-jüdischen Kreisen (wie in den alten in-

dischen Gruppen der Waldsiedler) seine sozial-bürgerlichen Pflichten redlich erfüllt haben: die meditierende Zurückgezogenheit winkte als verdienter Lohn nach wohlgeführter Lebensleistung in Reih und Glied. Ich habe im ersten Bande (im Buddhaabschnitt) davon gesprochen. Philo fragt scharf: „Ihr seht euch nach einem abgesehenen, stillen Leben — was habt ihr denn für die menschliche Gesellschaft geleistet? Ihr verlacht die Gesellschaftsordnung und habt vielleicht nie erfahren, wie nützlich sie sei. Kämpft erst den zu den höheren Kämpfen vorbereitenden Kampf im öffentlichen Leben vor dem beschaulichen!“ Nun waren Sokrates, Plato und Aristoteles keine Säulenheilige der Wüste; der beschauliche Griechengeist der Essener ist auch nicht einfach buddhistisches indisches Erbe — aber er hat sich dennoch aus dem besten Mark der griechischen Denker genährt, als weihende Hingabe des Menschen an die Erkenntnis, in der sich Sokrates und Plato mit Aristoteles treffen; von Thales bis Plotin zeigt sich der philosophische Hellenismus von diesem Ideal befeelt. Es entwickelte sich, neben der sich persönlich isolierenden Einsamkeit — zu der sich, verständlich, mannigfach die bewundernden Genossen gesellten und die andächtigen Leidenden, die die Vermittlung der göttlichen Heilkraft durch den Wunderheiligen erhofften — wie in anderen Völkern so auch im hellenistischen Judentum die soziale Einsamkeit, die die Gleichgesinnten organisierten und symbolisierten. (Plato schon hat eine Organisation der Philosophen angestrebt; in seinem Staat entfaltet er das Programm einer Denkergemeinde, die die Regierung verwaltet und zugleich in sich kastenmäßig gegliedert wird. Vgl. M. Friedländer, 125 ff.) Sie wollten Gott schauen.

Die Essener, aus deren geistiger Eust Johannes der Täufer und Jesus von Nazareth hervorgingen, haben bis zur römischen Tempelzerstörung eine wichtige Rolle gespielt. Ihre streng durchgeführte Enthaltensamkeit, die ihnen alle sinnliche Eust verdächtig machte, sollte ihre nach genauer Erprobung in den Orden aufgenommenen Mitglieder der Vollkommenheit entgegenleiten, als höchstes Ziel aller Mühe krönte den Bewährten die Heiligkeit. Dem Essener hing ein Bohrer am Gürtel, um nach 5. Mose 23, 13 den natürlichen Auswurf in die Erde zu vergraben; die Lehre vergeistigte dies Symbol des Leibes: die Vernunft gräbt nach den Leidenschaften, die sie hinauswirft und von sich abtut; sie folgt der Begierde, um ihre Ausschreitungen zu verhindern, mit gegürteten Lenden (2. Mose 12, 11). Philo wird deutlich: „Der Vergnügungssüchtige schreitet auf dem Bauche einher, der Vollkommene spült den ganzen Bauch ab, der in

der Ausbildung fortschreitende die Eingeweide; der mit der Ausbildung Beginnende aber geht hinaus, zur Nothdurft des Leibes, die Vernunft mitnehmend, die Bohrer heißt, um die Leidenschaften — deren unvermeidliche Bahn er ausmittelt — zu zügeln.“ In wunderlicher Allegorie werden alle Bibelstellen vom Spaten und Speer auf die Vernunft hin ausgedeutet, als Symbol der zum Geist erziehenden Enthaltfamkeit. Die christlichen Mönche huldigten dem gleichen Hang: „Der ganze Chor der Heiligen,“ sagt Ephraim im Tugendunterricht, „hat einen Gürtel um die Lenden gebunden, der die Strenge ihrer Lebensweise veranschaulicht, denn sie hat sich die ganze Waffenrüstung des heiligen Geistes zu eigen gemacht. Sie sind von der Kraft des Geistes Gottes ringsum eingeschlossen. Die Ketzer aber sehen wir aus ihrer eigenen Nachlässigkeit jenes Geschenkes entblößt und ihre Lende ist nicht mit keuscher Gesinnung umgürtet, sondern ihr ganzer Charakter ist weichlich und ausgelassen, sowohl in Reden als in Handlungen.“ Die Essener verschmähten den irdischen Besitz; Genügsamkeit und Frohsinn im Geiste machten sie reich. Ihre Gütergemeinschaft schloß Handel und Schifffahrt aus wie das Geldansammeln. Den Krieg verwarfen sie als Diener des Friedens, kein Kriegshandwerker wurde geduldet. Sie erscheinen als Enthusiasten für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — auch die Besitzer von Sklaven fielen unter ihr Urtheil; die Leibeigenschaft sollte dem gegenseitigen Bruderdienst weichen. Im jüdischen Hellenismus nannte Philo die Gleichheit die Mutter der Gerechtigkeit, die zweite Sonne. Die Ehelosigkeit war bei den Essenern ein Grundsatz, tatsächlich nicht ohne Ausnahmen durchgeführt. Die Weisheit Salomos bringt diesen jüdisch-hellenistischen Zug nahe: „Selig ist die Unbefleckte, die nie ein sündiges Ehebett erkannte, denn sie wird Frucht ernten bei Heimsuchung der Seelen. Selig ist der Verschnittene, der nichts Böses tut und nicht auf Arges sinnt gegen Gott; denn ihm wird hohe Gnade für seinen Glauben zuteil werden und ein glänzendes Los im Tempel des Herrn.“

Das gemeinsame Mahl der Essener, das nur Priester zurichten durften, war ihr mit Sorgfalt gehütetes Heiligthum; erst nach mehrjährigen zweifellosen Proben durfte der Neuling im weißen Ordenskleide nach Ableistung eines schweren Eides den Speisesaal betreten. In jeder Ordensstadt war ein Pfleger für die fremden Ordensbrüder bestellt, die beruflich reisten — ohne Vorräte, nur mit Waffen zu ihrem Schutz —, dieser trug Sorge für ihre Kleider und Lebensbedürfnisse. Die Essener waren also ein Wanderorden mit

geistlichen und weltlichen Kreisen, am Toten Meer und weithin im Lande verstreut, in geschlossenen und in offeneren Lebensbedingungen. Zu ihren Pflichten gehörte neben der Palmenzucht auch die Kindererziehung in ihren Grundsätzen. Nach Josephus wandten sie viel Fleiß auf die Schriften der Alten an, um wahrzunehmen, was für Seele und Leib ersprießlich ist. Durch streng enthaltsames Leben und tiefes Eindringen in die Geheimnisse der heiligen Schrift erlangten die Besten unter ihnen prophetische Einsicht. Sie wollten Gott genießen, der die Ursache alles Guten, nicht aber des Bösen sei (nach Plato). Sie pflegten die Liebe zu Gott, zur Tugend, zum Menschen. Wie die Therapeuten, legten sich die Essener bei ihren verschwiegemen Mahlzeiten sinnbildlich-allegorisch die Bibel aus, als Mittelpunkt der Gemeinsamkeit, die im übrigen schweigsam verlief. Diese vorbildlichen Brüder vom gemeinsamen Leben nährten sich wesentlich vom Ackerbau. Sie sahen vom Tempelopfer ab, weil sie innigere Pflichten übten; so schlossen sie die Juden förmlich vom Tempelkult aus. Statt das Opfertier zu schlachten, soll der Mensch sich selber zum Heiligtum Gottes weihen, will er Gott würdig ehren! Der Geist tritt aus sich selber heraus, erreicht die Enden des Alls und genießt selber den himmlischen Anblick des Ungezeugten. Ihre Unsterblichkeitslehre nannte, durchaus hellenistisch, den Körper vergänglich und seinen Stoff verweslich, die Seele aber unsterblich und ewigdauernd, aus dem feinsten Äther hervorgehend, um im Leib wie in einem Kerker eingeschlossen zu werden; vom Leibe der Knechtschaft erlöst steige sie im Tode empor. Die guten Seelen leben jenseits des Meeres, von Regen, Schnee, Hitze nicht belästigt. Die Bösen werden gequält. Die Essener verehrten die Sonne, ohne parastische Sonnenanbeter gewesen zu sein — sie wandten vorzüglich bei Sonnenaufgang ihr Gesicht betend der Sonne zu, wie die Therapeuten es übten, die mit gen Himmel gerichteten Händen um einen schönen Tag flehten, der ihre Gedanken mit himmlischem Licht erfülle.

Jesus und seine Jünger waren nicht Essener; doch die Urchristenheit weist den essenischen Kommunismus auf. Das geschichtliche Mittelglied war die hellenistische „Apokalypstik“, die die religiös-sittliche Stimmung der Juden von Griechenland her auf palästinensischem Boden, gegensätzlich zum jüdischen Pharisäertum, mählich umwandelte. Der essenische Geist wurde auf diesem Wege die Vorstufe zum Christentum.

6. Das Judentum der beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderte, in viele Sekten zerklüftet, in seiner Tiefe aufgewühlt, war keineswegs rein talmudisches Judentum. Der es (im Zeitalter Jesu) be-

stimmende Pharisäismus erlebte Unterströmungen; vor allem in den *Minim*, die nach Friedländers überzeugenden Untersuchungen nicht Judenchristen waren, welche die Schriftgelehrten beschäftigten, sondern jüdische Ketzer noch in vorchristlicher Zeit; sie waren der entschiedene rechte Flügel der Phariseer, ein Seitenstück zu den Allegorikern im jüdischen Hellenismus, die das ganze nationale und zeremoniale Mosesgesetz versinnbildlichend zerlegten, oder zu den Therapeuten in der Essenerbewegung, oder zu den Gesetzesgegnern und Gnostikern im Judentum. Diese *Minäer* vergleicht der Talmud mit einem Hause, das mit Stroh gefüllt war; durch Öffnungen drang das Stroh heraus, so daß letztlich alle wußten, daß Stroh im Hause sich befand — im Innern dieser Söhne der Thora wohnte Bosheit. Also Schriftgelehrte voll religiösen Wissens ohne Frömmigkeit, äußerliche Bibelmeister. „Das Herz ist fern von dem, was eine Feder schreibt.“ Gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts stellen Schriftgelehrte fest: wenn man von einem Mörder oder von einer Schlange verfolgt werde, so suche man eher in einem Heidentempel Schutz als in Häusern, wo *Minäer* wohnen, die die Wahrheit erkennen und sie verleugnen, wie der Prophet klagt: „Hinter Tür und Pfosten stelltest du dein Gedächtnis auf, von meiner Seite hinweg buhltest du.“ Die *minäische* Literatur wucherte, wie der wachsame Haß der pharisäischen Synagoge sie auszuwurzeln keine Mühe scheute. Diese *Minäer* trieben religiös-philosophische Spekulation.

Die *Mischna* hat eine apokalyptische Überlieferung bewahrt, die den *Minäismus* in Blüte zeigt, lange bevor das Christentum Weltreligion ward: vor der Ankunft des Messias wird die Anmaßung überhandnehmen, Teuerung eintreten, der Weinstock wird seine Frucht bringen, aber der Wein wird kostbar sein — das Weltreich wird *minäisch* werden. Man bezichtigte die *Minäer* des Abfalls vom Volke Gottes und der Teilnahme an der Zerstörung des Tempels, man brach mit ihnen; eine Fluchformel gegen sie kam in das Achtzehngebet. Jede religiöse und wirtschaftliche Beziehung zu ihnen wurde gelöst, der große Bann lag auf ihnen. Das erweist ihre Stärke. Diese unbedingten Antiphariseer im Judentum erklärten den ehrwürdigen Gesetzeslehrern ins Angesicht: Gott habe sich von seinem Volke abgewendet, auch die Besten gleichen den Dornen, sie seien endgültig verworfen und alle ihre Worte eitel Trug. Die gelehrten *Minäer* waren auch heilkundige Ärzte.

Wie die Essener, lehnten auch die *Minäer* den Auferstehungsglauben — das Herzstück des mit ihnen nicht wesensgleichen Christen-

tums — entschieden ab. Nach dem Zustand, der sich an den Namen des Sternensohnes Bar Kochba knüpft, löste sich der Minäismus in den christlichen Gnostizismus auf, wie wir vermuten dürfen.

Das Wesen Gottes und die Welterschöpfung will der Minäer ergründen, die väterlichen Gesetze leisten unablässigen Dienst dabei. Die Geheimnisse Himmels und der Erde wollen ausgemessen sein. Die Apokalyptiker (Offenbarungsweise) warfen den weltlichen philosophischen Kosmoskennern ihre unmittelbar gottgewirkte Innenschau entgegen und behielten sie keineswegs für sich und ihresgleichen, wie die keuschen Essener, nein, sie verbreiteten ihre Gesichte als Geschichte. Durchsichtig mahnt die Mischna: nur vor einem Weisen und Eingeweihten von der Welterschöpfung reden; was oben und unten, vorher und nachher sei, was des Schöpfers Ehre berühre, bleibt unerforscht!

Die Lehre der Minäer wird von den jüdischen Hütern der Vätertradition das unerfüllliche Weib genannt, das nach immer neuen Opfern giert; „halte dich an die Lehren der Thora, damit du weder nach rechts noch nach links ausbiegest, halte zurück deinen Fuß vom Bösen, auf daß du nicht auf den Weg der Minäer geratest“. Das Neue Testament hat später vor diesen gnostischen Wildlingen die christlichen Gemeinden ebenso eindringlich gewarnt; man lese Timoth. II, 4, 3; Corinth. I, 3, 19; Kolosser 2, 8 — „sehet zu, daß euch nicht jemand beraube mittels der Philosophie und leeren Truges nach menschlicher Überlieferung, nach den Elementen der Welt und nicht nach Christus“. Dazu Tertullian: „Die Philosophie ist der Nahrungstoff für die Weisheit der Welt, jene voreilige Erklärerin der göttlichen Natur und Anordnung.“ Von dort kommen jene Fabeln und endlosen Genealogien, die unersprieflichen Untersuchungen und die Krebsartig fortwuchernden Reden, von denen der Apostel zurückzuhalten sucht, die mehr Grübeleien schaffen als Dienstwahrung Gottes im Glauben, Timoth. I, 4. Sie nützen nichts und führen zu nichts; Titus 3, 9—11. Philo schildert diese Minäer die Söhne Kains und spricht, wie die Weisheit Salomos, den törichtesten Wissensdünklern den Besitz der echten Weisheit ab, sie, die in ihrem verwegenen Frevelmut die fromme Menge Israels bezwingen und ihr verderbliche Lehren aufnötigen wollen. Der Mensch ohne Gesetz als Typus des Antichristus im zweiten Thessalonicherbrief des Paulus und sein Anhang der „falsch berühmten Gnosis“ (Timoth. I, 6, 20) deuten auf minäische Art. Diese Minim sind von jüdischer wie von christlicher Auslegung her als Judenchristen ausgegeben worden; ich entscheide mich, nach Prüfung des von Friedländer

bündig beigebrachten Materials, dafür, daß wir grundstürzende Gesetzesverächter in Art und Haltung der Gnostiker innerhalb des Diasporajudentums der letzten vorchristlichen Zeit unter diesen entschlossenen Mönchern zu verstehen haben, also gesetzlose Scheinphilosophen im Judentum.

Es gab vor dem Christenapostel Paulus eine hartnäckige religiöse Partei, die sich vom Gesetz der Väter durchaus getrennt hatte, es gab vorchristlichen jüdischen Gnostizismus. „Nicht der Kampf gegen Jesus, der das Gesetz zu erfüllen kam, sondern gegen die das Gesetz auflösenden Möncher hielt die Gesetzeslehrer des ersten Jahrhunderts in Atem; daher die Fülle der talmudischen Überlieferungen über diese und der Mangel an solchen über Jesus und das entstehende Christentum, deren Gesetzestreue und Auferstehungsglaube sie ebenso wie die pharisäischen Schriftgelehrten zu den heftigsten Gegner der Möncher machen mußten, welche letztere ja Gesetz und Auferstehungsglauben verwarfen.“ Die Apostelgeschichte ist hierfür lehrreich: 21, 27—29; 23, 6. 7—10; auch 5, 34—40. Der Talmud kennt nicht weniger als 24 Sekten der Möncher — es handelt sich also um eine bedeutsame religiöse Bewegung im vorchristlichen Judentum, die sich später im paulinischen und gnostischen Christentum fortsetzte. Nur ein starker Bruchteil des jüdischen Volkes war pharisäisch zur Zeit Jesu; neben der aristokratischen Gruppe der Sadduzäer haben wir — trotz mancher aus dogmatischen Quellen fließenden Einrede der Juden und der Christen — die wirksamen jüdischen Möncher anzuerkennen, die den Pharisiäern ebenso feindlich gegenüberstanden wie später den Christen.

7. Die Juden auf griechischem Boden, also die hellenistischen Diasporajuden, empfangen eine Weltweisheit, sie gaben dafür die Weisheit Gottes zurück, die von Gott ausgehende, göttlich geoffenbarte Erkenntnis. Früh nahm das Diasporajudentum die auf griechischem Boden blühende Allegorie in den Dienst seiner Religion auf, die später die Bibelauslegung beschwingte. Die „Weisheit Salomos“, dem Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts entstammend, gibt wichtigen Aufschluß über das Diasporajudentum. Den Unsterblichkeitsgedanken verdankt das Judentum der griechischen Philosophie. (Er war auch der berückende Zauber des Essenerordens.) Die Religion, die von der Volksgemeinschaft zur persönlichen Eignung des Einzelmenschen fortschritt, befreite im Unsterblichkeitsglauben vom lähmenden Bann der Vergänglichkeit, freilich lieferte sie auch den Priesterpädagogen das wirksamste Erziehungsmittel. Die Unsterblichkeit der Seele rückt in den

Mittelpunkt, sogar die leibliche Auferstehung wirft ihre leisen Schatten (Henochoffenbarung). Der jüdische Hellenismus freilich setzte die Vernichtung des sündhaften, den Geist bindenden Leibes voraus, um die Unsterblichkeit zu erlangen; in Palästina stimmten ihm die Essener zu, die treuen Pfleger des jüdischen Hellenismus: der Stoffleib vergeht und wird zerstört, die Seele bleibt. „Der verwesliche Leib beschwert die Seele und die Hütte aus Erde drückt den Geist nieder durch Sorgen,“ sagt Salomos Weisheit mit Plato. Mögliche Befreiung vom Körperlichen, diesem Kerker der Seele, ist des Menschen sittliche Pflicht, daher die Zucht (Askese) zur Abtötung des Leibes. In die Bibel wurde nun mit liebendem Scharfsinn dies hellenistische Geschenk von der Unsterblichkeit der Seele und der Selbsterlösung vom vergänglichen Leibe hineingewirkt in allegorischen Auslegungskunststücken.

Wir entwinden uns mit allen Kräften schon in diesem Leben aus den Fesseln des Körpers, um in die göttlichen Geheimnisse eindringen zu können — wie Abraham tat, da er aus seinem Vaterland, aus seiner Verwandtschaft, aus dem Hause seines Vaters in das Land wanderte, das Gott ihm zeigen wollte. Philo veranschaulicht diese Stufen: Mose läuterte sich durch die Zuchtübung zur Prophetie empor, bis er der Gottesnähe gewürdigt ward. Gott schauen: das ist das leuchtende Ziel — alles Sichtbare und Sinnliche überfliegen, in der idealen Welt sich einheimen, die Bürgerschaft des Himmels erwerben! Der himmlische Mensch, die Athersseele wird mächtig über die ganze Welt und ist über allen.

Essener, Therapeuten, Apokalyptiker ersehnten dies eine, reine Ideal: Gott wie einen Freund mit aufgedecktem Angesicht zu schauen und in die Ruhe des ewigen Seins einzugehen, in das Wesen nach dem Schein. Auch die Christen wollen Gott sehen, der in unzugänglichem Licht wohnt, wie er ist, und ihm gleich werden, wollen erkennen, gleich wie sie erkannt sind; daher trachten sie nach dem, das droben ist und ihr Bürgertum ist im Himmel. So strömte der Hellenismus ins Judentum und von dort ins Christentum.

Philo beschreibt uns (in seiner Schrift über das beschauliche Leben, die kein christliches Machwerk aus junger Zeit ist) seine Therapeuten, die den Zuchtweg des jüdischen Hellenismus als Aufstieg zur Vollkommenheit durchführten. Also um Gott zu schauen und Bürger des Himmels zu werden, prägten sie ihrer Seele die Enthaltbarkeit als Grundstimmung ein für alle anderen Tugenden. In ihren einfachen, einsamen Hütten blieben sie streng, ohne die Türschwelle zu überschreiten oder hinauszuschauen. Doch an jedem siebenten

Tage erfreuten sie sich gemeinsam der Erbauung und des Unterrichts als echte Mosesjünger, die der Wissenschaft und der Naturerforschung lebten. Die Väterphilosophie wurde allegorisch erklärt von dieser reinsten Blüte des jüdischen Hellenismus. Auch weibliche Therapeuten gab es, wie uns Philo verrät, meist bejahrte Frauen von jungfräulicher Keinheit, die sich aus freiem Antriebe nach der Weisheit sehnten, nicht nach sterblichen, nach unsterblichen Sprößlingen verlangend, die allein die gottgeliebte Seele gebären kann, befruchtet von den geistigen Strahlen des Vaters, durch die sie die Lehren der Weisheit zu schauen vermag. Der Wortsinm der Schrift ist der Leib, der Geheimsinm die Seele. In drei Gruppen gliederte sich das griechische Judentum: in eine materialistische, eine geistartige (pneumatische) und in die rechtgläubige Judenschaft, die das Geistige mit dem Irdischen ausgleichen wollte.

10. Die Kultusverfassung der Gemeinde an der Wende der Zeiten.

Wie sah es im jüdischen Volke um die Wende der Zeitalter aus?

1. Der Hohe Rat (der Sanhedrin oder das Synedrium) war der oberste jüdische Gerichtshof, die entscheidende gesetzgebende Körperschaft. Was die Gottesregel der Thora vorschrieb, das ergab das greifbare Gebot und dessen Schutz vor Gericht. Nach dem Vorgang der 70 Ältesten, die Mose einst auf dem Wüstenzuge eingesetzt habe, war die hochmögende Körperschaft gebildet. Zwischen den niederen Gerichtshöfen und dieser letzten Entscheidung gab es keinen geregelten Rechtsgang; die Parteien suchten sich nach ihrem Belieben den Richter, doch gingen natürlich alle verwickelten und mißlichen Rechtseschäfte nach Jerusalem ab. In diesem Rate saßen neben den Priestern auch schriftkundige Rabbiner. Neben König Herodes bedeutete dies geistliche Gericht nicht mehr als eine Theologenkammer, die ihm Gutachten zu liefern hatte. Hier hörte der „schlaue Fuchs“, wie ihn Jesus einmal nannte, was das Volk wünschte und bis zu welcher Grenze man es mit ihm allenfalls treiben dürfe.

2. Im beherrschenden Mittelpunkt des gesamten Volkslebens stand das Gesetz. Beschneidung, Sabbat, Festzeiten, Speisefragen und alles sonst noch, was das Leben religiös einfärbte, war hier auf die letzte, unmißverständliche Formel gebracht. Als aber die Gesetzeslehre mit ihrer Peinlichkeit und Kleinlichkeit zur immer schwereren Kunst wurde und zur Wissenschaft erstarrte, da verkümmerten die religiösen Grundtriebe; durch die jüdischen Zeugnisse

jener Zeit weht eine verzagte Stimmung. Der sogenannte „Psalter Salomos“ mit seinen hebräischen Liedern in griechischer Sprache aus der Zeit des Pompejus spiegelt das deutlich. Der berühmte Rabbi Jochanan, Sohn des Chamai, der mit erhabener Zuversicht den Heiden auf den Trümmern der heiligen Stadt begegnete, starb mit Tränen des Sagens, ob Gott ihn zu sich rufen oder in die Hölle verstoßen werde. Der Gelehrte und der Priester leiteten das Volk; der Schriftgelehrte stellte den Priester immer mehr in den Schatten.

3. Zum Tempel, dem unantastbaren Heiligtum der Volksgemeinsamkeit, wallfahrtet das Volk. Aus den entlegensten Wohnbezirken und Ländern (der „Diaspora“) machte sich der Israelit zur geweihten Opferstätte auf, wenn die großen Festtage nahen. Schließen wir uns im Geiste dem Zuge der Pilger an aus allen jüdischen Kolonien zwischen Persien und Rom! Dem Salomonischen Tempel war der Tempel des Serubabel gefolgt; der Tempel des Herodes war der dritte und letzte Tempel in Jerusalem, den der Vierfürst und Lehnsman des römischen Kaisers mit unerhörter Pracht in den Jahren 19 v. Chr. bis 64 n. Chr. erbaute. Das ganze Gebäude war in Terrassen angelegt, so daß man zum Tempel selbst durch dessen Vorhöfe in die Höhe stieg. Der erste Vorhof, „Vorhof der Völker“ genannt, war mit bunten Steinen gepflastert und wurde durch einen dreifachen Umgang von Marmorsäulen abgeschlossen. Man rühmte die Säulenhalle auf der Südseite in Form einer Basilika, deren 162 korinthische Säulen eine gewaltige dreischiffige Halle schufen. Die kostbare Decke war in Sederholz getäfelt mit reichem Schnitzwerk. Nach Osten zu lag die „Halle Salomos“. Dieser Raum stand jedermann frei. Hier wurde auch der Tempelmarkt abgehalten, wobei der Taubenhändler und der Geldwechsler die Hauptpersonen abgaben. Auf viermal vierzehn Stufen schritt man zur Tempelterrasse empor, die eine steinerne Umfassungsmauer umgab. Säulen mit Warnungstafeln besagten in griechischer und lateinischer Sprache: „Kein Fremdling darf innerhalb der Umfriedigung des Tempels eintreten. Wer sich daselbst betreffen läßt, wird es sich selbst zuschreiben haben, wenn die Todesstrafe folgt.“ Das Osttor in dieser Mauer führte in den Vorhof der Weiber, den eine Mauerwand von dem Vorhof der israelitischen Männer schied, das Westtor in die Vorhöfe der Männer und Priester, 15 Stufen höher gelegen und mit Steinplatten ausgelegt. In den Säulengängen befanden sich Sitzungssäle und Aufbewahrungsräume. Im Priesterhofe stand der Brandopferaltar mit stets brennendem Feuer, aus unbehauenen Steinen, mit einem ansteigenden stufenlosen Aufgange, südlich davon

das große Waschbecken. Das Tempelhaus selbst, mit der Stirnseite gegen Osten, lag noch 12 Stufen höher als der Priesterhof, aus mächtigen weißen Marmorquadern mit reicher Vergoldung innen und außen. Es enthielt zwei Teile: hinter einer Halle, die innen ganz mit Gold überkleidet war, lag zunächst das Heilige. Den Eingang bildeten zwei offene Flügeltüren, ein bunter babylonischer Teppich verhängte ihn, darüber war ein goldener Weinstock mit Trauben angebracht. Im Innern stand der siebenarmige Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar. Getrennt vom Heiligen durch eine Holzwand, sowie durch Tür und Vorhang, barg sich das Allerheiligste — ein leerer Raum, da die Bundeslade dem nachbabylonischen Tempel fehlte. Aber diesem Tempelhause enthielten drei Stockwerke noch allerhand Zellen und Nebenzimmer. Am 10. August 70 ging bei der Zerstörung der Stadt dieser herrliche Tempel in Flammen auf. Was gerettet werden konnte, das führte Titus als Sieger nach Rom, wie sein Triumphbogen bekundet.

4. Die Synagoge war die Kirche oder Kapelle jeder israelitischen Gemeinde. Sie griff unmittelbar in das Alltagsleben des einzelnen Juden ein. Hier regierte der Rabbi. Er las die heilige Schrift vor und legte sie dem Volke aus. Der Schriftgelehrtenstand kannte keinen Geburtsadel, da er sich zumeist aus dem Volke ergänzte und aus seinen Reihen erwuchs. Jeder Gesetzeskundige wurde von selber zum Schriftgelehrten, wenn er sich die beträchtliche Schulung in den Sprachen und die Fertigkeit im spitzfindigen Wortkampfe irgendwie erwarb. Diese Schriftgelehrten hüteten als Vätererbe das heilige Buch, den überkommenen frommen Gedankenschatz. Es herrschte ein wahrer Götzendienst des Buchstabens — ja, Gott selber, so sagten die Rabbiner, studiere in seinen Mußestunden die Thora: ursprünglich die fünf Bücher Moses in der hebräischen Bibel — als Summe des Gesetzes Jahves durch Mose für Israel. Das Wort stammt vom Losorafel. Das israelitische Bundesbuch (5. Mose) führte allmählich zur jüdischen Schriftthora. Das ganze heilige Väterbuch wurde zur „Thora“, aus deren Erklärungen und Anwendungen der Talmud des Spätjudentums sich stückweise entwickelte. Hillel und Schammai waren die berühmtesten Lehrer jener Tage, beide waren Zeitgenossen des Herodes (Gamaliel, der Lehrer des Paulus, stammte aus der Schule Hillels). Die Lehre der beiden Meister zeigt keine Verwandtschaft, die eifernden Schüler haben diesen Gegensatz ihrerseits noch verschärft. Hillel erscheint als bedeutender Reformator; er wollte das Judentum seiner Zeit durch die von ihm vertretene freie Menschenliebe über sich hinausheben.

Diese rabbinische Richtung hat nun einen doppelten Weg eingeschlagen. Die Sakzung wurde immer schärfer festgelegt und immer rücksichtsloser ausgelegt; zugleich wurde immer mehr Scharfsinn aufgeboden, damit man unter dieser drückenden Last dennoch erträglich leben könne. Danach sonderten sich die Lehrer in strenge und maßvolle Sittenrichter. Ein Beispiel: nach dem Gesetz Mose (5. Mose 15) soll alle Schuld im siebenten Jahre, dem Erlassjahre, für erloschen gelten — ein Gesetz, zu einer Zeit gegeben, da noch niemand Bargeld besaß, jetzt jedoch für den Welthandel Israels von einschneidendem Drucke. Die Rabbiner deuteten nun: wer vor Gericht erkläre, daß er seine Schuld auch im siebenten Jahre anerkennen wolle, der sei frei vom Gesetze. Die weitherzigere Richtung in der Gesetzesübung siegte über die weniger bequeme. Ein jüdischer Matrose, der vornehme Gäste fuhr und durch einen nächtlichen Sturm am Sabbat noch auf dem Wasser war, ließ das Schiff auf den Wellen treiben und las in seinem Gebetbuche. Als man ihn niederzustecken drohte, wenn er nicht sofort seinen Dienst tue, nahm er die Arbeit auf mit der Begründung: da Lebensgefahr sei, dürfe er den Sabbat brechen.

5. Die Judenschaften in den nichtjüdischen Gebieten, in der sogenannten „Diaspora“, wuchsen stark; zahllose „Proselyten“ traten der Synagoge bei. Da gab es, mit dem Pfingstbericht von Apostelgeschichte 2 zu malen, Parther, Meder, Elamiter, Bewohner von Mesopotamien und allen Landschaften Kleinasiens, von Aegypten und Libyen bis Kyrene, Kreter und Araber. Ganz Syrien, Kleinasien, Griechenland mit Makedonien, Cypem, Kreta, die Länder östlich des Euphrat werden von König Agrippa dem Kaiser Gaius in einer Eingabe genannt. In Aegypten, in Kyrenaika, in Kleinasien, auf Cypem zählten die Juden und Judengenossen nach Millionen. Auch in Rom waren sie schon zur Zeit Ciceros und Cäsars sehr zahlreich; am Forum trieben sie ihre Geschäfte, in den erregten Volksversammlungen schrien sie mit. Nach dem Tode des Herodes wurde die die Abschaffung des Königtums fordernde Gesandtschaft von 8000 in Rom ansässigen Juden zum Kaiser geleitet.

11. Der Sternensohn.

Der friedliebende Kaiser Hadrian, der 118 n. Chr. den Thron bestieg, suchte auch mit den Juden in ein freundliches Verhältnis zu kommen. Der gesetzeseisernde große Lehrer R. Akiba, der kein Häkchen eines Bibelbuchstabens preisgab, sorgte für immer neu sich entfachende verderbliche Glut. In ganz Kleinasien hatte er einen

gewaltigen Aufstand der Juden wider die Römer heimlich zugerüstet. Sein Führer hieß Bar Kosiba, den das Volk (nach 4. Mose 24, 17) Bar Kochba rief, Stern aus Jakob, Sternensohn. Bejonnene hielten Akiba schroff entgegen: eher werde Gras aus seinen Kinnladen wachsen, ehe der Messias erscheinen werde — alles wehrhafte Mannsvolk aus Juden und Samaritanern, selbst heidnische Söldlinge strömten dem Messiaskönig zu, der ein Heer von rund 600 000 Kriegern organisierte. Das Waffenglück gegen den Statthalter und gegen die römischen Hilfstruppen war Bar Kochba zunächst hold, so daß er bereits die alten römischen Münzen in jüdische umprägen ließ. Nach zwei Jahren der Herrschaft des Einflußreichen, der milde gegen die Römer, hart gegen die Judenchristen verfuhr, schickte der Kaiser seinen besten Feldherrn (Julius Severus) aus Britannien nach Palästina. Ein hartnäckiger Krieg von zwei weiteren Jahren und die langsame Aushungerung der Festung Betar brachen unter blutig-grausamen Zeichen den jüdischen Freiheitskampf, die letzte geschlossene politische Raffung des jüdischen Volkes. Die Waffen für das Reich des Messias hat es fürder nicht mehr erhoben; seither erwartet es das Erscheinen des messianischen Reiches als Wunder vom Himmel, um das die Frommen beten. Das ganze jüdische Volk mußte büßen für Akiba und Bar Kochba; der Römer zog über Jerusalem und den Tempelberg den Pflug: Stadt und Tempel sollen nicht mehr aufgebaut werden! Hadrian versäumte keinen tyrannischen Versuch, die jüdische Religion mit der Wurzel auszurotten — doch das Blut der Märtyrer ward der Same der Kirche.

12. Klassiker der Gottesfreundschaft.

1. Jehuda Halewi.

Jehuda Halewi, der Dichter des 12. Jahrhunderts, war eine Eichtgestalt des spanischen Judentums, ein Arzt in Toledo mit philosophischen Neigungen. Von der weltlichen Gelegenheitspoesie in der früh von ihm beherrschten hebräischen Sprache stieg er zur religiösen Dichtung auf. Der zeitgenössische genialische mohammedanische Lehrer al Gazzali wies ihm den Weg, in seinen religiösen Schriften fand er sich selber. Die prophetische Seele erschien dem reifen Manne als die Oberstufe des Lebens, die der dem Gottesgesetz gehorsame Mensch erreicht. Er sang die Lieder der Sehnsucht nach dem Zion, er weinte mit seines Volkes Erniedrigung und pries seine Herrlichkeit in der Vergangenheit und in der Zukunft. Dieser jüdische Natio-

naldichter gab dem innersten Fühlen seiner Rasse den bleibenden Ausdruck, so daß Fr. Heman (Geschichte des jüdischen Volkes) ihm die Unsterblichkeit zuspricht: „Solange es Juden gibt, die jüdisch denken und fühlen, werden sie in den Sionsliedern Halewis ihren Geist und ihr Gemüt wiederfinden.“ Von sittlicher Sehnsucht nach dem heiligen Lande der Väter getrieben, verließ er um 1140 Familie, Vaterland, Freunde und kam halbkrank nach Jerusalem, nach glänzender Gastfreundschaft der Verehrer in Alexandria und in Kairo. Ob ihn an der Klagemauer der heiligen Stadt ein Muslim erstach, als er eben eines seiner Lieder sang, wissen wir nicht — sicher ist, daß der edle und bedeutende Mann in der Fremde, die sein weiches Herz zerbrach, enttäuscht von der hochgebauten Stadt, starb. Als Siegelring seiner Zeit wollte er ihr das Zeichen seiner gottgewirkten Innenschau ausprägen. In seinem Abschiedsang in Toledo hieß es: „Ich wende den Rücken dir, Spanien, für immer, es sucht mein Entzücken Jerusalems Trümmer. Wie brennt mein Verlangen, die Heimat zu grüßen, mit glühenden Wangen den Staub dort zu küssen! Trotz Tiefen und Höhen, trotz wachsendem Leide muß Zion ich sehen, getreu meinem Eide. Wer hat je gefunden ein glückliches Ende als Vogel, gebunden durch herrische Hände? Dort schlummern versunken die Tafeln der Eade, dort schlürfe ich trunken den Kelch deiner Gnade; kann Wundern dort lauschen an jeztlicher Stelle, darf hören das Rauschen prophetischer Quelle. O frage mich, Welle, gleich Vögeln im Zuge nur schnelle, nur schnelle nach Zion im fluge; o möchtest du borgen, mein Schifflein, die Schwingen vom Lichte des Morgen und vorwärts mich bringen!“

Immer an der Morgenröte
 Laß ich meine Wimper hängen;
 Seelen, die sich selbst erheben,
 Seelen, die in Hoffnung leben,
 Gott wird ihre Tore sprengen!

Neben seiner innigen Herzenspoesie steht ebenbürtig das arabisch verfaßte religionsphilosophische Werk „Al Chazari“, das Buch des Beweises zur Verteidigung des verachteten Glaubens. In diesem Werke ist das Judentum weltgeschichtlich zum denkenden Selbstbewußtsein erwacht. Zugleich verteidigt Jehuda Halewi die jüdische Religion gegen Christen und Mohammedaner und gegenüber der Philosophie. Bedeutsam an der weitschichtigen Arbeit in Dialogen, in der einem Chazarenfürsten Bulan nacheinander ein Weiser aus Platon-Aristoteles' Schule, ein christlicher Priester, ein mohamme-

danischer Theologe, ein jüdischer Schriftgelehrter ihre Weltanschauung vortragen, um den Herrscher für ihre Religion zu gewinnen, bleibt die entschlossene Ablehnung des vielfältigen Verjuchs, den Glauben dem Wissen anzugleichen, die religiösen Dogmen von der Philosophie beweisen zu lassen, und seine Entschiedenheit: tausendmal heller als das Auge der Spekulation ist das Auge der Prophetie. Religion und Glaube sind ein Gebiet des Geistes und Lebens, das seinen eigenen Gesetzen und Kräften folgt. Der ursprüngliche jüdische Denker geht von der Tatsache der göttlichen Offenbarung am Sinai aus, der andere Selbstbezeugungen Gottes (die Propheten) folgten. Damit ist Gottes Wesen und seine Geschichte bekundet. Israel ist Herz und Kern der Menschheit, ein Mittelding zwischen Engel und Mensch, dem kein anderes Volk gleichkommt, weil ihm prophetischer Gottesgeist innewohnt. Das Land Kanaan ist seine gottgewollte Wohnstatt. Außer dem allgemeinen Sittengesetz verpflichtet Israel sein Cerimonial- und Ritualgesetz, das erst den Juden zum Juden macht. Andere können niemals, meint dieser Religionsphilosoph, selbst wenn sie zum Judentum übergehen, der höheren Natur, die den Juden eignet, teilhaft werden — nur Abrahams Nachkommen sind zum Priestervolk berufen. Christen und Mohammedaner sind ihm Götzendiener: die Christen, weil sie das hölzerne Kreuz anbeten, die Muslim, weil sie den schwarzen Stein verehren in der Kaaba zu Mekka. Doch dienen, wie er zugestehet, auch diese Religionen zur Hebung der Menschheit. Israel ist Gottes Knecht unter den Völkern, es ist das Herz der Menschheit. Israel leidet von allen Völkern für alle Völker. Es wird, wenn Gott die Totengebeine seines Volkes einst bejeelt (Ezechiel 37), seine heilvolle Mission unter den Völkern der Erde ausrichten. Die Zerstreung Israels in alle Welt dient diesem gnädigen Gedanken Gottes. „Durch Judentum und Islam vorbereitet, wird einst die ganze Menschheit Israel als den Träger des göttlichen Lichtes anerkennen; dann wird die Bedeutung des jüdischen Volkes verstanden werden. Das Messiasreich bringt für Israel die Zeit der Verherrlichung.“ Ein halbes Jahrtausend später schreibt Nathan-Mendelssohns Freund Gotth. Ephr. Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ — so reichen die Zeiten emander die Bruderhand, dieweil die Meinungen nach Goethes tiefem Wort die Menschen trennen, die Gesinnung aber sie verbindet. Jehuda Halewi singt:

Es kam die Seele
Aus deiner Hand,

Der Wimper Leuchten
Aus deinem Land;
Aus deinem Rätsel
Mein Simmen quoll,
Vor mir als Zeichen
Stehst ohnegleichen
Du wundervoll.

In deinem Lichte schläft aller Glanz:
Dein Volk auf finstern Wegen reist,
Und ihrem Sehnen, lang gehegt,
Der Frevler in die Ferse beißt.
Doch still: darüber leuchtet rein
Wie Sonnenglanz im Morgenschein
Das schönste Licht.

Seelenlabe sind deine Lüfte, o du hochgesegnetes Land, deine Ströme sind Honigdüste, Myrrhe spendet dein wirbelnder Sand. Doch das süßeste Sehnen für immer bleibt bei deinen Hallen stehn, Zion, über deine Trümmer möchte ich nackt und barfuß gehn — sehen, wo die heilige Lade am geheimsten Orte stand, wo im stolzeften Flügeltrude man die goldenen Engel fand . . .

2. Moses ben Maimon (Maimonides).

Maimonides (Moses ben Maimon), geboren 1135 in Cordova, gestorben 1204 in Agypten, wurde der einflussreichste jüdische Lehrer des Mittelalters. Einem vornehmen Gelehrtenengeschlecht mit einer bis auf den König David zurückreichenden gepflegten Überlieferung entsprossen, erhielt der frühreife Knabe und Jüngling vom Vater und von namhaften Rabbinern die sorgsamste Erziehung. Dann brauste der Schicksalssturm über Cordova: die Almohaden (unter Abd ul Munen) setzten ihre gewaltsame Ausbreitung des Islam, von Nordafrika vordringend, in Spanien fort: wer nicht Muselman werden wollte, mußte auswandern; die Synagogen wurden zerstört, die Lehrhäuser geschlossen. Um nicht im Zwiespalt zwischen dem äußerlich beobachteten Islam und dem innen festgehaltenen Judentum zweideutig leben zu müssen, griffen auch die Maimons zum Wanderstabe. Jahre unisteten Flüchtlingslebens folgten; die biographischen Nachrichten sind von der Legende nicht frei. Bibel und Talmud waren des begabten, für die Väter-

religion glühenden Moses tägliche Nahrung. In Andalusien (Merita) haljen ihm mohammedanische Gelehrte im Studium der Weltweisheit und der Heilkunde, denen er sich neben der talmudischen Gesetzeskunst widmete. Mit 23 Jahren veröffentlichte er hebräisch eine astronomische Berechnung des jüdischen Kalenders, auch eine arabische Schrift über logische Begriffe. Um 1160 wanderten Maimons, durch die vordringenden Religionsverfolgungen gezwungen, aus Spanien nach den Barbareskenstaaten in Nordafrika und blieben in Fez, die Skylla mit der Charybdis vertauschend. Der junge Gelehrte bildete sich auch dort wissenschaftlich weiter und er hielt die Juden durch eine fluge und barmherzige Schutzschrift über ihren Scheinmohammedanismus im seelischen Gleichgewicht fest. Auf stürmischer Fahrt segelten Maimonides und die Seinigen nach Palästina; doch da sie im Lande ihrer Väter nicht weilen konnten, reisten sie nach Ägypten und blieben in der Nähe von Kairo, in Fostat, wo die tonangebende Gemeinde der ägyptischen Juden wohnte. Schmerzliche Schicksale ließen den feinen Geist zu seiner Lebensaufgabe reifen. Mit 33 Jahren vollendete er seinen berühmten Kommentar zur Mischna, der Sammlung der mündlichen Tradition des Judentums, die die Moseslehre ergänzt, wie sie der Patriarch R. Juda Hanasi seinerzeit redigiert hatte. Es gab bis 1168 noch keine umfassende Deutung des Mischnatertes. Er nannte sie Beleuchtung (Sirag): mit der Fackel der Wissenschaft und zugleich mit der Lampe der Seele erhellte er die Dunkelheiten der Mischna. Das Werk erschien arabisch, da die Juden des Morgenlandes, denen es zugeeignet war, zumeist der hebräischen Sprache nicht mehr kundig waren. Er wollte das Thorastudium volkstümlich machen. Drei Tugenden kennzeichnen den wahren Propheten: Weisheit als vollkommenes Denkvermögen, Stärke als sittliche Kraft, um die Leidenschaften zu beherrschen, Reichtum als Zufriedenheit mit seinem Lose. Manche dieser Auslegungen der einzelnen Mischnatraktate wachsen sich zu geistreichen, frommen Abhandlungen über die jüdische Ethik und Dogmatik aus; musterhaft ist die Ordnung des oft weitläufigen Stoffes wie die klärende Entscheidung des Wissenden und des Weisen. Den Gottesdienst aus Liebe will er als wahren Gottesdienst preisen.

Maimonides faßte als erster Dogmatiker die jüdische Religion in 13 Glaubenssätze zusammen:

1. Ich glaube mit unverbrüchlicher Treue, daß Gott Schöpfer und Regierer aller Wesen, daß er allein alles hervorgebracht, alles geschehen und entstehen lassen werde;

2. daß er einzig sei, daß keine Einheit in irgendeinem Verhältnisse der seinen gleiche, daß ausschließlich er unser Gott war, ist und sein werde;

3. daß er kein Körper sei, daß kein menschlicher Begriff ihn erfassen und keine bildliche Vorstellung ihn bezeichnen könne;

4. daß er der Erste war und der Letzte sein werde;

5. daß er allein angebetet werden dürfe und kein anderes Wesen anbetungswürdig sei;

6. daß alle Verkündigungen der Propheten wahrhaft und unleugbar seien.

7. Ich glaube an die Zuverlässigkeit der Weissagungen unseres Lehrers Moses, und daß er der vorzüglichste aller früheren und späteren Propheten gewesen sei;

8. daß die ganze Thora in ihrem gegenwärtigen Zustande unserem Lehrer Moses überliefert worden sei;

9. daß der Schöpfer diese Lehre unverändert lasse und auch keine andere Lehre an ihrer Stelle geben werde;

10. daß der Schöpfer alle Handlungen und Gedanken aller Menschen kenne;

11. die Befolgungen seiner Gebote belohne und die Übertretungen derselben bestrafe;

12. daß der Messias kommen werde;

13. daß die Toten auferstehen werden.

Innerhalb dieser Schutzgrenzen darf es Freiheit der Bewegung geben; doch wer diese Grundsätze leugne, sei ein Abtrünniger des Judentums. Es fehlte diesen Sätzen nicht an lebhaftem Widerspruch aus dem eigenen Lager; der Spanier Josef Albo († 1444) trat für drei Hauptsätze ein: das Dasein Gottes, die Vergeltung im Jenseits, die Göttlichkeit der Thora (Offenbarung); aus dieser Wurzel treiben alle jüdischen Lehren ans Licht. Doch Maimonides siegte, seine 13 Sätze wurden in das Gebetbuch aufgenommen.

Maimonides rückte zur rabbinischen Autorität auf. In allen Verlegenheiten riefen ihn die Gemeinden nah und fern um seine Gutachten an. Ich erwähne eine besonders kennzeichnende Anfrage: ein frommer Mann in einer palästinensischen Gemeinde hatte als geschickter Weber den ganzen Abschnitt der Heiligen Schrift, der das Gebot von den Schaufäden, *Sizit*, enthält (4. Mose 15, 37—41), kunstfertig in einen Gebetsmantel eingewirkt. Mit diesem wunderlichen Gebetsmantel kam er zur Synagoge und wollte ihn auch gegen den Einspruch des Gemeindeführers nicht ablegen. Maimuni entschied gegen den Weber; es sei verboten, einzelne Thorastellen zu

solchem Zweck niederzuschreiben; auch könne dieses Verfahren zu einer Entweihung der eingewirkten heiligen Worte führen, weil der Gebetsmantel, ohne religiöse Weihe, auch im Alltagsleben gebraucht werden dürfe — diese Handlung stelle zudem eine unerhörte Neuerung dar. „Die Stellen des Mantels, in welche die Worte des lebendigen Gottes hineingewoben sind, muß man ausschneiden und aufbewahren“, so gut die Absicht war. Im übrigen rät er beiderseits zum Frieden. Er merkt noch an: die assyrische Quadratschrift sei nicht statthast für gewöhnliche Zwecke, weil die Thora in diesen Schriftzügen gegeben wurde, weil auch die zehn Gebote also in die Bundesstafeln eingegraben waren; die Israeliten benutzten für sich stets nur die hebräische (samaritanische) Schrift, auch die spanischen Juden bildeten sich eine eigene Kurrentschrift aus. Menschenfreundlich sprach sich der Rabbiner über den mohammedanischen Glauben aus: die Muslim seien keine „Heiden“ für die Juden, da sie Bekenner eines einzigen Gottes sind. Auch mit einzelnen götzendienenden Bräuchen wollen sie Gott dienen. Und wenn sie gegen Israel Lügen verbreiten, „so wollen wir ihnen nicht mit gleicher Münze vergelten“. 1194 hatte der gelehrte Astronom und Mathematiker Anfragen aus der Provence zu bescheiden über den Wert der Stellung der Gestirne für die Menschen. Dreierlei Wahrheiten besondert Maimonides: Wahrheiten, von denen wir uns durch unsere Sinne überzeugen; Wahrheiten, die die Wissenschaft begründet und feststellt; Wahrheiten, die das Zeugnis der Propheten oder anderer glaubwürdiger Männer verbürgt. Darüber hinaus glaubt ein Tor jede Sache. Alle Meinungen der Sterndeuter sind ihm Träumerei. Nur die Astronomie (Sternkunde) sei Wissenschaft. Die Astrologie sei auch religiös unannehmbar, weil die Willensfreiheit des Menschen, mit der der Sinn göttlicher Gebote und Verbote stehe und falle, durch die Entscheidung in den Sternen aufgehoben werde. Dieser Götzenwahn, der schon im Altertum verbreitet war (Babylonier, Chaldäer, Ägypter, Phönizier, nicht aber Griechen!), betörte die Juden zur Zeit des ersten Tempels, so daß sie von den Gestirnen Heil erwarteten, statt sich im Gebrauch der Waffen zu üben. Sie waren nicht gerüstet, das israelitische Reich wurde zerstört, der Tempel eingeäschert. Das Leiden dauere noch an. Dieser hervorragende Mann reformierte die kultischen Mißbräuche in den Synagogen und in den Sitten der ägyptischen Judenheit, als er zum Oberhaupt (Magid) der ägyptischen Gemeinden gewählt wurde. Er übte durchgreifende und weise Kirchenzucht. Und wie geistig, so half er auch im Irdischen willig. Als 1187 Jerusalem, das fast ein Jahrhundert christlicher Besitz

gewesen war, in Saladins Hand fiel, „strömten von allen Seiten die sehnfüchtigen Söhne zu der trauernden und verlassenen Mutter“. Maimonides hatte die Hand im Spiel.

Sein literarisches Hauptwerk ist die „Mischnathora“ von 1180. In den sieben Jahrhunderten seit Abschluß des Talmud, der neben Bibel und Mischna trat, hatten berühmte und unberühmte Lehrer die Erforschung des Riesenwerkes aufgenommen, um den unermeßlich reichhaltigen Lehrstoff zu ergründen und den Bedürfnissen jeder neuen Gegenwart zu gesetzlicher Geltung anzupassen. Den babylonischen Lehrhäusern folgten in Spanien und Frankreich die hochmögenden Talmudschulen (Saadia, Alfassi, Raschi und ihre Erben). Das geordnete Lehrgebäude einer erstmalig systematischen Gesetzesammlung blieb Maimonides vorbehalten, der den gesamten Stoff der talmudischen Halacha (Religionsgesetz) durchforstete. Der Religionskoder für den praktischen Gebrauch war das Wasser, das dieser Moses mit starker Hand aus dem harten Felsgestein schlug! Sehn Jahre sammelte er das gleichsam zwischen Bergen und Hügeln verborgene Material, das er schichtete, sichtetete, richtete. „Mischna-Thora“ ist die Wiederholung der Lehre, auch starke Hand genannt; die 14 Bücher gliedern sich in Abschnitte, diese in Kapitel, diese in Paragraphen. „Wie das glühende Erz,“ sagt der verdiente Biograph des Maimonides, J. Münz, „aus der Werkstätte des Künstlers, so ging die flüssig gewordene Materie aus dem Schmelztiegel des Maimonidischen Geistes als ein herrliches Meisterwerk hervor, großartig in der Anlage, vollendet in der Form. Im Talmud tritt uns der Gedankenstoff in seiner urwüchsigsten Gestalt entgegen, in der es der arbeitende Verstand ursprünglich hervorgebracht; in Maimonidis Mischnathora erscheint dieser Gedankenstoff künstlerisch abgerundet, scharf abgegrenzt und planvoll gestaltet.“ Er reiht Vorschrift an Vorschrift, Lehre an Lehre, ohne Erörterung oder Begründung; er will nicht überzeugen und erklären, sondern entscheiden, statt der Entwicklung des Gedankenganges erscheinen lediglich die Endergebnisse. Alle Vorschriften des Judentums für das religiöse und das bürgerliche Leben sind erfaßt, also Ritual- und Zeremonialgesetz, Zivil- und Strafrecht. Den Vorschriften des Talmud zollt der glaubensfeste Rabbiner unbedingte Verehrung — „es geziemt dem Menschen, nachzudenken über die Gesetze der Thora und nach ihrem Endzweck zu forschen; findet er für manches die Erklärung nicht, so sei es deshalb nicht minderwertig in seinen Augen. Man reiße das Heilige nicht nieder, man denke darüber nicht leichtfertig, wie über profane Gegenstände“. Gleich liebevoll

wie der religionsgesetzliche, wird der ethische Gehalt, werden die im Talmud verstreuten philosophischen Ideen verwertet. Das erstaunliche Werk, das Weltruhm fand, ist in dem Mischnaton der neuhebräischen Sprache verfaßt. Der Text wurde von Fehlern gesäubert nach einer alten Talmudpergamenthandschrift aus dem 7. Jahrhundert, die sich Maimonides verschaffen konnte. Mit einem messianischen Ausblick für Israel beschließt Maimuni sein Werk. Christentum und Islam sind für ihn Übergangsstufen zum Ziel der von den Propheten verheißenen wahren Gotteserkenntnis der gesamten Menschheit. In den Tagen des Messias werden alle feindseligen Schranken fallen, die Erkenntnis des einzigen Gottes wird alle einigen. Die Erde wird voll sein der Gotteserkenntnis, wie Wasser den Meeresgrund bedecken.

Einstweilen bleibt es bei den 613 Geboten, die dem Mose offenbart wurden: 365 Verbote gleich den Tagen des Sonnenjahres, 248 Gebote gleich den Gliedern des menschlichen Körpers.

Man warf Maimonides Unklarheit seiner Lehre von der Unsterblichkeit vor; in einer selbständigen Denkschrift führte er lebhaft aus: jede Beweisführung ist hier unmöglich und überflüssig. Wer wie er die Schöpfung der Welt annimmt und die Möglichkeit der Wunder zugibt, der kann ohne weiteres den Glauben an die Auferstehung festhalten und hat nicht nötig, diesen erst zu beweisen. Wie jedes andere Wunder auf Gottes Geheiß eintritt, so auch das einstige Erwachen der Toten. Nur die, die mit Aristoteles die Ewigkeit der Welt und die Unabänderlichkeit der Naturgesetze lehren, werden wie alle anderen Wunder auch das Wunder der Auferstehung leugnen oder besonders beweisen müssen. Dagegen lasse sich die Unsterblichkeit der Seele in der zukünftigen Welt verstandesgemäß begreifen und philosophisch begründen. Sie ist ihm ein rein geistiger Zustand der geläuterten Seele, ohne Körper und sinnliche Bedürfnisse, für den uns das Leben der Engel gleichsam ein Vorbild ist. Wir werden jemanden auch bei grobsinnlichen Anschauungen nicht unwissend schelten oder ihn als unseren Gegner halten: als o sprach der weise und edle Moses ben Maimon . . . (Maimonides' Religionskoder war eines der ersten Druckwerke des Abendlandes; um 1480 wurden die beiden großen Bände erstmals aufgelegt.)

Das philosophische Hauptbuch dieses frommen, philosophisch von Aristoteles entscheidend beeinflussten Gelehrten ist der „Führer der Verirrten“ (*More nebuchim*), 1190 veröffentlicht, arabisch mit hebräischen Buchstaben, in drei Teilen. Religionsphilosophisch erläutert er gründlich und scharfblickend: den Gottesbegriff (Einzig-

feit, Unkörperlichkeit!), die Welterschöpfung, die Möglichkeit der Wunder, das Übel in der Welt (drei Arten), Vorsehung, Allwissenheit Gottes, Bestimmung des Menschen, Unsterblichkeit der Seele (die Seele eine gottgesetzte Anlage, keine Substanz; diese selbständig werdende Vernunft ist unsterblich, das höchste Gut abgestufter Grade), die Propheten (Mose!), die 14 Gesetzesklassen, das religiöse Lebensideal. Glauben und Wissen, Mose und Aristoteles waren hier brüderlich eins geworden. Auch dieses selbständige Geisteswerk rief die lebhafteste Bewegung weithin, in Liebe und Haß. Die Dominikanermönche, von den gegen Maimonides verhetzten südfranzösischen Juden zum Schiedsgericht angerufen, verbrannten die „ketzerischen“ Schriften des Juden — in Paris mit der Altarferze aus der großen Kathedrale; die entsetzten spanischen Juden weihten den geschändeten Altar ihres Bundesgottes durch ein Strafgericht, bei dem sie den Verleumdern die falschen Zungen heraus schneiden ließen. Welche düsterflackernden mittelalterlichen Bilder aus der Geschichte des Religionsfanatismus —! Der tote Maimonides, dessen Geist aus jedem Scheiterhaufen seiner Bücher wieder erstand, erhielt über seinem Grabe das Lob seines Volkes: „Unser Lehrer gesegneten Andenkens hat im heiligen Geiste und im Geiste der Wissenschaft gesprochen, und wer seine Andeutungen versteht, der weiß, daß er auf dem Pfade der Propheten und der heiligen Schrift wandelt. Die unseren Lehrer verunglimpfen, sie würden auch David und Ussaph verdammen, wenn sie in unserer Zeit lebten.“ Seine philosophische Bibel, der „Führer der Verirrten“, wurde ungezählten gebildeten Juden in vielartigen Übersetzungen und Erklärungen zum Geleitmann. Doch nicht nur Freund und Feind im Judentum, auch die christlichen Theologen zogen Nutzen aus der Religionsphilosophie von Moses ben Maimon. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand eine scholastische lateinische Übersetzung des Werkes, wahrscheinlich auf Veranlassung des Hohenstaufenkaisers Friedrich II., der die jüdische Wissenschaft kannte und förderte. Der Dominikaner Albertus Magnus († 1280) und sein genialer Schüler Thomas von Aquin († 1274) benutzen und berufen in ihren Forschungen oft das Werk des Rabbi Moses Aegyptius — ja, das scholastische Hauptwerk des Thomas (*Summa theologiae*) ist abhängig von dem „Führer der Verirrten“, nicht nur im Kapitel von der Welterschöpfung, gegen Aristoteles. Auch der namhafteste Franziskanertheologe Duns Scotus († 1308) behandelt z. B. das Verhältnis von Glauben und Wissen und die Prophetie durchaus im Geiste von Maimonides.

Hingegen ist es nur natürlich, daß Baruch Spinoza († 1677) sich von Maimonides tief beeinflussen ließ, trotz seinem unheilbaren Gegensatz zur Synagoge. Ohne Maimonides und seine Fortsetzer wären ganze Kapitel des „Theologisch-Politischen Traktats“ kaum möglich gewesen. Nicolaus von Cusa, der erste Philosoph der Renaissance († 1464), benutzte den „Führer“, ebenso Reuchlin, der Vorläufer der Reformation; Leibniz nennt das Werk vortrefflich — „es hat einen viel größeren philosophischen Wert, als ich gedacht hatte“. Leibniz, der die Weltbeurteilung und die Wunderfrage mit Maimonides teilte, beruft sich in seiner „Theodizee“ (Rechtfertigung Gottes) mehrfach auf ihn. Hegel hat sein Urteil über das Judentum als die Religion der Erhabenheit aus derselben Quelle geschöpft. Der Kantianer Salomon Maimon († 1800), dem großen Namensnahmen schwärmend zugetan, schwur, wie er uns selber erzählt, „bei der schuldigen Ehrerbietung“ gegen seinen großen Lehrer, „diese oder jene Handlung nicht zu begehen“. Moses Mendelssohn endlich († 1786) lebte von seinem 13. Jahre an beständig mit unserm Werk in Seelenehe.

Als Arzt bekämpfte Maimonides den zeitgenössischen Wahn, der Fromme dürfe Gott in der Heimsuchung der Krankheit nicht mit Heilmitteln vorgreifen noch den Läuterungsplan der Schmerzen und Todesgefahr abkürzen; seine ärztliche Kunst übte er als religiöse Pflicht. Ebenso befahdete er das kabbalistische Unwesen der angeblich heilkräftigen Amulette. „Die göttlichen Namen, die sie aus verschiedenen Buchstaben zusammensetzen, haben offenbar nicht die geringste Bedeutung. Ein vernünftiger, gebildeter Mensch sollte solche Albernheiten, daß man durch dieselben Wundertaten bewirken könne, nicht anhören, geschweige ihnen Glauben schenken.“ Nur in gefährlichen Fällen will er eine Ausnahme von der Regel der Ablehnung der Zaubermittel gestatten, damit der Sinn des Kranken nicht zerrüttet werde. Ebenso wenig wollte er von den sympathetischen Kuren wissen (Hundeleber gegen Biß des tollen Hundes). Dieser Arzt des Mittelalters mit dem gesunden Grundsatz: „Die Augen sind vorwärts und nicht rückwärts“, wirkt erfreulich. Die Natur helfe sich selber, bei zweckmäßiger Diät des Kranken; der Arzt soll die Kraft des Leidenden stärken und die Natur in ihrer Wirksamkeit unterstützen. Ethik und Diätetik sieht er in steter Wechselwirkung; der Sittenlehrer ist ein Seelenarzt, die Ethik ein Heilverfahren. Die 22 Lebens- und Gesundheitsregeln in seinem Thorawerk erhielten fast religiöse Stellung. Durch die Freundschaft des edlen Wesirs Aljadhil kam Maimonides an den Hof des judenfreundlichen Sultans Saladin in Ägypten-Syrien. Solch Gebet sprach dieser Arzt vor seinen

Krankenbesuchen: „Stehe mir bei, Allmächtiger, bei meinem Unternehmen, daß es mir gelinge, denn ohne deinen Beistand vermag der Mensch auch nicht das Geringsste. Laß, daß mich beseele die Liebe zu meiner Kunst und zu deinen Geschöpfen. Gib es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Haschen nach Ruhm oder Ansehen sich in meine Arbeit mische, denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe feind. Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele, daß unverdrossen sie immerdar bereit seien zu helfen und beizustehen dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Bösen, dem Feinde und dem Freunde. Laß im Leidenden stets nur den Menschen mich sehen.“ Der englische König Richard Löwenherz, Saladins würdiger Gegner im dritten Kreuzzuge, wollte, wie Müinz erwähnt, Maimonides als seinen Leibarzt mit nach London nehmen; doch dieser lehnte ab. Er hat zahlreiche ärztliche Schriften verfaßt. Ein verehrender Poet hat ihn besungen: Wie sein Wissen ihn zum Arzt des Jahrhunderts gemacht, so heilt er durch seine Weisheit die Krankheit der Unwissenheit. Noch den Mond würde er von den Flecken befreien, die ihn entstellen!

Moses ben Maimons grimmigster Gegner, der Arzt Juda Alfachar aus Toledo, bekannte in einem Briefe an einen französischen Gelehrten: „Bei alledem ist es unsere Pflicht, die Ehre des Rabbi Moses zu schonen und einzugestehen, daß er in seiner Zeit gleich dem Propheten Daniel wirkte. Er besaß in allen Wissenschaften die umfassendsten Kenntnisse und, was noch mehr zu bedeuten hat, seine moralischen Eigenschaften, seine Tugenden, waren groß und verehrungswert. Die Lehre Gottes thronte in seinem Innern und sprach sich majestätisch in seinem Wesen aus. Er war ein Musterbild der Menschheit. Man suchte die Thora aus seinem Munde, denn er war ein Gesandter Gottes.“

3. Josef Karo.

Der palästinensische Rabbiner Josef Karo, der schon als Knabe mit seinen Eltern aus Spanien ausgewanderte, bewährte die gründlichste Talmudschulung durch sein unsterbliches Werk von 1565: *Schulchan Aruch*, d. h. gedeckter Tisch. Alle damals üblichen gesetzlichen Talmudbestimmungen stellt das Buch in kurzer, sachlicher Ordnung zusammen. Die Juden in aller Welt schöpfen bis zur Gegenwart daraus ihre Gesetzeskenntnis, die Rabbiner bedienen sich dieses Lehrbuchs des jüdischen Rechts. Hier können sie leicht und verlässlich erfahren, in welchen Fällen und unter welchen Bedingungen

die Einzelentscheidung eines Rabbi anwendbar ist. Karo hatte dem Judentum den Tisch gedeckt. Der Jude, zumal der Rabbiner, studiert einzelne Stücke des Talmud — aber bei jedem praktischen Anlaß befragen sie ihren bequem zugänglichen Schulchan Aruch.

4. Leon Modena.

Im Auftrag eines reichen englischen Lords schrieb Leon Modena (1571—1649) ein Buch in italienischer Sprache über die jüdischen Riten, das ungeheures Aufsehen erregte. Zum erstenmal gab es die jüdischen Gebräuche, Zeremonien und Sitten der christlichen Welt bekannt, die bisher sorgsam geheimgehalten wurden. Das religionsgeschichtlich wertvolle Werk ging in viele Kultursprachen alsbald über. Der schamfreie Eingeweihte, der es niederschrieb, entstammte Vorfahren, die aus Frankreich nach Italien gekommen waren, er selber ein Wunderkind, das mit drei Jahren einen Abschnitt aus den Propheten vorlas, mit zehn Jahren einen talmudischen Vortrag hielt. Leon oder Jehuda ben Isak war Prediger und Lehrer, Amulettverfertiger und Kaufmann, Makler und „Schadchen“ (Ehemittler), Dolmetsch und Schreiber, Rabbiner, Musikant und Poet. Doch sein Wesen, das so viele Künste und Fertigkeiten mischte, war haltlos, weil wurzelloser und mittelpunktlos. Von sich aus gesehen, hat er sein Volk verraten, ein Uhasvertypus — aber die Enthüllung alles Formeltums mit der dicken Schicht von fleinlichem und sinnlosem Aberglauben darauf war die Vorbedingung zu einschneidenden Reformen im jüdischen Zeremoniell und Kultus. Derselbe Leon Modena verteidigte zur gleichen Zeit das von einem andern angegriffene talmudische Judentum; wiederum legte er einem spanischen Juden eine Absage an das Talmudjudentum in den Mund, wobei er den modernen Zweifler spielte und eifrige, vernünftige Reformgedanken entwickelte wie ein Rabbiner des 20. Jahrhunderts — er widerlegte auch seine eigene Polemik! „Der brüllende Löwe“ hieß solch literarisches Erzeugnis dieses moralinfreien Mannes, der im Löwenfell den Eselskopf schlecht verbar, da er nicht den Mut aufbrachte für seine Überzeugung, die er ständig suchen ging!

5. Uriel Acosta.

Die Rabbiner, urteilt mein Basler Lehrer Friedrich Heman in seiner besonnenen „Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems“ (1908) von der Mitte des 17. Jahrhunderts, entschieden nach eigenem Belieben, dem Gesetz und den Propheten entfremdet

und nicht mehr sicher mit dem Talmud vertraut, „was Judentum sei, wenn sie es nur mit dem Schulchan Aruch decken konnten. Daneben überwucherte immer mehr der wahnwitzigste und abergläubigste Kabbalismus. Diese Schmarozerpflanze erstickte alles wirkliche religiöse Leben. In Amsterdam herrschte die ausschweifendste Mystik und Magie wie im dunkelsten Polen. Wirkliche Wissenschaft und Philosophie war überall geächtet und mit dem Bann belegt, dagegen die Gaukeleien der Magie und Theurgie, der Wahnglaube von allerlei Geisterpfuf, von Seelenwanderung, Seeleneinigung, Seelenerlösung, Seelenerscheinung benebelte alle jüdischen Köpfe, verhärtete die Gemüter, wie in Palästina so in Deutschland und den Niederlanden. Eine harte Kruste kabbalistischen Uberglaubens überzog das ganze Judentum und ließ seine ursprüngliche Gestalt nicht mehr erkennen.“

Uriel Dacosta (Acosta), 1590—1640, versuchte eine Reform. Der portugiesische Sohn eines hochgestellten Katholiken, der Rechtswissenschaft studierte, trat in Amsterdam zum Judentum über. Doch in seiner Enttäuschung über die Synagoge, die ihm nichts Höheres bot als die Jesuiten in Spanien und seine katholischen Beichtväter, rügte er freimütig den „Pharisäismus“ des Judentums, das ihn umgab. Die erbitterten Amsterdamer Rabbiner belegten den Ketzer mit dem Bann; da Costas Schrift „Prüfung der pharisäischen Traditionen verglichen mit den geschriebenen Gesetzen“, verschärfte gegen den angeblichen Feigener der Unsterblichkeit der Seele noch die Strafe. 15 Jahre trug der „Apikores“ (Angläubige) die Marter, dann war er müde der Grausamkeit und veröhnte sich mit der Gemeinde. Doch ein „guter Jüd“ wurde er nicht: er ließ die natürliche Vernunftreligion gelten, weil alle positive Religion der Natur und dem Schöpfer der Natur widerspreche. Ein Spanier und ein Italiener aus London wollten aus äußerlichen Gründen Juden werden; Uriel Acosta, den sie befragten, widerriet ihnen diesen Schritt. Die minderwertigen Menschen verrieten den Ratgeber — über den die Synagoge den großen Bann verhängte; der Dulder litt ihn sieben Jahre. Darin heißt es schauerlich: „Wir verfluchen den Ketzer mit dem Banne, den Josua über Jericho verhängt, mit dem Fluche, den Elisa über die Knaben ausgesprochen hat, und mit allen den Verwünschungen, die im Gesetz geschrieben sind. Verflucht sei er am Tage und verflucht bei Nacht, verflucht beim Niederlegen und verflucht beim Aufstehen, verflucht bei seinem Ausgang und verflucht bei seinem Eingang. Gott möge ihm nie verzeihen! Wir verordnen, daß niemand mit ihm verkehre, nicht

mündlich und nicht schriftlich, niemand ihm eine Gunst erweise, niemand unter seinem Dache oder innerhalb vier Ellen mit ihm zusammen sei.“ Sehr echt gibt Gutklow in seinem Thesendrama die Szene: fünf Rabbiner kommen in Manasses Gartenstraße, mitten in das wogende Fest hinein blasen sie auf kleinen gewundenen Widderhörnern den tiefen langgehaltenen Ton, ihr Sprecher ruft den Hausherrn an:

Gedenket Abrahams,
 Der seinen Sohn dem Herrn wollt' opfern!
 Da sprach der Herr, Herr Sebaoth: geh hin
 Und opfre für den Sohn das Tier, den Widder,
 Der neben dir in dem Gezweig der Büsche
 Mit seinem Horne sich verfangen hat.
 Und Abraham zerschmitt des Sohnes Bande
 Und opferte das Tier für den Gerechten.
 Wer sich auf Adonai hier bekennt,
 Der trete seitwärts! Gott verschmäht das Opfer
 Der Söhne Abrahams — Acosta, du!
 Du sei allein!

Uriel Acosta, vordem Gabriel da Costa, der sein heißes Herz nicht zu wahren wußte, wurde von seinen nächsten Angehörigen, denen er nur Gutes getan, verlassen, von seinen Freunden gemieden, von allen gequält — bis er nach 22 Jahren sich löblich unterwarf: von einer Bühne in der überfüllten Synagoge verlas er das ihm aufgesetzte Beichtbekenntnis, daß er den Sabbat entweicht, die Speisegesetze übertreten, die Glaubensartikel geleugnet, Menschen vom Eintritt ins Judentum abwendig gemacht habe. In einem Winkel des Gotteshauses mußte er seinen Körper bis zum Gürtel entkleiden, er band ein Tuch um den Kopf, legte die Schuhe ab, streckte die Arme aus und faßte mit den Händen eine Art Säule, der Türhüter band seine Hände mit Stricken an die Säule. Der Vorbeter zählte dem Büßer mit einer Lederpeitsche 39 Schläge auf die Seiten, genau nach der Tradition (5. Mose 25, 2—3), während des Schlagens wurde ein Psalm gesungen. Dann erfolgte der Freispruch des am Boden Sitzenden, der sich bekleidete und an der Synagogenschwelle sich auf den Boden ausstrecken mußte, damit alle Frommen vom Knaben bis zum Greis über seinen Körper hinwegschritten — doch der Kustos des Bethauses stützte dabei seinen Kopf. . . Diese Entehrung zerbrach den ritterlich Erzogenen vollends. Acosta schied freiwillig

mit der Pistole aus seinem besleckten Leben. Bei der Leiche fanden seine Mörder die lateinische letzte Niederschrift ihres Opfers, die den Titel führt: Exemplar humanae vitae, ein Beispiel des Menschenlebens. Diese Urkunde, die der unduldsamen Synagoge von Amsterdam nicht zur Ehre gereicht, ist nach wunderlichen Schicksalen — das Judentum versuchte sie zu unterdrücken — zu uns gedrungen; die beste lateinisch-deutsche Ausgabe mit gründlichen Ein- und Ausleitungen verdanken wir Alfred Klaar (1909). In diesem so verzweifelt undiplomatischen Geisteskämpfer und Frei-denker vor 300 Jahren, der sich todwund ringt, erscheint ein groß-angeregter Mensch, der auf der Schwelle zweier Zeitalter in leidvoller Pein das Weh aller auf seinen eigenen Busen häuft, um es in sich und für die anderen durchzukämpfen — eine von den Naturen, die nicht leben können ohne Übereinstimmung zwischen Gefühl und Tat, zwischen Erkenntnis und Bekenntnis, die die Reinheit und Ruhe des Gewissens höher achten als Genuß und Macht und die im Kampfe mit den Wahneisern starrer Überlieferung und den Knechten stumpfer Triebe leidend und unterliegend die Menschheit vorwärtsführen. Erinnert das Schicksal dieses Wahrheitsblutzeugen an Giordano Bruno und an Galilei, so rührt uns der Mensch mit seiner verletzlichen Herzensweichheit und seinem natürlichen Seelenadel, der dem Starrsinn und der Haszgie der religiös und sittlich unter ihm stehenden Gegner nicht gewachsen war im sozialen Kriege; fein besaitet, ästhetisch und nervös veranlagt, wird er zerdrückt von plumpen und entschlossenen Nutznießern der kirchlichen Gewalt. Sein unumwundenes literarisches Testament, das die ehrlichen Bekenner jeder Religion mit Ergrißtheit lesen sollten, bekundet, mit allen Zeichen innerer Wahrheit geschmückt, die naturnotwendige Entladung dieser übervollen Seele, bevor der müde Mann die allzu schwere Bürde seines zertretenen Lebens vor der Gottheit abwarf. Das zuckende Gemüt, aus dem gelegentlich das Temperament des waidwunden Löwen herausbricht, tastet nach Selbstgenugtuung gegen alle Verkennung, Mißdeutung, Mißhandlung, die ihm widerfuhr. Doch zugleich treibt es den seiner Zeit voraneilenden Denker, das Geheimnis seines Daseins auf die Nachwelt zu retten, sei es auch für eine ferne Zeit und für kommende Geschlechter. Sie sollen sein Denkermartyrium und seine Glaubensnot anschauen, „und wenn ihr etwas finden solltet“, so schließt er mit göttlicher Einfachheit, „das euch zum Mitleid hinreißt, so erkennt und beklagt das traurige Los der Menschen, an dem ihr ja selbst euer Teil habt“.

Diese Urkunde als Beispiel menschlichen Lebens geht Rousseau voran und hat auf Lessing, den Nathandichter, eingewirkt. Eine hochgestimmte Naivität, so urteilt A. Klaar, verhüllt hier in einer letzten tapferen Regung weder die Wallungen des Naturells, die bewußt gewordenen und unbewußt gebliebenen Schwächen des Trieb- lebens — wie das Hängen an der äußeren Ehre — noch die letzten Ergebnisse des Denkens, die ein früh durch religiöse Vorstellungen gebundener, sich mächtig befreiender Geist sich in aufwühlenden Kämpfen abgerungen hat. Die Darstellung dieses Ringens, das Lockern und Lösen der Fesseln, die Art des Gedankenaufstiegs, der sich stufenweise vollzieht, ist nicht nur seelenkundlich fesselnd, sondern auch ein erschütternder und aufrichtender Beitrag zur Geistesgeschichte — er darf uns nicht verlorengehen.“

Die Leidensgeschichte der Juden in Spanien und Portugal unter arabischer und christlicher Herrschaft kann im engen Raummaß dieses Buches so wenig erzählt werden wie Israels Schicksal im Verlauf der Geschichte überhaupt — der leidenschaftliche jüdische Historiker Heinrich Grätz hat dazu 11 Bände gebraucht! —: dies besonders blutige Blatt der jüdischen Geschichte soll uns lediglich den jüdischen Typus der Marranen erkennen lassen. „Die meisten jüdischen Großen“, so hält der angesehene Salomo Ulami in seinem „Zuchtspiegel und Warnungsbrief“ seinen jüdischen Glaubensgenossen mit sittlichem Ernst vor, „welche an den Höfen der Könige verkehren, denen die Schlüssel zu den Staats- schätzen übergeben waren, tun stolz auf ihre hohe Stellung und ihren Reichtum und gedenken nicht der Armen. Sie bauen sich Paläste, fahren auf Prachtwagen oder reiten auf reichgeschmückten Maul- eseln, tragen Prachtgewänder und schmücken ihre Frauen und Töchter wie Fürstinnen mit Gold, Perlen und Edelsteinen. Sie sind gleichgültig gegen die Religion, verachten die Bescheidenheit, hassen die Händearbeit und frönen dem Müßiggang. Sie denken nur daran, sich steuerfrei zu machen und die Lasten der Abgaben auf die ärmeren Klassen zu wälzen. Die Reichen lieben Tanz und Spiel; sie füllen ihren Leib mit Leckerbissen, während die Jünger der Lehre bei Brot und Wasser darben. Bei der Predigt überlassen sich die Reichen einem süßen Schlummer oder schwätzen, und der Lärm der Männer und Frauen hinter der Synagoge stört den Prediger. Für Almosen haben sie kein Geld, lassen sich zehnmal von den Sammlern mahnen und geben nur, um sich einen Namen zu machen. Die Vornehmen leben in Streit miteinander. Noch schlimmer ist der Neid und die Mißgunst gegeneinander, sie verleumdten sich bei den Königen und

fürsten.“ Aber die spanischen Juden achteten aller dieser Warnungen nicht, betont Salomo Ibn Verga in seiner „Suchtrute Judas“, der selbst Gräß beipflichten muß; „sie haben so selbst den Sturm verschuldet, der sie 100 Jahre später ganz aus Spanien wegsetzte“. In diesen Zeiten der Judenverfolgungen entstanden Zwangsschriften, die, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, zum Christentum übertraten, da man ihnen nur die Wahl freigab zwischen Taufe und Scheiterhaufen! Bei den Juden hießen solche Mißschriften Anusim, bei den Christen Marranos, Verdammte oder Verhüllte (Korintherbrief I, 16, 22). Uriel Acostas Vater war ein solcher jüdischer Marrane, der indes überzeugter Katholik wurde, der Sohn geriet frühzeitig in inneren Zwiespalt mit den christlichen Dogmen — Hidalgestolz und frommes jüdisches Familiengefühl rumorten in seinem Blut. Quälte ihn die katholische Kirchenlehre von der Urschuld der Menschheit, so erleichterte er sich bei der Vertiefung in die Bücher Mose, die ihm Gottes Wort waren, durch die Überzeugung, daß Israel den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht fordere, weil es ihn nicht kannte. Opferfreudig brach er alle Brücken hinter sich ab, treu der inneren Stimme kam er, ein Flüchtling, in Amsterdam an und wurde Jude, sehnsüchtig nach Gewissensruhe. Die herrschenden pharisäischen Rabbiner der Synagoge lehnten den Neuerer schroff ab und schufen ihm das Schicksal, das wir kennen. Das rührend liebevolle jugendliche Familienhaupt wurde ebenso grausam enttäuscht, wie der reine Tor gnadelos an dem Granit der ihre Volksgewalt zäh festhaltenden Orthodorie zererschellte. Die jüdische Gemeinde scheute sogar nicht vor der Anruhung des protestantischen Magistrats wider den angeblichen Gottesleugner zurück, um auch mit Hilfe der weltlichen Gewalt die Ruhe in der Gottesgemeinde zu erzwingen! In weiterem forschen enthüllte sich Uriel das fünfmosewerk der Väterbibel als Menschenwerk, die göttliche Offenbarung fiel ihm dahin.

Auch die Richterwählten können nach jüdischer Lehre zum Heil gelangen, wenn sie diese sieben Gebote beobachten, nach denen Abrahams rechtschaffene Vorfahren sich hielten: nicht Götzen anbeten, nicht übel reden von Gott und seinem Namen, nicht stehlen noch rauben, nicht unkeusche Ehe eingehen als Blutschänder, Richter einsetzen, nicht das Fleisch des Tieres in seinem Blut (lebend) essen. Acosta nahm sich die Freiheit, zu dieser Gruppe außerhalb der Offenbarungsreligionen sich zu stellen. Im Innern des Menschen lebt, so legte der Abtrümmige in seinem Testament dar, die Naturreligion als die einzig echte Gottesstimme, Menschenensatzungen haben

ſie entſtellt. Mit ſeinen ſittlichen Forderungen für das Einzel- und das Gemeinſchaftsleben wendet er ſich, ein Bürger kommender Jahrhunderte, an das Geſchlecht, das aus dem Dunkel ins Helle ſtrebt. (Man vergleiche Lenaus prophetiſche Schlußworte in ſeinen *Albigenfern*.) Faſt anderthalb Jahrhunderte ſpäter formulierte Kant: handle ſo, daß deine Handlungsweiſe, zur Richtſchnur aller ausgeſpannt, zum Wohle aller führen müßte. Dem niederländiſchen Freidenker verblieb das Univerſum und das Gewiſſen, der kantische beſtirmte Himmel über uns und das moralische Geſetz in uns.

Herder gedenkt in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität (I, 56) mit ehrendem Nachruf Uriel Acoſtas, deſſen letzte Niederſchrift er nur im Bruchſtück kannte, und fügt hinzu: „Danke der Menſchheit ſei allen denen, die ſo unerträglich Laſten und Fesseln, die jede unziemende Beſchimpfung, jede kränkende Verfolgung, die Menſchen Menſchen von göttlichen oder menſchlichen Rechts wegen, ungeſcheuet, ja pflichtmäßig und frohlockend antaten, in ihr wahres Licht ſtellten . . . Was für Gefinnungen ſie haben mochten — in dieſem Punkt ſind ſie Friedensengel im Namen aller derer geworden, die als Erwürgte unter dem Altar (*Oſſenbar. Joh. 6, 9—11*) um Rache rufen und in ihrem Blut weiße Feiertäucher begehren.“

Inſ Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!

(Gutzkows Uriel Acoſta 2, 7.)

6. Baruch Spinoza.

Acht Jahre zählte Baruch Spinoza bei da Coſtas freiwilligem Tode, der ihm ſo wenig verborgen blieb wie deſſen erſchütterndes Scheidewort an ſeine Richter und an die Welt, das die Synagoge nichts weniger als bekanntgab. Der von Natur ängſtliche Spinoza, den die Spuren ſchreckten und der im jüdiſchen Familienkultus feſtging wie der ſich daran verblutende Gabriel Uriel, mied den offenen Bruch mit der Kirche und blieb auch nach des Vaters Tode im überkommenen Brauch. Dann aber, ſo beurteile ich mit Fritz Mauthner (*Gefchichte des Atheismus im Abendlande*, II, 346 bis 371) die unmittelbaren und mittelbaren Quellen über Spinoza, löſte er langſam die Beziehungen zu ſeiner jüdiſchen Umwelt; ohne Übertritt verkehrte er freigeſinnt mit den chriſtlichen Ketzern, die als Sozinianer, Mennoniten, Collegianten in den Niederlanden gedul-

det wurden. Still und fest verließ er die Synagoge, nichts konnte ihn zurückbringen, der über ihn verhängte große Bann wurde ein kalter Schlag für den 24jährigen, der dem Haß nicht mehr erreichbar war (1656). Er lebte mehrere Jahre in den unkirchlichen, tieffrommen Kleinbürgerkreisen der Christen wie einer der Brüder; in dieser Lust und Zeit entstand sein theologisch-politischer Traktat (um 1665) mit dem Leitspruch aus Johannesbrief I, 4, 13: „Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben und Gott in uns, daß er uns von seinem Geist gab.“ Diese bleibend kostbare Gelegenheitschrift bildet das erste, freieste Muster wissenschaftlicher Bibelkritik. Seine Abhandlung versprach und bot Untersuchungen, welche zeigen, daß die Denkfreiheit nicht nur unbeschadet der Religion und des bürgerlichen Friedens gestattet werden könne, sondern daß sie nur zugleich mit dem bürgerlichen Frieden und der Religion selbst aufgehoben werden dürfe. „Was man so liest,“ schreibt Mauthner, „ist eine bibelfeste Verteidigung der Gedankenfreiheit — nur leise und wie von ferne, wie für kommende Jahrhunderte geflüstert, verrät von Zeit zu Zeit eine große Ironie die ganze Überlegenheit Spinozas.“ Gott, so hören wir im Traktat, hat keinen eigenen Stil; er redet je nach der Bildung und Fähigkeit der Propheten zierlich, bündig, hart, rauh, weitschweifig oder dunkel. War der Krieger Josua kein moderner Astronom, so König Salomo kein Mathematiker — nur was den sittlichen Zweck der Offenbarung angehe, soll man der Bibel glauben; es war nur politisch nützlich, wenn Moses die Juden das auserwählte Volk nannte. Sein Gesetz, das er ihnen gab, darf als ein Gesetz der Natur nur bildlich ein Gesetz Gottes heißen; es sollte auch nur für ihr Land und ihre Zeit gelten, ein Vernunftrecht mußte aus der allgemeinen Menschennatur abgeleitet werden und allen Völkern gehören. Jeder Kultus hat nur bedingten Wert und betrifft lediglich die Gemeinschaft. Die für das Volk gemeinten einprägsamen biblischen Geschichten wollen moralische Gleichnisse sein, den Himmel erschließen oder verschließen sie nicht. „Die Wundergläubigen“, merkt Spinoza an, „meinen, Gott tue so lange nichts, als die Natur nach ihrer gewöhnlichen Ordnung handle, dagegen seien die Kräfte und Ursachen der Natur so lange müßig, als Gott tätig sei. In Wahrheit geschieht nichts wider die Natur. Gott hat gar keinen anderen Willen als die Vernunft, er kann gar nicht gegen die Naturgesetze handeln, die seine Gesetze sind; die Naturmacht und die Macht Gottes ist ein und dasselbe Ding.“ (Natur bedeutet ihm mehr als Stoff.) Aus den Erscheinungen, über die das Volk sich wundert und die es darum Wunder nennt, kann Gottes Dasein viel weniger

erschlossen werden als aus der gewohnten Naturordnung; eher könnte uns ein Durchbruch der Naturgesetze am Dasein eines Gottes zweifeln lassen. Die Naturgesetze sind ewig und werden von uns gewissermaßen als Ewigkeit gedacht, die Natur handelt gesetzlich in bestimmter, unvergänglicher Ordnung — das veranschaulicht Gottes Unendlichkeit, Ewigkeit, Unveränderlichkeit: daher „sub specie aeternitatis“. Die Religion der Liebe sah Spinoza in eine Ausaat des Hasses verwandelt und in Aberglauben. Nur die Vernunft darf die Bibel auslegen, wie sie die Natur deutet; göttlich an der Bibel gelten ihm lediglich die sittlichen Lehren, die mit der Vernunft übereinstimmen. Wer zum Verständnis der Propheten und Apostel ein übernatürliches Licht suche, scheine des natürlichen Lichtes zu ermangeln. Die Religion bedarf nach Spinoza keiner Autorität, wie der Staat für seine Gesetze; „da die Religion nicht sowohl in äußeren Handlungen besteht als vielmehr in der Einfachheit und Wahrhaftigkeit der Seele, steht sie unter keinem Rechte und unter keiner öffentlichen Gewalt“. Philosophie und Naturwissenschaft soll niemand in der biblischen Offenbarung der Menschenliebe suchen, auch nicht eine Vorstellung von den Eigenschaften Gottes; niemand kann auf Kommando weise werden. Glauben und Wissen will er reinlich scheiden: Wissen und Denken, Glaube und Handlung — nicht Lehrsatz — gehören zusammen; wer Gerechtigkeit und Liebe übt, ist ein Christ; rechtschaffene Menschen brauchen über Dogmen nicht zu streiten. Spinozas einziger, barmherziger, allgegenwärtiger, beseligender Gott kann ein Feuer, ein Geist, ein Licht, ein Gedanke sein. Die Überlassung der Regierungsgeschäfte an die Priester erscheint Spinoza verderblich für die Religion wie für den Staat, ebenso der Gesetzeszwang bei Glaubensmeinungen; die Ordnung des äußeren Gottesdienstes jedoch könne man der Staatsgewalt überlassen, nur das natürliche Recht der Gedankenfreiheit darf niemand einem anderen übertragen. Der Staat soll aus Menschen nicht Automaten machen wollen, sein Endzweck ist die Freiheit; verzichtet der Staatsbürger auf die Willkür seines Handelns, so doch niemals auf die Freiheit des Denkens — diese ihm zu wehren nennt er unflug und unmöglich. Spinoza, der nicht für die Juden schrieb, sondern für die christlichen Niederländer, wollte nicht mehr der Kirche, nur der Regierung seines Vaterlandes sein Urtheil unterwerfen.

Erst Lessing entdeckte die ein Jahrhundert lang verschollene Ethik Spinozas, auf die Schelling und Hegel sich beriefen, zu der sich Goethe mehrfach bekannte (ich habe in meinen philosophischen Volkshochschulbänden über Goethes und Schillers Weltanschauung

eingehend darauf hingewiesen). Sein Gott ist die einzige vorhandene Substanz, sie besitzt zugleich die Merkzeichen des Denkens und der Ausdehnung; wir lieben den Gott, der keine Persönlichkeit ist und der unsere Liebe nicht mit Gegenliebe erwidert. Ihm war diese Liebe zu Gott (amor Dei) eine Fröhlichkeit, verbunden mit der Vorstellung ihrer äußeren Ursache; zugleich war dieser Rationalist ein Mystiker, dem Gott als Erkenntnis und Freiheit, also als das Heil in seinem gedanklichen Innern aufgegangen war.

Gott zumuten, so empfand Spinoza tief und groß Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, 1910, II, 433—442), daß er das Gute allein schaffen könne, nicht auch das sogenannte Böse, heiße ihn von etwas Fremdem, von der menschlichen Idee des Guten abhängig machen. „Immer verspricht Religion etwas — einerlei, ob hier oder drüben —, sie will also immer etwas Künstliches, einen Zweck. Immer nennt sie einen wollenden Gott, dem sie den sollenden Menschen gegenüberstellt. Gott will, daß ich solle; ich soll, damit Gott wolle, mir wohlwolle. Einzig und allein der Gott Spinozas will nichts, weshalb der Mensch auch nichts soll. Der Mensch hört auf, das Maß der Dinge zu sein. Spinoza kennt wohl das Wort Persönlichkeit, aber er kann sich nicht viel dabei denken. Was seine Persönlichkeit sei, werde Gott wohl erst am jüngsten Tage seinen Gläubigen enthüllen, fügt er hinzu.“ Spinozas Stufenfolge der Erkenntnis baut sich so auf: Erkenntnis durch Worte — der naive Realismus führt zum Irrtum; Erkenntnis der wahren Vernunft — die Zeitlosigkeit (Spezies der Ewigkeit) der ehernen Notwendigkeit als das den Dingen Gemeinsame, die Wirklichkeit der Natur; Erkenntnis der Einheit aller Gesetze in der bewirkenden Natur, in Gott. „Auf der ersten Stufe buchstabiert das Kind gedankenlos, auf der zweiten faßt es die einzelnen Sätze, auf der dritten Stufe versteht es den Sinn des Ganzen.“ Spinoza dringt bis zu der Verwegenheit vor: „Nachdem die Menschen sich eingeredet hatten, die Welt und der Welt Lauf sei ihretwegen da, mußten sie an jedem Dinge das für das Wichtigste und Wertvollste halten, was ihnen am nützlichsten oder angenehmsten war. Daher mußten sie sich die Begriffe bilden, mit deren Hilfe die Welt zu erklären wäre: das Gute, das Schlechte, die Ordnung, die Unordnung, das Warme, das Kalte, die Schönheit, die Häßlichkeit. Und weil sie sich für frei hielten, entstanden die Begriffe: Lob und Tadel, Sünde und Verdienst.“ Das fragen nach Absichten in der Natur, also nach Zweckursachen und den Ursachen der Ursachen, müsse, so bescheidet uns der kühne Denker, sich immer wieder zurückflüchten „zu einem Willen Gottes, diesem Asyl der Unwissenheit“.

7. Sabbatai Zewi.

Im 17. Jahrhundert flackerte der jüdische Messiasgedanke noch ein letztes Mal im Orient lodernnd auf, alle Juden des Erdkreises entflammend: als Sabbatai Zewi auftrat, 1626—1666. Er stammte aus dem kleinasiatischen Smyrna, vielleicht ein Spanier, ein ehrgeiziger, hinnehmender Schwärmer. Der Asket ward bald vergottet, man ließ sich kabbalistische Texte von ihm singen. Der als jüdischer Agent christlicher Kaufleute reich werdende Vater schrieb seinen Wohlstand dem frommen Sohne zu, der sich in den Wahn einlebte, der Messias zu sein; 1698 oder 1666 sollte das Heil der Endzeit anbrechen — als Messias wollte er alsdann den jedem Juden unaussprechlichen heiligen Gottesnamen öffentlich aussprechen, dessen vier Buchstaben durch den sündigen Zwiespalt zwischen der oberen und der unteren Welt auseinandergerückt, erst vom Bringer der messianischen Weltharmonie in die Einheit gefaßt werden können. Sabbatai Zewi rief den Allerheiligsten bei seinem Namen an! Verbannt ob dieses unerhörten Frevels, mehrte er seinen Anhang und vollzog in Saloniki feierlich die mystische Vermählung zwischen dem Messias und der Thora als der Himmels-tochter. Uebermals verbannt, gewann er in Kairo den schwerreichen Kabbalisten Rafael Josef Chalebi für seine Sache und zog mit einer zweifelhaften Schönen, die sich schon in Italien als künftige Frau Messias bereitstellte, als seiner Gattin nach Jerusalem. Als Schrittmacher diente ihm ein gefälliger „Elias“, der vom Messias ansagte, Sabbatai werde die zehn Stämme Israel nach Jerusalem zurückführen, reitend auf einem Löwen, der den siebenköpfigen Drachen im Maule trage. Sie glaubten an ihn, er schickte Sendboten in alle Welt, sein Kommen zu melden. Seine Vaterstadt empfing den Ausgestoßenen mit Jauchzen und Hörnerschall in der Synagoge, man rief ihn zum König, zum Messias aus! Der Taumel entartete zu frommer Raserei. Wen des Messias Fächer bei seinen Prozessionen berührte, der war des Himmelreiches gewiß. In Smyrna, Saloniki und anderorts verheirateten die Juden (nach Hemans anschaulichem Aufriß) schnell noch ihre zwölfjährigen Kinder, damit die gottgewollte Zahl der Menschheit voll werde — im Messiasreich müssen alle Seelen verleiht und geboren sein. Religiöse Verzüchtungs-tänze schüttelten jedermann. Sendschreiben und Wanderprediger trugen den Rausch in die Lande. In Konstantinopel, auf Elba, über Alexandria bis Venedig, in Livorno und anderen italienischen Hafen-

städten, in Hamburg und Amsterdam — allenthalben tanzte man selig dem erschienenen Heilbringer im Geiste entgegen. „Rabbiner und Bankiers, Gelehrte und Handelsleute, selbst Freunde Spinozas wurden Gläubige Sabbatais.“ Der gleiche Messiasjubiläum in der Judentum von London — in Schottland wollten Helläugige ein Schiff mit weißen Segeln und Tauen und Hebräisch redenden Schiffsleuten gesehen haben, mit der Flaggeninschrift: die zwölf Geschlechter Israels. Der einzige, der versagte, war — der 40jährige kabbalistische Träumer selber, der unwissend und willensschwach war, und dessen Umgebung aus ebenso unfähigen Menschen bestand. Der auf Gott und seine Engel, die alles in Ordnung bringen würden, vertrauende Sabbatai Zevi unterzeichnete zwar seine Kundgebungen mit: „Ich, der Herr, euer Gott S. 3.“ — aber genügte das?

Der türkische Kadi in Smyrna hieß den Messias in Konstantinopel vor dem Sultan erscheinen. Scheidend verteilte der Himmelskönig die Reiche der Erde unter seine 26 Getreuesten, die er zu Fürsten erhob, seine beiden Brüder wurden „König aller Könige der Goyim“ und „König aller Könige Israels“. Er hoffte, durch ein Wunder dem Sultan die Krone zu rauben. Doch sein vom Sturm beschädigtes Schiff mußte in den Dardanellen landen, Sabbatai wurde vom Großwesir verhaftet; in Konstantinopel begrüßte ihn der Pascha nicht gerade ehrerbietig mit kräftigen Maulschellen. Die Wundergläubigkeit der Juden flammerte sich noch weitere Monate an unirdische Hoffnungen auf den in einer Dardanellenfeste Gefangenen, der mit seiner Frau eine förmliche Hofhaltung führen konnte, weil die Schiffe Gaben über Gaben heranschleppten. Die Juden in Ungarn und anderswo rüsteten zur Auswanderung ins Messiasreich, Handel und Wandel stockten. Bis auf eine Anzeige, Sabbatai schmiedete Pläne gegen die Herrschaft des Sultans, Murad IV. den Judenkönig nach Adrianopel holen ließ. Der Capser, dem man brennende Fackeln als Geißeln androhte, kniete am 14. September 1666 vor dem Sultan nieder, warf seine jüdische Kopfbedeckung weg und setzte den Turban auf, vertauschte seine schwarze Judenkleidung mit einem grünen Obergewand und wurde als Muslim Türhüter mit bescheidenem Gehalt . . . Auch sein Weib trat zum Islam über; desgleichen taten die nächsten Anhänger Sabbatais, der nach Smyrna meldete: „Gott hat mich zum Ismaeliten gemacht, er befahl und es geschah.“ Allah ist groß. Mit diesem wunderlichen Heiligen hat das Judentum im Orient geschichtlich seine Schwungkraft eingebüßt.

8. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn, 1729—1786, wurde von seinem Freunde Lessing zum Ideal des Judentums erhöht in der Dichtung von der religiösen Toleranz, in „Nathan der Weise“. (Ich habe am Schluß meines ersten Religionsbandes gründlich über die Bedeutung der Ringsabel gesprochen.) Mit 14 Jahren studiert der Sohn eines Thoraschreibers aus Dessau bereits in Berlin beim Rabbi David Fränkel den Talmud und erhält sich durch Abschreiben für seinen Lehrer. Die Regierung des aufgeklärten zweiten Friedrich (seit 1740) begann das Ghetto zu öffnen — obwohl ein junger Bleichröder die Stadt verlassen mußte, weil er ein deutsches Buch bei sich trug. Lessing hatte längst sein Drama von den Juden geschrieben, als er 1756 Moses Mendelssohn kennenlernte, dessen „Philosophische Gespräche“ er zum Druck brachte. Er kam in christlich-wissenschaftliche Kreise, lebte sich leicht in deutsche Sprache und Kultur ein und errang 1763, Kant überflügelnd, den Preis der Akademie der Wissenschaften mit dem Thema: ob die philosophischen Wahrheiten derselben Deutlichkeit fähig seien wie die Lehrsätze der Mathematik — was weniger gegen Kant als für Mendelssohn spricht. Der Marquis d'Argens vermittelte ihm gleichzeitig den Vorteil eines „Schutzjuden“ — obschon (oder weil) er vordem des Königs französische Poesien freimütig kritisiert und sich darob vor Fritz in Sansfouci ehrlich und geistreich verteidigt hatte. Doch Mendelssohns Name haftet an seiner Schrift: „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele“. Der feingestimmte Volksphilosoph erwies die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer Einheit; Gott senkte dem Menschen den Unsterblichkeitsgedanken ins Herz („Die Ewigkeit“, nach Prediger 3, 11) — er kann ihn nicht täuschen.

Als Cavater, der „Physiognomiker“ und fromme Eiferer gegen Mendelssohn, mit einem Befehrsversuch vorstieß, verteidigte der öffentlich Aufgerufene 1769 seine religiöse Haltung mit friedfertiger, entschiedener Würde. Er bleibe beim Judentum; das Christentum lehne er ab, weil sein Stifter sich zum Gott erhoben habe; die ihm gedruckt vorgelegten „Beweise (von Bonnet) für das Christentum gegen Ungläubige“ seien nicht überzeugend, würden auch von englischen und deutschen Schriftstellern übertroffen. Als Cavater sich besiegte gab, schrieb Mendelssohn an ihn: „Kommen Sie, lassen Sie uns in Gedanken einander untarmen. Sie sind ein christlicher Prediger und ich ein Jude — was tut dieses?“ Doch seine Glaubens-

genossen verargten ihm seine freie Lebensweise, nicht zuletzt seinen Umgang mit aufgeklärten Juden und Christen. Er gab im Judentum menschliche Zusätze und Mißbräuche preis, doch hielt er die Sabbate, Feiertage und Speisegesetze und erklärte nicht nur seinen Hausgenossen die Bibel, sondern er übersetzte allen die fünf Bücher Mose, deren schlichtgefaßten deutschen Wortlaut er mit hebräischen Buchstaben drucken ließ, um den Juden entgegenzukommen. Als 1778 die erste Eindeutschungsprobe erschien, begann auch der mißtrauische Widerspruch gegen „Mose Dessaus Deutschen Pentateuch“, den mehrere Synagogen in den Bann taten. Doch die jüdische Jugend setzte ihre talmudisch-kabbalistischen Lehrer ins Unrecht, sie ließen sich das Buch nicht entreißen und lernten darin heimlich Deutsch; so erschlossen sich ihnen die Schätze des deutschen Geistes mit dem Zauberschlüssel ihrer heiligen Väterschriften. Tausende strebsamer Schüler der Talmudlehrhäuser vertieften sich hinfort in Mendelssohns Philosophie, in Lessings Poesie, in Kants Kritiken und trugen die befreienden Gedanken durch Deutschland nach Osterreich, Ungarn, Polen. Montesquieu wies 1748, im 25. Buch seines „Geist der Gesetze“, darauf hin, daß die Christenheit schlimmer gegen die Juden verfare als der Kaiser von China gegen die Christen; Christian Friedrich Dohm schrieb auf Mendelssohns Anregung nicht nur für die bedrohten elsässischen Juden eine Schutzschrift an Ludwig XVI., er erwog 1781 das Problem selbst: „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden.“ Diese bedeutungsvolle Veröffentlichung leitete die sogenannte Emanzipation der Juden in Mitteleuropa ein. Josef II. gab 1781 sein Toleranzedikt. Mendelssohn verfaß die Verteidigungsschrift Manasse ben Israels: „Rettung der Juden“ mit seiner Vorrede und schuf sein apologetisches Werk „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum“, das eine Tat bedeutete.

9. Die Chassidim.

Die Chassidim (Frommen) sind die religiösen Mystiker innerhalb des Judentums. Im nachexilischen Judentum haben sich immer wieder Gruppen von Chassidim zusammengefunden, von den chassidischen Makkabäern bis zu den anderthalb Tausend Chassidim, die im Jahre 1700 nach dem Heiligen Lande zogen, um dort das messianische Reich aufzurichten, und die untergingen.

Israel ben Elieser, der „Baal-Schem“, wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Osteuropa der Neubegründer einer chassidischen Gemeinschaft, die noch zur Stunde einen erheblichen Teil

der Judentum umspannt, wenn auch ihre religiöse Blüte geschwunden ist. Martin Buber, der zuerst „ekstatische Konfessionen“ der Religionen sammelte, bemüht sich als eifriger Chassid unserer Tage liebevoll um das Verständnis für den Chassidismus und seine Renaissance im Abendlande; ich darf auf seine anziehenden Schriften: Die Geschichten des Rabbi Nachman; Die Legende des Baalschem; Der heilige Weg; Der große Maggid (Prediger) und seine Nachfolge u. a. als die beste Einführung in die Welt des Chassidismus verweisen, über die Buber ein mehrbändiges systematisches Werk vorbereitet.

Diese jüdischen Mystiker machen mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrer Gottbezogenheit in ihrem Alltagsleben Ernst. Ihnen genügen nicht Predigt und Ritus der Väterweise als starrer Kultus, sie versuchen eine praktisch-soziale Gemeinschaft der Gottinnigen herbeizuführen. Man hat diesen Chassidismus wüsten Wahnglauben gescholten (Grätk) — doch dieser lebendige jüdische Frömmigkeitsgeist, dem gewiß manche Wunderlichkeit anhaftet, erweist sich vielleicht als ein Weg aus dem mittelalterlichen Judentum der toten Riten und erschlafften Formeln zum erneuerten Judentum der Zukunft, dessen Erscheinung noch im Nebel hängt. „Die alte Kraft,“ rühmt Buber von dem Chassidismus, „lebt in ihm, die einst, wie Jakob den Engel, mit starken Armen das Unsterbliche auf der Erde festhielt, auf daß es sich im sterblichen Leben erfülle. Zugleich gibt sich darin eine neue Freiheit kund. Ohne daß am Gesetz, am Ritus, an der überlieferten Lebensnorm ein Jota geändert würde, ersteht das Altgewohnte in einem jungen Licht und Sinn.“ Die Seele dieser alten und neuen Chassidim lebt in der frommen Überzeugung, daß Gott in jedem Ding zu schauen, durch jede reine Tat zu erreichen sei. Die Welt gilt ihnen nur ein Wort aus Gottes Munde; dennoch ist das geringste Ding in der Welt würdig, daß Gott sich aus ihm den ehrlichen Gottsuchern offenbare, da kein Ding ohne göttlichen Funken bestehen kann. Jeder vermag diesen Funken zu jeder Zeit und durch die gewöhnlichste Handlung freizulegen, wenn er in Reinheit gottgestimmt handelt. Nicht in einzelnen Stunden und nur mit bestimmten Worten und Gebärden soll der Mensch Gott dienen — unser Leben ein Gottesdienst! Nicht besteht das Heil darin, daß sich der Mensch vom Weltlichen fernhalte, sondern daß er es dem göttlichen Sinn weihe; so werden ihm heilig sein die Wanderschaft, der Aufbau der Familie und der Organismus der Gesellschaft. „Hier ist alles ein Reich, ein Geist, eine Wirklichkeit.“ Die Gottebenbildlichkeit des Menschen als seine Tat, als Werden, als tägliche Aufgabe — dieses

Urjüdische als Armenschliches, das Judentum als Religion, das ist die „Chassidim“, die chassidische Weise, die Idee des vollkommenen Menschen, des Gottesmenschen.

Baal-Schem, eigentlich Meister des Namens, d. h. Dämonenbeschwörer, wurde der Beiname jenes Israel, des Stifters der neueren Chassidim. Die Lebensgeschichte Baal-Schems wurde von seinen Verehrern mächtig fast bis zur Legende verklärt. Um 1700 wurde der Wunderknabe in der Moldau geboren als rumänischer Jude, angesagt von einem Engel, wie Jesus, der Christ. Seiner göttlichen Sendung sich früh bewußt werdend, erwählte Israel, dessen Ruf als Schriftgelehrter sich bald herumsprach in den Gemeinden, mit seinem ihm getreuen Weibe ein einsames Leben voll Mühsal und Dürftigkeit an den Kalkabhängen der Karpathen. Erst mit 42 Jahren, nach langen Zeiten ernstester geistiger Sammlung, ließ er wenige Getreue in die Tiefen seines Innenlebens hineinschauen. Als Rabbi in Podolien und in der Walachei wirkte er besonders einprägsam durch seine Gespräche und die Gleichnisse, mit denen er sie durchflocht. Der einflußmächtige Mann Gottes, der auch nach Palästina wallfahrtete, jedoch in Konstantinopel auf inneres Geheiß umkehrte, starb 1761 am Vorabend des Pfingstfestes. Er hinterließ begabte Schüler, die seine Gesinnung unter den Juden in den russischen Provinzen, in Rumänien und Galizien verbreiteten. Baal-Schem selber hat nichts niedergeschrieben — desto blühender wucherten die Wundergeschichten über ihn.

Liebe und Gehorsam achtete er höher als Opfer; niemand solle sich besser dünken als sein Nächster, denn alle dienen dem einzigen Gott, dessen Schöpfung ebenso ununterbrochen fortgeht wie seine Offenbarung als des in allem und in allen stetig gegenwärtigen Herrn. Da jeder Mensch in sich eine Thora Gottes sei, so trage er nicht nur seinen Abraham und Mose, sondern zugleich seinen Bileam und Haman in der eigenen Brust — er soll den Bileam austreiben und den Abraham entwickeln, daß jede Handlung eine reine Offenbarung Gottes werde. Drei Tugenden pflegt der Chassid vor allem: die *D e m u t* als Bedachtsamkeit und Nächstenliebe, die *f r e u d i g k e i t* als Frohsinn des Herzens, der jede Selbstpein als widergöttlich ablehnt, die *B e g e i s t e r u n g* als den liebenden Hochsinn und den beweglichen Fortschritt. So reifen die *J a d d i k i m* heran, die wahrhaft gerechten Weisen Gottes.

Ein Chassid oder Zaddik erklärte seinen Schülern: „Zehnmal war ich auf dieser Welt. Ein Hoherpriester war ich, ein Fürst war ich, ein König war ich, zehnerlei Würden hatte ich inne. Aber feinemal

habe ich die Menschen vollkommen geliebt. Darum wurde ich wiedergesandt, um die Liebe zu vollenden. Gerät es mir diesmal, kehre ich nicht mehr wieder.“

Jaakob, der Jehudi, wurde gefragt: Der Talmud erkläre den Vogel Storch, hebräisch Chassida, die Fromme oder Liebreiche, dahin, daß er den Seinen Liebe erweise; warum werde er dennoch unter die unreinen Vögel gerechnet? Antwort: weil er nur den Seinen Liebe erweise.

In der altjüdischen Sage von Lot und Abraham heißt es: Und die Engel kamen nach Sodom; bei Abraham jedoch steht: Und er blickte auf, siehe, da standen die Männer vor ihm. Der Chassid deutet feinfühlig: Lot sah Engelsgestalten, Abraham arme, bestaubte, der Ruhe und der Labung bedürftige Wanderleute. Abraham, nicht Lot bewies das göttliche Auge.

13. Das Wesen des Judentums.

1. Die Einheit Gottes faßt der Jude streng, sie bedeutet ihm bedingungslose Einzigkeit, unterschieden von allem andern Sein nach Stoff und Geist. Das einzige Sein des einzigen Gottes empfindet Israel als wahre Geistigkeit. Ihm gegenüber ist alles Sein der Natur und der Menschenwelt nur Schein und Schatten, es sei denn, daß die Schöpfung und das Ebenbild Gottes es zu verklären und zu bestätigen vermag (Herm. Cohen auf dem Berliner Religionskongreß 1910). Alle Kräfte der Natur und alle Gewalten der Kultur verlieren ihre Mächtigkeit vor der Idee dieses einzigen geistigen Gottes, dem alles irdische Dasein unvergleichbar ist. Daher ruht seine Bedeutung nicht in einem Verhältnis zur Natur, vielmehr in der geistigen Kraft, die gegenüber aller Natur das Problem der Sittenwelt bildet. Gottes dreizehn Eigenschaften beziehen sich ausschließlich auf seine Liebe und Gerechtigkeit, alle Mystik über sein Wesen sonst wird abgewehrt. „Wer ist mir im Himmel, und neben dir habe ich kein Gefallen an der Erde. Die Nähe Gottes ist mein Gut“ (Psalm 73). Die Einzigkeit des jüdischen Gottes lehnt jeden Vergleich mit Himmel und Erde, jede Verbindung mit dem Menschen ab. Das Judentum leugnet die Vermittlung eines erhöhten Menschen zwischen Gott und Mensch. Am Veröhnungstage legt die Gemeinde das Sündenbekenntnis ab, das nicht ein einziges Ritualgebot aufzählt, sondern lediglich sittliche Vergehungen in gewaltiger Seelenschilderung vor das Gewissen führt. „Kein Priester als Stellvertreter eines Gottes, kein Gottmensch selbst darf hier sagen: Ich bin der Weg zu Gott. Ohne jeden Mittler ringt

hier die Seele, erringt sie in eigener Buße, im Gebet und in dem Vorsatz zu sittlichem Handeln ihre Erlösung.“ Der Sieg der Erlösung gipfelt in der sokratischen Einsicht von der schuldlosen Sünde (Schegaga), der Schwachheit, dem beschränkten Wissen, dem Tun wie ohne Bewußtsein. Die Thora ist die Lehre, nicht das Gesetz. Das fünf-Mose-Buch fordert nicht nur die Liebe zu Gott, ebenso gebietet es die Gotteserkenntnis: „Erkennen sollst du es und befestigen in deinem Herzen.“ Die Gottesliebe ist die Pflanze der Sittlichkeit, Sittlichkeit benötigt Erkenntnis. Immer blieb die Thora in Israel lebendige Lehre, daher gab es niemals ein eigentliches Proletariat, rühmt Hermann Cohen, der bedeutende jüdische Philosoph: „Die Armen, die beschwerlichem Erwerb nachgingen, waren nicht dem Leben des Gelehrten entrückt. Zu jeder freieren Stunde, und besonders in den Stunden der Nacht, lagen sie dem Studium des Talmud ob.“ Diese Tatsache hilft das kulturgeschichtliche Rätsel von der Erhaltung des Judentums religionsgeschichtlich lösen. Das Studium der Lehre überwiegt alle Gebote! Nach Beseitigung des Priesterstandes konnte kein geistlicher Stand erwachsen; auch der gefährliche Graben zwischen Glauben und Wissen fand keinen Raum im jüdischen Bewußtsein. Ist das Wesen Gottes unerkennbar, so ist Gottes Sein glühender Glaube, klare Erkenntnis: Sittlichkeit. „Ihr sollt mir sein ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk.“ Der Sabbat, den die Tradition Israels zuerst priesterlich auf Gottes Ruhe nach der Schöpfung begründete, wurde (5. Mose 14, 15) zum sozialen Symbol des Judentums umgeprägt: „Auf daß dein Knecht und deine Magd ruhe gleich wie du selbst, darum gebot dir der Ewige, den Sabbat einzurichten.“ Das Studium der Lehre steht im Mittelpunkt.

2. Die jüdische Religion will das gesamte Leben ihrer Gläubigen beherrschen, die Fortsetzung der alten Theokratie, die vergangen ist. Die Kraft darin heißt: kein Unterschied zwischen heilig und alltäglich, alles Handeln um Gottes willen. Daher liegt der Schwerpunkt des religiösen Lebens nicht im Jenseits, obschon nach der persischen Zeit der Auferstehungsglaube ins Judentum einzog, sondern im Diesseits. Kinder seid ihr dem Ewigen, eurem Gotte, du sollst wählen das Leben, so liest der Jude im fünf-Mose-Buch. Der religiös und sozial freie Mensch Gottes bewährt sich in der Reinheit des Herzens. Er bittet Gott (Ps. 51, 12) um die Schöpfung eines reinen Herzens und um die Erneuerung eines festen Geistes. Diese Gabe Gottes umfaßt zugleich die sittliche Aufgabe seines ganzen Lebens. Der Israelit fühlt sich persönlich verantwortlich für seine religiös-sittliche Haltung. Das

Sündenbekenntnis der ganzen Gemeinde schließt die Einzelbeichte aus, die Freiheit wird als Gut der Gemeinde gewertet; die Rabbiner wirken nur als Lehrer und Richter, nicht als Gottes Stellvertreter in der Kirche.

3. Die Vollendung des jüdischen Gottesbegriffs ist die Idee des Messias. An die ideale Königsgestalt Davids schließt sich dieser Zukunftsglaube für alle Völker bei den Propheten an, die schon vor dem nationalen Untergang Israels den Davidsproß als den Gesalbten, als König erschauten. Doch erst der leidende Messias verbürgt die Wiederherstellung des Menschengeschlechts. Jesaja 49, 6: „Es ist zu gering, daß du mir Knecht seiest, die Stämme Jakobs aufzurichten, zum Lichte der Völker habe ich dich gesetzt.“ Der gute Hirt (Ez. 34) sammelt die Menschen als Herde um sich, im Frieden beten alle zu dem einen Gott, Leid und Krieg sind ausgetilgt, Gerechtigkeit und Güte walten auf der Gotteserde; Jesaja 25; 35. Den Inhalt der Messiasidee in Israel entfaltet Cohen, der letzte große Religionsphilosoph des Judentums († 1919) als den Begriff der Weltgeschichte schlechthin. Doch erwartet das Judentum diese höchste Tat Gottes, die Vereinigung aller seiner Kinder in Eintracht und Treue, nicht von einer Person — der „Knecht Jahves“ ersetzte den „König David“; der „Rest Israels“ in den Prophetenrollen ist die Menschheit der Zukunft. Der Heroenkultus und die Anbetung einer Einzelperson wurden im geschichtlichen Gang der Gedanken ausgeschaltet. Die sittliche Menschheit der geschichtlichen Zukunft ist der Gesalbte Gottes, der Messias. Der Mensch selber erlöst sich in der Kraft der gemeinsamen Religion; die Welterlösung bleibt die geschichtliche Verwirklichung der sittlichen Wahrheit. In dieser Idee Gottes ruht die Bürgerschaft für dies Gottesreich der Zukunft. Damit hat das Judentum die Hoffnung der Menschen geädelt zu einer sittlichen Zuversicht. Israels Passionsgang durch die Geschichte ist ein Flammenzeichen des religiösen Fortschritts; das hat am großartigsten das tiefsinnige 53. Kap. des Jesaja-Doppelbuches ausgeführt: der leidende Knecht Gottes sühnt die Sünden der Welt. „Nur in sozialer Sittlichkeit und nur in weltbürgerlicher Humanität atmet der echte lebendige Gott, den die Propheten Israels zum Gotte Israels und zum Gotte der Menschheit gemacht haben.“

Die Frommen der Völker der Welt haben Anteil am ewigen Leben, so bekennet der Talmud.

4. Nirgendwo in dem göttlichen Gesetze noch bei einem Propheten wird der Jude angeleitet, seinen Nächsten zu lieben, seinen Feind

zu hassen; die sittliche Anweisung lautet vielmehr: hasse niemanden mit innerem Groll, sondern schilt ihn offen; sei nicht der Beleidigung eingedenk, räche dich nicht selbst, liebe einen jeden wie dich selber. Die Feindschaft wird überhaupt verboten; nur wenn der Haß beseitigt ist, kann sich die Menschenliebe entschränken. Ohne die Menschenliebe ist die religiöse Aufklärung wertlos, die religiöse Toleranz sinnlos. Wechselwirkung sucht das monotheistische Judentum mit den Religionen. Es lehnt, philosophisch an Kant genähert, den Pantheismus ab, weil es zwischen Natur und Sittlichkeit unterscheiden muß. Sind Natur und Sittlichkeit nicht dasselbe, so muß das Gottesbild falsch sein, das diese Gleichung vollzöge. Ohne Gott aber, zu dem der Mensch noch mehr als das Universum ins Verhältnis tritt, ohne den überweltlichen, zugleich übermenschlichen Gott gibt es keinen Monotheismus und keine Religion. Der Theologe Albrecht Ritschl beklagte als den Grundfehler fr. Dan. Schleiermachers dessen Vernachlässigung des Alten Testaments. Der deutsche Nationalstaat schließt, so hat Cohen es noch 1917 in Berlin formuliert, nach seinem idealen Begriffe so wenig die jüdische Religion aus wie die jüdische Nationalität.

Hillel und Jesus bezeugen einmütig: Liebe deinen andern, und du beweisest, daß du Gott liebst. Die Menschenliebe, die Gemeinschaft mit allem, das Menschenantlitz trägt, die Erkennung des Ich im andern, die Losreißung des Ich von der Selbstsucht, die Humanität ist das Ideal der jüdischen wie der christlichen Religion; dieser Bund von Aufklärung und Toleranz ist der Weg zum messianischen Ziel der Menschheit.

.....

Zweiter Hauptteil

Die christliche Religion

1. Das Unservatergebet als Glaubensregel.

In dem „Apostolischen Glaubensbekenntnis“ erkennt seit anderthalb Jahrtausenden die christliche Kirche aller Konfessionen ihre einheitliche Glaubensregel, auf welche sie ihre „Geistlichen“ und ihre Gemeindeglieder in verschiedenen Graden verpflichtet. Die wissenschaftlichen Untersuchungen von Harnack, Kattenbusch, Loofs und anderen Kirchenhistorikern haben über jeden Zweifel hinaus erwiesen, daß dies „Apostolikum“ das Bekenntnis der katholischen Kirchengemeinschaft darstellt, das aus der römischen Gemeinde in einem langen Werdegange erwuchs. Erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts findet es sich in Südfrankreich, also in einer Provinzialkirche, in der noch gültigen Fassung. Seine älteste Form, die wir kennen, wahrscheinlich zwischen 150 und 175 in Rom entstanden mit dem bestimmten Zweck, gegenüber den gnostischen Irrlehren die wahre Lehre der katholischen Kirche zu behaupten, hat gelautet:

Ich glaube an Gott, Vater, Allmächtigen. Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, der geboren ward aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau, unter Pontius Pilatus gekreuzigt und begraben und am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in die Himmel und sitzend zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Und an den heiligen Geist, heilige Kirche, Sündenvergebung, fleischesauferstehung.

Der Frankenkönig gewährte der katholischen Kirche politischen Schutz; diese legte ihm ihr Glaubensbekenntnis auf, das sie, aus Verbindlichkeit, aus Südfrankreich übernahm. Alle Richtungen in der evangelischen Kirche — und zum Teil auch in der katholischen Kirche — legen sich diese Glaubensregel zurecht, um sie mannigfach mit redlichem Gewissen noch gebrauchen zu können. Wir alle werten sie mehr oder weniger um; wir „legen sie aus“.

Man soll das Herrngebet der Bergrede, das Unser Vater, in allen christlichen Kirchen an den Ehrenplatz stellen, den bisher jenes „Apostolikum“ einnimmt! Denn dies schlichtförmige Gebet, in das Jesus die Stimmung seiner Seele gegenüber Gott und der Welt einsetzte und das er seinen Jüngern als Lösung des Herzens übergab, ist in seinem Ursprung nicht dunkel und in seiner Anwendung gegen Mißbrauch geschützt. Es ist ohne Lehrhaftigkeit, weit und tief genug, um jede religiöse Anschauung in seinem Schutz zu bergen; es umschreibt kräftig und sicher das religiöse Gut und die sittliche Reinheit. Das Unservater hat der Stifter des Christentums aus dem Vollen geschöpft und persönlich betont, so daß es fortan von ihm durchtönt klingt. In der römischen Kirche ist es durch die Verquickung mit dem Mariengruß und durch die Abnutzung infolge der Wiederholung heruntergewirtschaftet — denn zwanzig Vaterunser sind für meinen Eindruck weniger als ein Unservater. Zumindest die Protestanten sollten den Meister höher stellen als die haarspaltenden Kirchenväter, die uns nichts Verbindliches zu sagen haben; sie sollten das fälschlich sogenannte Apostolikum aus der Liturgie ihrer Andachten entlassen und durch das Glaubensbekenntnis Jesu ersetzen, durch das Unservater. Der ist ein Christ, der das Unservater beten kann und will. Darauf soll sich die Abergabe des Predigtamts gründen (neben den selbstverständlichen wissenschaftlichen und persönlichen Voraussetzungen, die in den Prüfungen und durch die Kirchenbehörde erledigt werden); das Unservater diene als Ausdruck des evangelischen Glaubens bei Taufe und Einsegnung wie im Gemeindegottesdienste. Der Inhalt des Unservater Jesu ist die „reine Lehre“, bildet den christlichen Glauben. Dem Jesus selber, der es liebte, und seine ersten Anhänger, die es mit ihm gebetet haben, diese Männer waren doch wohl Christen? Oder hat vielleicht später die Kirchenlehre der Jahrhunderte und der Lehrstreit der Konzilien und Synoden ihm neue Offenbarungen des heiligen Geistes hinzugefügt, deren sich Jesus noch nicht bewußt war?!

„Unser Vater in den Himmeln“, damit ist der christliche Grundton des Kindesvertrauens zu Gott angeklungen, den die wertvollsten Religionen mit dem Christentum teilen. Die unmennbare Kraft, die wir nicht auszudenken vermögen, die wir als Schwungrad unseres Daseins in uns tragen und um uns erleben, in deren Lust und Sonne und Wettersturm wir leben, weben und sind — der Nazarener schaut sie als den Vater aller seiner Menschenkinder. Die niedere Selbstsucht und der religiöse Wahn schweigen: Gott ist unser Vater; kein Einzel-

frömmen hat ihn in persönlicher Erbpacht. Gott ist größer als unsere flüchtigen Gedanken über ihn, die bestenfalls am Abendgewölk kräuseln, doch der Mond dahinter hat gute Ruhe. Er wohnt in den Himmeln, also in jeder Höhe und in jeder Tiefe; im ungeheuren Weltall waltet er und in der Welt im Kleinen des Menschenherzens will er wohnen. Raum und Zeit schwinden hier. Der Allumfassender und Allerhalter entzieht sich unsern Begrenzungen und Erklärungen — er faßt und erhält dich, mich, sich selbst, Natur in sich, sich in Natur hegend. „Sein Name werde geheiligt“, denn sein Name bekundet ihn. So sei uns die Wahrheit heilig, das Leben und die Erkenntnis, die Unschuld und das geistige Wachsen, die Natur und die Geschichte; alles Große werde groß und alles Kleine klein, die Misttöne lösen sich zu Einklang und Zusammenklang. Ehrfurcht vor den Fußspuren der Gottheit ist die Heiligung des Namens Gottes. Wenn „sein Reich kommt“, so schwindet der Mangel und die Unordnung; das Naturgesetz in der Geisteswelt beruft uns zu Gottes Mitarbeitern. Wir bauen in Gemeinschaft mit ihm die Hütte Gottes auf der Erde als Tempel der Wahrheit und Freiheit, das Reich Gottes, das sich nicht in den irdischen Gütern erschöpft, denn was von der Erde stammt, kehrt als Stoff und Staub zur Erde zurück, sondern das Friede und Freude ist im Geiste. Es kommt, indem wir ihm die Wege ebnen; soweit es da ist, ist es inwendig in uns und gestaltet sich von innen nach außen. Gottes „Wille, der geschehen soll auf Erden wie im Himmel“, steht im Buche unseres Lebens geschrieben, die äußeren Schicksale bilden nur die Satzzeichen. Rang und Wert legen wir selber den Ereignissen bei; erst durch uns werden sie unser Glück und unser Unglück, je nach unserm eigenen seelischen Verhalten. Die Ergebung in Gottes Willen, wie sie an den Gräbern ihren erschütterten Ausdruck liebender Hoffnung findet, erschöpft nicht ihren Inhalt; wichtiger ist der Lebensdienst, der seinen Platz innerhalb der menschlichen Gemeinschaft erkennt, der sich dienstmutig einfügt und auch in der Gebundenheit der Verhältnisse sich als freien Herrn fühlt; die Selbstbestimmung, die sich festhält und das innere Gleichgewicht bewahrt; die sich hingibt, ohne sich zu verlieren.

Erst an vierter Stelle erscheint im Unservater das tägliche Brot; wir würden es höher hinaufrücken, die Gegenwart ist diesseitiger geworden. Der Kampf ums Dasein, die Sorge um Brot und Fleisch zieht tiefe Furchen in unser Leben, viele zerbrechen in diesem erbarmungslosen Rennen und Ringen um die Futterkrippe. Nach der ältesten Fassung des griechischen Wortlauts besagt diese Bitte in schöner Nüchternheit: „Gib uns heute das Brot für morgen“, also

lege Segen auf die heutige Arbeit, daß sie gelinge und das Brot herbeischaffe, das morgen auf unserm Tisch liegen muß, wenn nicht Mangel eintreten soll. Wer heute um das Brot für heute beten wollte, der würde auf die Arbeit verzichten und mit dem Wunder spielen. Brot aber ist menschliches Gemeingut — die Völker der Erde haben das seit den Jahren ihres Weltkrieges unmittelbarer verstehen gelernt als zuvor —; unser täglich Brot soll keinem redlichen Arbeiter mangeln. So wird diese Bitte zur sozialen Verpflichtung für den Schutz der Arbeit und für die Hilfe gegen die Not. Wer nicht arbeitet, er sei König oder Kärner, der soll auch nicht essen. Die Schuld ist die Störung unseres inneren Gleichgewichts, der Dichter nennt sie der Abel größtes. Die fünfte Bitte lautet genau, die kirchliche Gnadenlehre wurzelhaft umgestaltend: „Wie wir vergeben haben unsern Schuldnern, so verzeihe uns unsere Schuld.“ Die sittliche Selbstbetätigung in der versöhnlichen Bereitschaft ist also die Voraussetzung: in ihr liegt die Kraft, mit uns selber, mit dem Gott in unserer Brust, der unser Richter und Löser ist, wieder ins Reine zu kommen. Seid barmherzig, sagt Jesus, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist; wer liebt, dem ist vergeben. Jesus bezeichnet sich nicht als Mittler, er verweist nicht auf seinen erlösenden Tod durch sein vergossenes Blut, durch das er den Zorn des Vaters umstimmt; die Menschen tragen ihren Himmel und ihre Hölle in sich selber. Gott ist das Ebenmaß; jeder religiöse Gedanke, der uns wesentlich durchströmt und der ausschwingen kann, bringt den Ausgleich der Gegensätze und löst jede Spannung letztlich auf. In seiner köstlichen Einfältigkeit bemerkt Matthias Claudius zu dieser Bitte: „Es tut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelium unter die Augen; und mir entfällt das Herz und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht kein Wort von den hundert Groschen sagen will.“ Die Versuchung ist uns so notwendig wie die Prüfung im Schulleben; sie weckt die Kräfte und nötigt zur Klarheit, wir rafften uns zur Entscheidung und werden wach bis in die letzte Faser unsers Wesens. Die Völker feiern ihre wohlbestandenen Versuchungen nach den Siegen als leuchtende Festtage. Doch wer drängt sich als reiferer Mensch zur Versuchung seiner Kräfte — der fröhlichste Mut ist der frische Mut der Unwissenheit — und geht ihr nicht, wenn es sein kann, aus dem Wege? In den ersten Jahrhunderten ertranken nicht wenige übereifrige Christen den Martertod als Zeugen ihres Glaubens und fielen angesichts der Pein wieder ab. Es gibt nicht lauter Helden;

auch der Nazarener sprach die Bitte, Gott wolle den Kelch vorübergehen lassen, als ihm der kalte Schweiß auf der Stirn stand, und in seinen letzten Stunden am Kreuze klagte er verzweifelt, sein Gott habe ihn verlassen. Die Erlösung vom Übel (oder Bösen) ist urchristlich gedacht und setzt den persönlichen Teufel des späteren Judentums voraus. Unsere Vorstellungen haben sich vergeistigt, obwohl wir seit reichlich einem Jahrtausend alle miteinander so viel uns bisher unvorstellbare Teufelei erlebt haben, daß es durchaus begreiflich wäre, wenn wir den Teufel als Gegenspieler Gottes uns wieder persönlich vorzustellen entschloßen. Unlust und Lust ringen jedenfalls in dieser unvollkommenen Welt nach wie vor um die Herrschaft. Es rauscht ein dunkler Strom unbegreiflichen Unheils, unfaßlicher Bosheit und Gemeinheit durch die Welt. Nicht nur reizen nicht alle Blütenträume, nicht nur wird manche hoffnungsvolle Entwicklung mitten im Laufe jählings abgebrochen: es gibt darüber hinaus eine Tiefe und ein Geheimnis des Bösen, vor dem uns graut; nie erfreute sich des Lebens, wer in seine Tiefen blickt! Am Rande dieser uns in die Nacht ohne Morgenrot und Sonnenaufgang hinabstürzenden Verzagttheit, inmitten dieses uns unterhöhrenden Leidens am Leben, wie es uns das Schicksal bestimmt hat, beten wir: „Erlöse uns von dem Übel, vom Bösen.“ Wir erlösen uns gegenseitig, indem wir den edlen Sklaven in uns freilassen, dem wir die Freiheit schuldig sind, und indem wir dem gebundenen Bruder seine Ketten lösen, wie wir uns das Brot reichen und die Mängel gütig bedecken, indem wir als Arzt die Wunde prüfen und sie heilen. Ein Seufzen und stilles Weinen zittert durch alle Adern der Natur. „Man kann sich so herzlich heraussehnen und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hilfe wäre.“ Wie die ersten Christen in ihren Versammlungen zu tun pflegten, so lassen wir das Herrngebet als das Glaubensbekenntnis von Jesus Christus, das wir einsetzen wollen für das „Apostolikum“ mit seinen aufzählenden Heilstatsachen — wir lassen es ausflingen in den Psalm der Anbetung: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Das „Amen“ der Gewißheit versiegelt es.

2. Das Neue Testament als Problem.

In einen unwegsamen Urwald gerät, wer sich in das ungeheuerliche Schrifttum über den Aufbau, Sinn und Wert der vier Evangelien des Neuen Testaments hineinbegibt! Die neueren Forscher auf diesem Gebiet, wie etwa Holzmann und Hausrath, Pfeleiderer und

Gunkel, Jülicher und Weinel, Vater und Sohn Weiß, von Soden, Harnack und Wellhausen, Wrede und Schlatter, Lietzmann und Schmiedel, Heitmüller und Brückner, Knopf und Deißmann, Bouisset, Wendlandt und Wernle — um nur eine Handvoll der besten Namen herauszugreifen —: sie haben die geschichtskritischen Probleme nicht leztlich zu klären vermocht, so vieles ihrem wissenschaftlichen Eifer im einzelnen gelang. Man hört zuweilen von festen Ergebnissen der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft (in diesem oder jenem dogmatischen Lager — die Wissenschaft kennt keine Parteien, sie kennt nur redliche und unredliche Arbeiter! —) reden: wir warnen Neugierige! Nach meiner Einsicht ist noch alles im fluss; nicht einmal über das sozusagen älteste Evangelium, das nach Markus heißt und auf Petrus zurückgeht, herrscht in bezug auf seine Quellen und seinen Charakter Einigkeit.

Wir können uns in diesen wogenden Streit der Gelehrten über den literarischen Niederschlag des Urchristentums im Neuen Testament nicht gründlich einlassen: die geschichtlichen, literarischen, sprachlichen, religionswissenschaftlichen Voraussetzungen mangeln unserer gemeinsamen Zweck; die Ansprache selber, wenn sie in die Tiefe eindringen sollte, scheitert am Raum.

Auf eine reizvolle Doppelercheinung des Jahres 1921 weise ich mit zwei Worten hin. Der als Historiker des Altertums anerkannte Berliner Akademiker Eduard Meyer beginnt mit der Veröffentlichung eines auf drei Bände angelegten wissenschaftlichen Werkes über Ursprung und Anfänge des Christentums, dessen erster Teil die Evangelien in ihren „Quellen“ erforscht, der 2. Band (1921) erörtert die Entwicklung des Judentums und Jesus von Nazareth; Band 3 steht noch aus. Die Theologie muß der Geschichtswissenschaft für den Dienst dankbar sein, den ein Welthistoriker ihr zu leisten unternimmt. Wer die gelehrtes Wissen voraussetzenden Darlegungen Meyers durcharbeitet, wird dem Verfasser von Weltruf zustimmen: die Historiker dürfen nicht das Christentum als eine gegebene Größe nehmen, ohne seine Entstehung in den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung einzureihen — die Verfolgung des Christentums unter Nero oder die Ausbildung der Kirchenlehre sind ein unerlaubt später Ansatzpunkt ihrer Darstellungen! „Ein sehr reiches Material von höchster Bedeutung“ fand Meyer als Weltgeschichtler in dem Neuen Testament vor, „das der geschichtlichen Behandlung harret“. Meyer läßt sich ins Bergwerk rufen zur unverdrossenen, unbefangenen Arbeit. Von der Apostelgeschichte mit ihren ungehobenen Schätzen an offen daliegenden Tatsachen, wie er rüh-

mend sagt, kam er von selbst zum Lukas-Evangelium, dem ersten Teile des durchaus einheitlich gedachten und gearbeiteten Geschichtswerkes des Lukas. Er gesteht seine vielfache Überraschung ein über die unermartete wissenschaftlich brauchbare Ausbeute und bemerkt: „Vor allem sah ich, daß sich in dem Verständnis des Evangeliums des Markus sehr viel weiterkommen und über seine Quellen völlig gesicherte, äußerst wertvolle Ergebnisse errinnen ließen.“ Der 1. Band befundet das auf jedem seiner 22 Druckbogen; der ebenso gemischte 2. Band von fast 50 Bogen ist seiner würdig.

Als Dorrel der Erscheinungen wirkt der 1. Band einer wie bei Meyer nichttheologischen Bänderei über die Evangelien und das Urchristentum: es ist das neue Werk des Karlsruher Philosophen Artur Drews, dessen Titel lautet: Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu (326 Seiten). Auch der Schüler Eduard von Hartmanns, bekannt als Auser im Streit um die sogenannte „Christusmythe“, will den gesamten Stoff des Urchristentums und seiner vorchristlichen Ursprünge vorlegen; auch er schöpft aus dem griechischen Grundtext und verfügt über jede geschichtswissenschaftliche Voraussetzung. Doch sein Ergebnis lautet dem Meyers entgegengesetzt: Die Evangelien und das übrige Neue Testament erweisen die Ungeschichtlichkeit Jesu. Nichts, schlechterdings nichts im Evangelium hält der Kritik gegenüber stand. „Das Leben des Heilands, wie Markus es erzählt, ist eine reine Dichtung, entworfen im engsten Anschluß an das Alte Testament, ausgeführt im Hinblick auf den Gang der Sonne durch die Tierkreiszeichen und die zu diesen gehörigen Begleitsternbilder, bestimmt nicht sowohl durch einen geschichtlichen Hintergrund als vielmehr durch die dogmatische Absicht, den Mythos des menschgewordenen und für die Sünden der Menschen sich opfernden Gottesknechtes, dessen Gestalt mit der des Messias gleichgesetzt ist, durch die Aneinanderreihung bedeutsamer Einzelereignisse seines Lebens dem Herzen der Gläubigen näherzubringen, zugleich aber auch durch entsprechende vorbildliche Handlungen und Aussprüche Jesu gewisse schwebende Gemeindefragen ihrer endgültigen Entscheidung zuzuführen.“ Markus gilt ihm als Zeuge gegen die Geschichtlichkeit Jesu — um so mehr erst die von Markus abhängigen andern Evangelien.

Man mag aus der erwähnten Unstimmigkeit der Theologen, deren Geschichte ein erstaunliches Buch füllen würde, und aus diesem unverföhnlichen Widerspruch zwischen dem Welthistoriker und dem Philosophen in bezug auf das Neue Testament ahnen, wie

schwierig die Aufgabe, wie dornenreich jeder Schritt zu ihrer Lösung ist. Zu widerraten bleibt jede kurz abbrechende Entscheidung des Ungeübten oder Ermüdeten, sie falle nun für die Geltung der ungeprüften kirchlichen Lehre aus oder für den grimmigen Nihilismus. Denn weder lassen sich Fragen der geschichtlichen Erkenntnis mit dem Glauben lösen, noch mit dem Unglauben erledigen. Am gewaltsamsten, fast zu einer krankhaften Sucht verzerrt erscheint mir (bei M. Drews) das Bemühen, jede Evangeliennotiz aus den Sternen abzulesen; welche Phantasieschwungwellen das kostet, dafür ließen sich viele verwunderliche Proben beibringen. Gerade in dieser krampfartigen Astralmythologie steckt zweifellos Geist, doch es ist ein Geist, der sich und die andern verstört. Die Evangelien-schreiber waren keine universalgeschulten Religionsphilosophen, auch starbte man im Orient nicht tags und nachts ununterbrochen in den Himmel.

Hat Jesus gelebt?

Die nicht christlichen Quellen über Jesus tröpfeln nur; die römische Weltgeschichtschreibung nahm von dem frommen Treiben der sozial geringen Nazarener oder Christusanhänger mit ihrem Winkeldasein zunächst keinen Vermerk. Zudem strömten aus dem Orient so viele neue Religionen und religiöse Vereine im imperium Romanum zusammen, daß man nicht jedes Wanderpredigers und Wundertäters achten konnte. Die tatsächlichen Spuren sind diese:

1. Tacitus, Ann. XV, 44, gelegentlich der Christenhetze durch Nero im Jahre 64, um den Verdacht von sich abzulenken, er habe Rom in Brand gesteckt. Der Welthistoriker schreibt von den Christen: „Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter Kaiser Tiberius durch den Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden.“ Pilatus verwaltete 26—36 sein Amt in Judäa.

2. Josephus, der Geschichtschreiber des jüdischen Volks im ersten christlichen Jahrhundert, schweigt; *Antiquitäten* XVIII, 33 ist ein christlicher Einschub. Ebenso schweigt Philo von Alexandrien, Jesu Zeitgenosse. Auch auf Josephus, *Ant.* XX, 9, mit der Erwähnung eines „Bruders Jesu, des sogenannten Christus“, ist nicht zu bauen. Josephus verschweigt die ihm wohlbekannte Sekte der Christen, weil er die Juden in den Augen der Griechen, vor allem der Römer empfehlen wollte und sie nicht belasten mochte mit den Messiashoffnungen der Juden und mit den mißliebigen Christen.

3. Die rabbinische Literatur hat über Jesus teils sich ausgesprochen, teils kennt die alte Synagoge Fluchgebete gegen die Christen, wie der Talmud haßerfüllte Zerrbilder der evangelischen Überliefer-

rung aufbewahrt. Doch niemals taucht als vernichtende jüdische Waffe die Frage auf: wo und wie hat denn Jesus Christus gelebt? Die Rabbiner wurden eisgrau und hatten zähes Gedächtnis — sie haben nie die Geschichtlichkeit Jesu angefochten! Genau liegt die Sache so: der Name Jesus kommt tatsächlich im Talmud vor; doch die Talmudquellen des ersten christlichen Jahrhunderts scheinen noch nicht Kenntnis von Jesus zu nehmen. Wenigstens ist nur selten von ihm die Rede und sie wissen wenig über ihn. Der Talmud wimmelt nämlich durchaus nicht, wie von antisemitischen Hetzern noch immer verbreitet wird, von Schmähungen gegen den Nazarener! Die Schriftgelehrten verhalten sich auffallend schweigsam über ihren leidenschaftlichen Gegner. „Nicht der Kampf gegen Jesus, der das Gesetz Moses zu erfüllen kam, hielt die Gesetzeslehrer des ersten Jahrhunderts in Atem, sondern der Kampf gegen die das Gesetz auflösenden Mänäer (von denen die Rede war); daher die Fülle der talmudischen Überlieferung über diese und der Mangel an solchen über Jesus und das entstehende Christentum, deren Gesetzestreue und Auferstehungsglaube sie ebenso wie die pharisäischen Schriftgelehrten zu den heftigsten Gegnern der Mänäer machen mußten, die Gesetz und Auferstehungsglauben verwarfen (vgl. Apostelgeschichte 23).“

4. Christliche Spuren über Jesus außerhalb des Neuen Testaments gibt es in den schriftlichen und mündlichen Berichten und Mitteilungen der ersten Jahrhunderte in Fülle. Wir besitzen sogenannte apokryphe Evangelien und Kindheitsevangelien Jesu, Apostelgeschichten, Briefe, Offenbarungen, Traktate, Kirchenordnungen, deren 27 Hauptdokumente Edgar Heimecke mit Fachgenossen 1904 übersichtlich veröffentlichte. Außerdem kennen wir nicht wenige Sprüche Jesu, die uns aus den Evangelien unbekannt blieben (Agrapha); die bedeutsamsten lauten:

Geben ist seliger als Nehmen (Apostelgeschichte 20, 35).

Wer den Geist seines Bruders betrübt, ist des schwersten Verbrechens schuldig.

Niemals sollt ihr fröhlich sein, außer wenn ihr euren Bruder in Liebe seht.

Nicht ruhen soll der Suchende, bis er finde; wenn er aber findet, wird er staunen, staunend wird er zur Herrschaft kommen, herrschend wird er Ruhe haben.

Die Guten habe ich mir ausgewählt; die Guten sind die, welche mir mein Vater im Himmel gab.

Worin ich euch finde (ergreife), darin werde ich euch richten.

Jesus sah einen arbeiten am Sabbat und sagte: Mensch, wenn

du weißt, was du tust, bist du selig; wenn du es aber nicht weißt, bist du verflucht und ein Übertreter des Gesetzes.

Wer nahe bei mir ist, ist nahe beim Vater; wer fern von mir ist, ist fern vom Reich.

Hast du deinen Bruder gesehen, so hast du deinen Gott (Herrn) gesehen.

Oftmals begehrten sie, eines dieser Worte zu hören, und hatten keinen, der es sagte.

Das Schwache wird durch das Starke gerettet werden.

5. Das Neue Testament, außer den Evangelien, steht und fällt für den geschichtlichen Jesus mit Paulus. Wir besitzen von dem „Heidenapostel“ als echte Gelegenheitsbriefe an die Gemeinden der Christen: den Galaterbrief, zwei Korintherbriefe, Römerbrief, dazu 1. Thessalonicherbrief, Philipper- und Kolosserbrief, das Briefblatt an Philemon. Nur wenige Jahre nach Jesu Tode wurde Paulus Christ — trotz Korinth. II, 5, 16 bleibt es unwahrscheinlich, daß Paulus und Jesus sich persönlich berührt haben. Doch der neugewonnene Missionar kam nach Jerusalem, fünfzehn Tage lang mit Petrus und Jakobus, Jesu Bruder, persönlich verkehrend. Damals mußte er eingetaucht werden in die lebendigen Erinnerungen der „Säulenapostel“, deren Seelen glühten von dem, was sie mit dem Meister erlebt hatten das unvergeßliche Jahr hindurch! Doch so steht es nicht in des Paulus Briefen — in dem himmlischen Christus lebt er, er stellt die Gleichung her zwischen dem himmlischen Adam und dem Menschensohn des Danielbuches, der nach rabbinischer Deutung der Messias sein werde, das Reich Israel aufrichtend. Von Jugend an stand Paulus der Glaube fest an den Himmelsmenschen, Gottes „Wort“ oder „Weisheit“. Der Messias war ihnen kein irdischer König aus Menschengestalt, vielmehr eines der himmlischen Wesen, mit denen der jüdische Engelglaube den Himmel bevölkerte. Damit war für Paulus das Christusbild bereits in seiner jüdischen Zeit geschlossen: es bedeutete seinen Messiasglauben. Als dieser Saulus Christ ward, übertrug er lediglich die Züge dieses rabbinischen Messiasbildes auf Jesus von Nazareth. Hätte Paulus mit Jesus verkehrt, so hätte er seinen Christus nicht mit der Welterschöpfung befaßt. Der Meister vom See Genesareth wurde für ihn nach seinem inneren Umschwung mit Übertragung aller Werturteile zum Messias (Christus) der jüdischen Offenbarung. Die jüdischen Prophetenschriften jener Tage zeichnen durchweg einen Christus, der vor seiner Erdenzeit im Himmel lebt, erhabener als selbst die Engel; Paulus übertrug diese Glorie auf Jesus, dessen

Bekenner er vordem eifernd in ihren Schlupfwinkeln aufspürte und in den Martertod trieb, wie er nunmehr in die Mission für den Messias Jesus eintrat. Er hatte bereits als Pharisäer an den himmlischen Menschen geglaubt — nun nannte er ihn den Christus (= Messias) Jesus.

Paulus ist ebenso schweigsam über Jesus, wie er beredt über den Christus ist. Sehen wir von diesen Glaubensausagen ab (Jesus ohne Sünde; Jesus, in Himmelsgestalt, ward ein Sklave in der Erdenerniedrigung; Jesus als Davidsproß) so weiß Paulus nur von Jesus: er war ein Jude, Jakobus war einer seiner Brüder, Jesus hatte Brüder und Schwägerinnen, er hatte zwölf oder elf Jünger; Jesusworte entscheiden strittige Gemeindefragen des Glaubens und der Sitte, Jesus starb gewaltsam am Kreuz. Das ist bedauerlich wenig — innewerhin darf daraufhin Paulus nicht für Jesu Nichtgeschichtlichkeit angerufen werden. (Die Notizen über Jesus in den übrigen neutestamentlichen Briefen verflüchtigen sich; die wenigen Hüge im Hebräerbrieff z. B. sind offensichtlich aus der durchgehenden Vergleichung von neuem und altem Bund in diesem Mahnschreiben für mattgläubige Christen gewonnen worden.)

6. Das Zeugnis der Evangelien für Jesus hängt an ihrem Wert oder Unwert als Quellen. Wie Heitmüller und ein Stimmenchor der Theologen einhellig bezeugen, wollen diese unliterarischen Aufzeichnungen der Urchristenheit, die unseren geschichtskritischen Sinn weder teilte noch kannte, den Glauben an Jesus, den Messias, den Sohn Gottes, wecken, fördern, stützen, verteidigen, indem sie Worte und Taten Jesu überliefern. Unsere Evangelien bilden also urchristliche Missionschriften für den jungen Glauben. Nicht die geschichtliche Wirklichkeit bestimmte und begrenzte die Verfasser; Auswahl, Anordnung und Formgebung der Evangelienstücke bestimmen weniger die Treue gegenüber dem Stoffe als der Glaube der Gemeinde und die Eigenart der Schreiber.

Das Johannesevangelium, unser jüngstes Evangelium (100 bis 150?) will das Christentum mit dem Judentum seiner Tage auseinandersetzen und die hellenistische Welt Kleinasiens dafür werben. Jesu Wunder sind ihm Zeichen, Reden wie Erzählungen sind die Lehrmittel eines gnostisch gebildeten Christen aus Platons Schule. Den Stoff behandelt er willkürlich. Jesus redet durchweg die Sprache des Verfassers, die wir aus seinem (ersten) Johannesbrief kennen — die Reden Jesu in den ersten drei Evangelien klingen durchaus anders. Nicht nur im Ton, auch im Thema. Das in seinem religiösen, auch religionsgeschichtlichen Wert überaus kost-

bare vierte Evangelium beschreibt den Christus des Glaubens als die über die Erde wandelnde allmächtige und allwissende Gottesmajestät; das Wort ward Fleisch und zeltete bei uns als das Licht und das Leben, als die ewige Weisheit. Für den geschichtlichen Jesus bietet es daher nur kärgliche Nusbeute.

Die ersten drei Evangelien, die ihr Christusbild wesentlich zusammen schauen, nennt man Synoptiker. Das älteste Evangelium, das nach Markus, etwa um 70 geschrieben, nährt sich wohl von persönlicher Beziehung zum Apostel Petrus; es atmet palästinischen Erdgeruch. Der naive Volkserzähler gibt keine Skizze eines Lebens Jesu, wie die Theologen lange glaubten, seine einzelnen und gruppenweisen Bilder entbehren des sie verknüpfenden Zusammenhanges. Jünger als Markus sind das jüdenchristlich abgestimmte Matthäus-Evangelium und das heidenchristlich weitherzige Lukas-Evangelium; jenes mit der durchgehenden Berufung der alttestamentlichen „Weisagungen“ auf die in Jesus gegebene „Erfüllung“, wie mit kunstreicher Aufreihung von Sprüchen, Wundern, Gleichnissen zu unchronologischen Gruppen, dieses mit der Genremalerei seiner Samariterfreundlichkeit des Menschensohnes, der das Eliasfeuer verschmäht, statt dessen barmherzig Öl und Wein in die Wunden gießt und den Vater der vergebenden Güte preist, der jedes heimkehrenden verirrtten Sohnes wartet. Matthäus und Lukas fanden die ihnen über Markus hinaus gemeinsamen Stücke in der Spruchquelle (Q) — das einzelne bei Harnack (Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament, 6 Hefte, 1906—1914); doch auch diese lose Sammlung von Sprüchen und Reden des Herrn spiegelt mehr das Christusbild der Gemeinde vor 70, als daß es letzte geschichtliche Gewißheit bringt. Das Sondergut bei Matthäus und das bei Lukas verharret bisher literarkritisch ungeklärt. Sicher ist, daß diese Einzelstoffe von Reden und Taten Jesu drei oder vier Jahrzehnte, wenn nicht noch länger, mündlich umliefen, jeder liebenden Sorglosigkeit der Verehrer preisgegeben, ehe sie — also doch wieder nur als das Christusbild der palästinischen Christenschaft um 50 bis 70 — aufgezeichnet wurden für die Evangelisierung der Juden und „Heiden“, also Nichtjuden.

7. Zu diesen in der Sache selbst liegenden Töten kommt noch ein Zwiefaches: die Parallelen des Evangelientextes zum Alten Testament, dessen Geschichten die ersten Christen wahllos auf ihren Christus übertrugen (D. Fr. Strauß deckte zuerst in seinem „Leben Jesu“ diese Nixthekreise auf), ehe sie eine eigene heilige Schriftenammlung besaßen; dann aber die Doppel des Lebens und der

Lehre des Christus mit der älteren indischen Schriftenreihe des Buddha. (Ich habe in meinem größeren Buch: Bibel und Sage, 1913, eingehend davon gehandelt.)

Hat Jesus gelebt?

8. Der trotz seiner astralen Phantasterei scharfängige N. Drews wies uns u. a. auf die seltsame Tatsache des wandelbaren Osterfestes hin, das sich — diesmal hat er recht — nach der Sonne richtet, und fragt: warum hat die Christenheit keinen sicheren Kalender für den Todestag Jesu? Als Geschichtsereignisse zur jüdischen Passahzeit dürften doch Tod und Auferstehung des Christus nicht mit dem Sonnenstand wandern! Der Gedankengang ist einleuchtend: wenn Jesus an einem bestimmten Tage vor der Stadt Jerusalem als angeblicher Gotteslästerer gekreuzigt worden ist und an einem bestimmten Tage nachher aus dem Felsengrab seines vornehmen Anhängers wieder lebendig auferstand in der verklärten Leiblichkeit; wenn am vierzigsten Tage nach dieser Auferstehung die Pfingstversammlung in Jerusalem vor sich ging, bei der der heilige Geist sich sichtbar wie Feuerzungen auf die Gläubigen von oben herabsenkte, um sie vielstimmig zu enthusiasmieren: dann dürfen Ostern und Pfingsten unmöglich bewegliche Feste der christlichen Kirche sein! Dann müssen sich die bestimmten Kalendertage für diese weltgeschichtlichen „Ereignisse“ angeben oder ermitteln lassen.

Nun sind die kirchlichen Feste erst viel später eingerichtet worden; das gilt vor allem vom Weihnachtsfest, von dem die ältesten Christen so wenig wußten wie von der wunderbaren Geburt ihres Stifters aus der Jungfrau Maria. Beim Weihnachtsfest ist nachweislich die Ausbildung der Legende Hand in Hand gegangen mit der Entstehung des aus dieser Mythe vom Jungfrausohn erwachsenden kirchlichen Festes, dessen enge Beziehung zum Naturprozeß der Winter Sonnenwende unverkennbar ist. Aber der Sterbetag Jesu und seine Auferstehung sind von Anfang an, wie der geheimnisvolle Pfingsttag, unvergleichlich wichtige Daten für die Christenheit gewesen. Wie ist es zugegangen, daß die Anhänger des Nazareners diese bestimmten Tage vergessen konnten oder sie nicht beachteten? Haben sie aber den Todestag und den Auferstehungstag ihres Meisters in Trauer und in Freude im Anschluß an die Geschehnisse begangen, so konnte irgendein Zweifel darüber, welche Tage des Jahres zu feiern seien, unmöglich aufkommen! Nun steht es so, daß der Todestag Jesu nicht einmal innerhalb der Evangelien einwandfrei zu ermitteln ist. Das vierte Evangelium bringt eine Darstellung, die von den übrigen Evangelien auch hierin unverföhlich abweicht.

Der jüdische Kalender zeigt wandernde Feste. Doch warum hat der Apostel Paulus seinen griechischen und römischen Christen nicht einen festen Wochen- und Monatsstag angegeben für Karfreitag und Ostern? —

9. In den Evangelien finden sich, worauf die Theologen Schmiedel und Heitmüller aufmerksam machen, eine Anzahl Stellen, die mit dem Glauben der Urgemeinde unvereinbar sind und die jene Christen demnach in ihre Evangelien aufnahmen, weil sie dieses spröde Überlieferungsgut nicht abzulehnen oder umzuwerten wagten. Solche Stoffe können kaum literarische Niederschläge der Erlebnisse der Christengemeinden selber sein, die derlei in eine Persönlichkeit, Jesus, verdichteten! Zu dieser seelischen Bezeugung des geschichtlichen Jesus zählen Mark. 10, 17—18 mit Matth. 19, 16 ff.: Jesus lehnt die Anrede des Jünglings: Guter Meister ab, niemand sei gut als einer, Gott — das jüngere Evangelium dunkelte das der Gemeinde ärgerliche Wort ab: „Du fragst nach dem Guten?“ Jesu Schwäche in Gethsemane, Mark. 14, 32—42, wird von Lukas abgemildert, Johannes läßt sie fort. Die Feigheit des verleugnenden Petrus in der Prozeßnacht Jesu widersprach der Gemeindestellung des Felsenmannes; Mark. 14, 50: der Jünger flucht, wird von Lukas und Johannes unterdrückt. Die breitmalende Idylle vom heimkehrenden Verirrten (Luk. 15) widerspricht dem Gemeindegodma vom Sühnetod des Erlösers, man denke an Paulus im Römerbrief! Diese wichtige innerliche Bekundung des geschichtlichen Jesus könnte fortgesetzt werden. Die Erdichtung des Jesus wäre der erste und einzige Vorgang in der gesamten Geistesgeschichte, daß die gemiale Persönlichkeit nicht zuerst, als unverstandenes Geheimnis, in die Welt eintritt und alsdann mählich von der Sage unwirksam wird, sondern dafür, daß die dichtende Volksfage selber sich ihren Helden freihändig schafft. Der vielberufene ungeschichtliche Tell Schillers ist nicht beweiskräftig, da dieser Schweizbefreier wie die Nationaldichtung der Schweiz keine wesentlich persönlichen Züge tragen, über eine sittlich begründete Volkserhebung gegen die Tyrannen hinaus. Wie könnte übrigens der unverkennbare palästinische Grundton der Evangelien sich als hellenistische Entwicklung (Antiochien, Ephesus, Korinth, Rom) erklären lassen ohne den jüdischen Rabbi?

10. Für die einzelnen Fragen der evangelischen Überlieferung über Jesus: die wunderbaren Geburtsgeschichten — nur in den beiden jüngeren Synoptikern, weder bei Markus noch im vierten Evangelium, keine Paulusspur in den Briefen! —, Schauplatz und Dauer von Jesu Wirksamkeit, Chronologie des Lebens Jesu, seine Wun-

der, sein Selbstbewußtsein und die messianische Würde u. a. verweise ich auf mein Buch: *Bibel und Sage*, sowie auf Heitmüllers Schrift (ähnlich Bouisset, Paul Wernle, Joh. Weiß, H. Weinel, Loofs) und die beiden auch ästhetisch reizenden Arbeiten von Herm. von Soden: *Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu*, dazu: *Archaische Literaturgeschichte* (1904 und 1905).

Den geschichtlichen Jesus von Nazareth, dessen Lebensgeschichte wir mit den Mitteln unserer Evangelien nicht ausbauen können, hat die kritische Wissenschaft ebensowenig beseitigt wie die Baconmythe den elisabethinischen Shakespeare. Doch wie ist es? Wir leben künstlerisch aus Shakespeares *z w e i t e m*, zeitlosen Leben, nicht aus seinem ersten naturhaften Geschichtsdasein. So speisen wir uns auch religiös nicht eigentlich aus dem ersten, dem Erdenleben Jesu, das uns so lückenhaft und geschichtlich belastet überkommen ist; wir schöpfen aus dem erhöhten Leben des Christus, wie Paulus und Johannes taten — und immer alle Christen es übten. Oder wie? Schafft sich nicht jede Zeit ihren eigenen Christus als den von aller Geschichte freien persönlichen Ausdruck ihres eigenen religiös-sittlichen Ideals? Das Leben Jesu, so erschien es schon dem geistreichen Heidelberger Theologen Adolf Hausrath (vgl. mein Büchlein über den Mann und sein Werk, 1912), ist ein Ausschnitt aus der altorientalischen Geschichte, die nicht verständlicher wird, wenn man palästinischen Gottesmännern unsere Reflexionen unterlegt. War das unmittelbare Wissen ihres Gefühls die Offenbarung aus einer andern Welt, so sind unsere Erkenntnisse Erzeugnis der Beobachtung und ihr Widerspiel, das wir ständig abwägen und berichtigen. Wer in den Katafomben, wie manche gleich mir, den Christus sah mit dem ernstesten, geisterhaft drohenden Blicke des Weltrichters oder in S. Marco zu Florenz den lieblichen Christus des Fiesole mit den kindlich-reinen Zügen, das raffaelische Jesuskind auf den Armen der Sirtina in Dresden mit den weltkundenden Augen und den bleichen jüdischen Lehrer auf Tizians Zinsgroschen-Bild, bis zu Thorwaldsen und zu Gebhardt und Uhde, Klinger und Corinth, Wereschtschagin, Eilien und Fahrenkrog, der weiß, daß jedes Jahrhundert ein ander Christusbild sein eigen nannte. Und ist das nur in der Kunstgalerie der Zeiten also? War nicht Jesus Christus nacheinander, wenn wir die Kirchen und ihre Dogmen, die Geschichte und ihre Kulturen befragen, der jüdische Messias und der griechische Logos, der wesensgleiche oder wesensähnliche Sohn Gottes, der germanische Herzog und Heliand, der mystische Bräutigam der Seele, der Richter zur Erforschung des korrekten Glaubens?! Und unsere Tage brachten

eine philosophierende Christologie, der Christus nur im Bewußtsein Gottes vorgeschichtlich lebt, wiederum den Mythos des Lebens Jesu, den rein historischen Jesus der Geschichte, den sozialistischen, ja kommunistischen Proletarieranwalt, den waffenlosen Edelanarchisten, den gottmüthigen Narren! Wir stellen fest: immer sind Wahrheit und Dichtung, Dichtung und Wahrheit gemeinsam am Werk — immer bleibt es erhebend und denkwürdig, wie sie alle, alle sich auf diesen Christus berufen und ihn für sich beanspruchen, jede Gruppe für sich allein: der römische Hierarch und der protestantische Orthodoge, der neuchristliche Religionsphilosoph und der sektenhafte Pietist, der Theosoph und der Vegetarianer, der Künstler und der Politiker, der schwärmende Idealist im Reich der Träume und der festknöchige Realist in der runden Wirklichkeit. Die Menschheit lebt also nicht wesentlich von dem geschichtlichen Jesus oder dem Christus der Kirchen, sondern von einem ungeschichtlichen, übergeschichtlichen Christus, wie er der Sehnsucht der Besten als das Idealbild jeder Zeit entsteigt und segnend seine Arme breitet: Kommt her zu mir, ich will euch erquickern. Stetig wiederholter Geburtsschmerz gehört zum Wesen geistigen Fortschritts. Sogenannte objektive Geschichte ist so unmöglich wie vorurteilslose Wissenschaft des Geistes. Gerade die höchsten Berge sind es, auf denen die Wolken und Nebel sich am dichtesten niederlassen; ihre Umrisse bleiben verschleiert, bis die Sonne majestätisch für kurze Spanne sich enthüllt — doch sie stehen fest.

Wir brauchen den Christus als Menschheitsideal, das durch unsere große und kleine Geschichte mit uns wandert, vor dem wir in guten Stunden stillestehen und entscheidend sprechen: alles ist unser, wir sind dein, du bist Gottes, in Gott leben und weben und sind wir . . .

3. Der hellenistische Täufer Johannes.

Johannes, der Täufer, trat in den offenen Kampf gegen den verderbten Pharisäismus wie gegen den entarteten Sadduzäismus. In seinem Wesen und Gericht allüberall war firnelicht: jüdisch-griechischer Geist!

1. Mehr als acht Jahrhunderte waren seit dem Wirken des Propheten Elia vergangen, dessen gewaltige Persönlichkeit, von der Sage umrankt, in Israel zum Vorbild prophetischer Wirksamkeit überhaupt wurde. Im Feuergeplaus, so fabelte man im Volk, sei er zum Himmel entrückt; aber dies das letzte Wort des letzten Propheten: „Siehe, ich will euch senden den Elia, ehe denn da komme der große und erschreckliche Tag des Herrn; daß er erquickte das Herz

der Kinder an den Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Banne schlage!“

Dieser wiedergekehrte Elias, aus oder bei dem alten Patriarchenstädtchen Hebron gebürtig, hieß J o h a n n e s, d. h. Jahve hat begnadet. Seine Kindheit und Jugend ist ebenso wie die Frühzeit des von ihm angekündigten Messias Jesus von den Evangelisten und der späteren Überlieferung ins Wunderbare verklärt. Desto schärfer umrissen hebt sich die Mannesgestalt von dem unsicheren Hintergrunde ab. Mit Wort und Tat, mit der Flammenrede eines unbeugsamen Bußpredigers, mit der Taufe der Reuigen im Jordan tritt er im Bewußtsein seiner Sendung vor Israel, etwa im Jahre 779 der Stadt Rom. Nahe gekommen sei, so rief er mit bebenden Lippen, das Reich der H i m m e l, das ist das vom Volk seit alters erhoffte messianische Reich, als dessen Herold er sich wußte. So ist beides in ihm verkörpert: Gewißheit und Erwartung; das macht diese Gestalt so klar und rätselhaft zugleich, so tatkräftig und unschlüssig.

Er dringt, eine eherne Prophetenatur, auf neue, bessere Gesinnung und deren Betätigung: der unfruchtbare Baum, der nur hindert, wird preisgegeben, die Spreu hat kein Daseinsrecht. Sein Messias, wie er ihn im Geist schaut, ist der Starke, den Gottes Allmacht umkleidet, der unbegrenzte Regent, vor dem jeder Widerspruch verstummt. Als der Worsler tritt er auf die Tenne mit der Schaufel, Gericht und Güte sind in seiner Hand; er hat Geist für die Gerechten und Feuer für die Gottlosen. Daher ist der Unterschied zwischen dem Täufer und dem Messias wesentlich: sie teilen sich nicht in die Arbeit; der Täufer kann dem Verheißenen keinen Dienst mehr leisten, wenn er kommt, nicht einmal den Sklavendienst, ihm die Sandalen aufzuknüpfen und nachzutragen; der Herr wird den Diener ersetzen und entbehrlich machen.

Scharf und unerbittlich ist der Gegensatz des Täufers zur Synagoge. Die frommste und eifrigste Richtung im Volk, die der Schriftgelehrten und Pharisäer, ist Johannes die böseartigste; sie empfangen seinen schroffsten Tadel und die Benennung: „Ihr Otterngezücht.“ Die Angegriffenen erwiderten mit wildem Haß.

Die Predigt des Täufers ist von erlösender Schlichtheit. Der Zöllner soll nicht sein verdächtiges Gewerbe aufgeben und sich aus seinen Beziehungen zum heidnischen Machthaber lösen, aber er soll als Zollbeamter gewissenhaft sein. Der Söldner soll sich der Gewalttat enthalten; Soldat darf er bleiben. Unter freiem Himmel lagert die Menge, sie bedarf der Decken; der eine bringt einen ganzen Vorrat mit, der Nachbar hat nichts — „wer zwei Röcke hat, gebe dem ab,

der keinen hat, und wer Speise hat, tue auch also“. Mit Seelenkenntnis fordert Johannes nicht mehr Opfer, gehäufte Gebete, eine umfanglichere Theologie von seinen Hörern, als sie bereits haben, sondern, wie manche vor ihm, nichts als die sittliche Gesundung der Lebensverhältnisse. Er ist der Meinung (die die Kirche sich golden hätte einrahmen sollen), daß ein Kultus, der die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch übersieht oder verdirbt, den Tod im Leibe hat und den Untergang verdient! So ist das ganze Dasein dieses seltsamen Mannes ein durchdringender Protest. Er geht nicht in den Tempelvorhof zu den Priestern, obwohl er eines Priesters Sohn ist, auch nicht in die Synagoge zum Rabbi, — rein, in die Wüste hinaus muß das Volk zu ihm pilgern; so enturzelt er sie aus ihrem bisherigen Boden, auch dem Boden ihres religiösen Denkens und Tuns. Dabei hatte es mit diesem Strömen der Massen in die Wüste Juda (westlich vom Toten Meer) noch eine besondere Verwandtnis. Es war eine weitverbreitete Legende, zur Zeit des Nebukadnezar sei die Lade des Bundes von Jeremia gerettet und in der Wüste verborgen worden; das Heiligtum werde sich jedoch wiedersinden zur messianischen Zeit. Von hier aus fällt Licht auf Stellen wie Matthäi 24, 26 (nach Hosea 2, 16, 14): „In der Wüste soll das Heil erblühen!“ Daher die aufgeregte, wiederholte Frage an Johannes: „Bist du Elia, bist du der Prophet? Bekanntlich deuteten die Juden noch eins der letzten Kreuzesworte Jesu auf den wiederkommenden Elia; alle Offenbarungen dieser Jahrzehnte: die „Aufsahrt Mose“, das vierte Buch Esra, das Buch der Jubiläen, das Buch Henoch sowie alle Talmude und Targume (aramäisch) sind voll davon.

Johannes verzichtet auf Weichlichkeit und Bequemlichkeit; das Kamelfell und ein Lederriemen bilden seine Bekleidung. Er fastet, d. h. er lebt von den Wüstenerzeugnissen. Er ist ein Einsiedler, ein Asket. Die ganze Zone der natürlichen Süchte soll schweigen gegenüber dem messianischen Reichsgedanken. Seine Enthalttsamkeit ist zugleich Ausdruck des Schmerzes, der Unfähigkeit zu naiver Lust; auch er wird sich an den irdischen Gütern wieder freuen können, wenn erst das Reich gekommen ist. Dabei sind die Heuschrecken und der wilde Honig nur ein kräftiger Pinselstrich zum Gemälde: er ist, was er vorfindet. Das zweite Jahrhundert fand die Heuschrecken unerlaubt und verbesserte kläglich: Milch und Honig habe er genossen. Eine judenchristliche Lesart sagt: Kuchen und Honig . . .

2. Die Taufe des Johannes bedeutete für jeden Täufling eine Tat. Die kirchliche Sakramentslehre von der christlichen Taufe hat je und je diese Johannestaufe zu ihren Gunsten zu verkleinern und

zu entleeren gesucht. Die Frömmigkeit Israels forderte nach jeder levitischen Verunreinigung das Vollbad, jede Gruppe überbot die andere durch die Stückzahl dieser Taufen: neben dem gewöhnlichen Israeliten stand der Pharisäer, der sich häufig „badete“, neben ihm das Glied der essenischen Tagestäufer; auch die Proselytentaufe der Freunde Israels aus den „Heiden“ zählt dazu. Alles bis auf das Hausgerät hinab „taufte“ man in Israel durch religiöse Besprengung oder durch Untertauchen. Diesen unzähligen, immer neu vorzunehmenden Taufen stellt Johannes seine einmalige Taufe gegenüber: der der Jordanslut Entsteigende wußte sich dessen entledigt, was er als sittlich belastend, ihn verunreinigend erkannt hatte. Die Taufgemeinde des Johannes umfaßte alle Volksschichten, sie bildete den Übergang vom nationalen Israel zum Weltchristentum. Abri-gens hat sich diese Täufergemeinde mit dem Tode des Meisters nicht aufgelöst; sie lebte z. B. in der griechischen Diaspora in Ephesus fort, wie Apostelgeschichte 19, 3 zeigt; Paulus trifft eine Johannes-gemeinde, die noch nichts von Jesus gehört hat, ähnlich der spätere Paulusfreund Apollos aus Alexandria.

3. Das Ereignis im Leben des Täufers bildet die Höhestunde am Jordan, wo er den taufte, in dem er den seinem Volk verheißenen Messias sah. Das Hebräerevangelium bringt ein Gespräch zwischen Jesus und seiner Familie vor der Taufe: auf die Aufforderung, auch zum Jordan zu gehen, antwortet Jesus, er habe bisher keine Sünden getan — es müßte denn die Beteuerung seiner Unschuld schon eine Sünde sein . . . Das Symbol des neuen Geistes, dessen Träger der Nazarener ist, ist die Taube, so viel läßt der nicht unberührt gebliebene biblische Bericht noch erkennen; es wird keine zerstörende Kraft von dem Messias ausgehen, wie Feuer, Sturm und Erdbeben (vgl. Elia am Horeb, 1. Kön. 19), sein Geist ist ohne falsch wie eine Taube, unschuldig, bereit zum Dulden wie eine Taube. Er wird nicht zum Kriegshelden geweiht, wie Johannes geglaubt und gepredigt, sondern zum Friedensfürsten. Die Taube in der Taufgeschichte entspricht der Taube in der alten Flutgeschichte Noahs (1. Mose 8): sie tragen beide das Ölblatt des Friedens.

Der letzte Akt des Täuferlebens spielt als Tragödie in Machärus, östlich vom Toten Meer, im Süden. Der alte Herodes hatte dort seine Baulust walten lassen; halb Palast, halb Burg, bot die feste einen bequemen Zufluchtsort, wenn jüdischer Eifer dem Vasallen Roms die Tore verschloß. Hier finden wir den seltenen Hofprediger als Gefangenen wieder; seine unerbittliche Wahrheitsliebe dem buhlerischen Vierfürsten und seiner Gattin gegenüber hat ihn so hart ge-

bettet. Weiberränke kamen den politischen Erwägungen, die sich an diesen ungeschmeidigen, wenig salonsfähigen Hofkaplan knüpften, zu Hilfe; so fiel sein Haupt bei der Feier eines Geburtstages des Vierfürsten. Den letzten Sonnenstrahl in des Täuflers Seele kurz vor seinem Tode senkte Jesu Antwort auf des Freundes Botschaft an ihn: „Bist du der Kommende, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Der Nazarener trat unter das Volk als das Gegenteil des Messiasideals des Johannes, das schuf diese Frage des Zweifels, die nagend durch sein Wirken schleicht. Seine persönliche Lage verschärfte sie. Keinen Augenblick seines Lebens sicher, sah er seine Lebensarbeit versinken; der Größere hatte den Großen zerbrochen, die Liebe triumphierte über das Gesetz, paulinisch gesprochen: die Gerechtigkeit vor Gott aus dem Glauben über die Gerechtigkeit aus dem Werk. Der Täufer hat sich müde gerungen an dem Problem seiner Tage, er ist matt zum Sterben. Über ein Abendrot säumt seinen Blickkreis . . . Ein Mann, der ein wogendes Volk beherrscht wie der Täufer; der sich durch seine Mannhaftigkeit den Weg zu Glanz und Ehre verbaut; der nicht einen Fußbreit weicht und keinem Sirenengejang nachgibt; der der Herodias alle Schande sagt und diese Bestie in ihrem eigenen Palast zu entwaffnen weiß; der dem Herodes gegenüber als Gefangener im Kerkerhof seine Höhe wahrt und den Schwächling dem Ruhm des Marktes überläßt; der als ein Mann durchs widerwärtige Leben und als ein Mann in den bitteren Tod geht: das ist ein Held! Selbst Josephus verneigt sich vor seiner Größe.

4. Und der Zusammenstoß? Die harte Forderung der Gerechtigkeit vor Gott, wie sie im Gegensatz zu der rabbinischen Sticlust die reine Luft der mosaisch-prophetischen Linie für jeden Israeliten war oder hätte sein sollen, ist des Täuflers „Schibboleth“. Und nun dringt, undeutlich und immer deutlicher, die Kunde von der Predigt des Nazareners an sein Ohr. Wohl kannte er jene Prophetenworte, die zur Barmherzigkeit riefen (Jesaja 58, 7 ff. u. v. a.); doch der Nazarener wollte und übete die Feindesliebe! Hatte nicht Gottes Gebot gefordert: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule“ (2. Mose 21)? Wie einen sich Gottes Gesetz und die verzeihende Güte? Aus dieser Doppelheit erwächst dem Täufer der schwere seelische Anstoß, der deshalb tragisch ist, weil nicht ein beliebiger Rabbi das unerhört Neue vortrug — Johannes hätte ihn gerichtet, ohne den Stein sinken zu lassen —, sondern sein Messias, dessen Wegbereiter er war!

Die Antwort, welche Jesus dem Täufer sendet, gilt geistig-sym-

bolisch: erstorbene sittliche Kräfte wecke ich zu neuem Leben, zu rechtem Ausmerken, zu klarem Sehen usw. Dreimal hat Jesus bedeutungsvoll sich mit dem Freunde und Vorläufer verbrüderet: was sie denn am Jordan gewollt hätten? Schwankendes Schilfrohr sehen, vom Winde bewegt? Weiche Gewandung und üppige Lebensart? Sie wissen es selber nicht. So preist ihn Jesus als den Größten unter den Propheten, die bisher in Israel erstanden sind, ja der mehr war denn ein Prophet! Ein andermal nimmt er die Taufwirksamkeit des Johannes, als durch sich selber beglaubigt, in Schutz (Matth. 21, 24 ff.); ein drittes Mal schildert er seine Zeitgenossen launische Kinder, die auf dem Markte des Lebens Hochzeit und Begräbnis spielen: sie pfeifen den Hochzeitsreigen, die anderen tanzen nicht dazu; sie stimmen, plötzlich umwechselnd, die Totenklage an — die Genossen wollen sich nicht auf Arme und Brust schlagen und heulend einjallen. Der ernste Täufer sollte tanzen; Jesus, der erschlossen lächelnd unter sie trat, der „aß und trank“, war ihnen nicht ernst, steif, feierlich genug! Beide lassen sie ihre Launen spüren, die wie Aprilwetter umspringen. So wird die Weltgeschichte in ihren Höhepunkten verpaßt, verscherzt. Joh. 5, 33, 36 zieht die Summe: „Johannes hat für die Wahrheit gezeugt. Er war das brennende, scheinende Licht; ihr aber wolltet euch für den Augenblick vergnügen in seinem Scheine.“

Johannes' Auftrag ist vollendet; er scheidet in Frieden, den letzten Gruß des Meisters in der Seele bewegend: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“ Des Täufers Tod hat Jesus tief bewegt, wie wir wissen; Markus-Evangelium 6, 14 ff., 30 ff. Jesus sendet ihm kein Messiasbekenntnis; Geist soll auf Geist wirken. Keine Formel darf sich eindrängen.

4. Jesus, der Menschensohn.

1. Die Landschaft Galiläa (Galil), der Jesus entstammte, vordem Sitz des Stammes Naphtali, hatte seit der assyrischen Eroberung ihren israelitischen Charakter — so liest Ed. Meyer die dürftigen Urkunden — eingebüßt, die Bewohner wurden mit den phönizischen und aramäischen Nachbarn verschmolzen. Dann begann, etwa seit dem Ende des Perserreichs, die Ausbreitung der Juden über die engen Grenzen Judäas; Juden siedelten sich wie in Philistäa und dem Ostjordanlande (Gilead), so auch in Galiläa an, nicht ohne politische und soziale Reibungen mit den griechischen und den stark hellenisierten Städten. Diese jüdischen Gemeinden, die dem Ansturm der hellenisierten Umgebung in der Religionsverfolgung unter An-

nochos Epiphanes nicht widerstanden, wurden durch Simon aus Galiläa nach Judäa überführt. Doch mit dem Ausgang des zweiten Jahrhunderts, als die Hasmonäer seit dem endgültigen Niedergang des Selenkidenreiches erfolgreich waren, konnte die Judaisierung dieser Gebiete neu angefaßt werden. Gabinus errichtete 57 bei seiner Auflösung des einheitlichen jüdischen Gebietes diese Landschaften als jüdische Sprengel unter eigener Kirchenhoheit (Synedrien). Nordgaliläa freilich, mit der alten Bergfeste Kadesch, verblieb den Tyriern, daher die stete Fehde mit der jüdischen Umgebung; im Süden war diese durch die Samaritaner vom Stammlande getrennt. (Das führte leicht bei den Pilgerzügen nach Jerusalem zu Zusammenstößen.) Es gab selbstverständlich auch Fremde im Lande; als Herodes Antipas am See Genezareth in der Nähe der warmen Quellen von Chammat = Amnathus sich eine neue Hauptstadt Tiberias gründete, waren unter den Ansiedlern, die er von überallher dorthin vereinte, auch Nichtjuden. Galiläa hatte manchen Sturm erlebt — in den Kriegen des Herodes und in dem Aufstand nach seinem Tode —; das Land war dichtbesiedelt, die Bewohner waren waffengeübt. In Jerusalem blickte man auf das Kolonialgebiet und seine geistig schlichten Menschen herablassend geringschätzig — der „echte Israelit“ fragte mit lossem Spott: Was kam aus Nazareth Gutes kommen? — Kam etwa aus Galiläa der Messias kommen?! Die Galiläer waren Gesetzeseseiferer. Die Pharisäerschule herrschte vor, mit deren Leitung in Jerusalem Verbindung bestand; auch die Beamtschaft des Herodes hielt zu den Pharisäern. Judas, der Selotenhäuptling, der den Aufstand gegen Quirinius erregte, war Galiläer, seine Nachkommen behaupteten sich dort; auch unter Jesu ersten Anhängern gab es den Seloten Simon. Im Kriege wider Rom kämpften die Galiläer mit Selbstopfer.

Jesu Geburtsort Nazareth ist nicht verdächtig, obschon die nichtchristlichen Quellen (Altes Testament, Josephus, Talmud) ihn nicht kennen — das klare Zeugnis des Markus-Evangeliums genügt. Im Berglande, vier Meilen westlich vom See Genezareth, wuchs Jesus auf, zusammen mit vier Brüdern und mindestens drei Schwestern (ihre Altersverhältnisse kennen wir nicht), als Handwerker im Hause seiner wohl früh verwitweten Mutter Maria.

2. Jesus von Nazareth trug nicht weiche wallende Locken, er war kein Mondscheinmann. Das Himmelreich, so schien ihm, wird mit Gewalt genommen, die gewaltig Ringenden reißen es an sich. Er kam, so hat er sich geäußert, um einen Feuerbrand auf die Erde zu schleudern — daß es doch schon brennte! Nicht den Frieden

bringe er, sondern das Schwert, den Zwiespalt unter die Hausgenossen und die Völker. Doch wenn sie ihm geschwätzig erzählten, der römische Landpfleger Pilatus habe das Blut opfernder Galiläer im Tempel zu Jerusalem mit ihrem Opferblute gewaltsam vermischt, da nutzte er den erregenden öffentlichen Vorfall aus der ungeschriebenen Tageszeitung der Hauptstadt zu einer religiösen Mahnung. Was hilft der Gewinn der ganzen Welt, wenn der Mensch an seiner Seele sich beschädigt, wie will er diese wieder lösen? Der Helden Sinn im Guten, das war seine Sache, alle Erdensucht ward ihm zur Himmelssehnsucht. Revolution als Umschwung in den Seelen, als Umwälzung der Verhältnisse durch umgestaltete Menschen — also von innen nach außen! Das Messiaslied, das seinen jüdischen Zeitgenossen durch die Herzen stürmte, stimmte er um eine Oktave höher, als es im Volke tönte. Als Bevollmächtigter der göttlichen Barmherzigkeit wurde er der Anwalt des „Proletariats“. Und doch hat Jesus den von ihm nach frühreifen irrtümlich abgesehenen Feigenbaum verflucht als naturhaftes Abbild des unfruchtbaren Volks, unter dem er wirkte, und er sah voraus, daß das Schicksal Israels keinen Stein des Tempels auf dem andern lassen werde. Seine Gegner erholten sich nicht wieder von den tödlichen Streichen seines vernichtenden Spottes; das Heiligtum stürmend, kippte er im Vorhofe des Tempels rücksichtslos den Wechslern ihre Geldstücke um. Die Kinder herzte er, aber die Augen konnte er rollen und um sich schlagen wie nur je ein lodrender jüdischer Prophet. (Man lese die Kapitel 21 und 23 im Matthäus-Evangelium!) Er war ein guter „Patriot“; allein der Sturz der Römerherrschaft war ebenso sicher nicht die Freiheit, die er minnete, und auf dem Jahrmarkte der Politiker hatte er wenig zu suchen. Ihn beschäftigte desto angelegentlicher jener entschlossene Kaufmann, der an das Kronstück von einer Perle seine gesamte Ersparnis wagte, um sie in seinen Besitz zu bringen, denn alles Vergängliche ward ihm zum Gleichnis. Nur einmal hat Jesus nach den Spuren in den Evangelien etwas geschrieben (er hat uns keinerlei „gesammelte Werke“ hinterlassen), das hat er in den Sand gefritzelt: als man jene Ehebrecherin verklagend vor ihn schleppte (Johannes 8). Doch das Gemüt eines Dichters tut sich vor uns auf, wenn wir das Lied aus seinem Munde überliefert erhalten:

Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde,
 daß du dieses verborgen hast den Gelehrten und Gebildeten
 und hast es den Naturkindern enthüllt.
 Vater, Dank, daß es so von dir beschlossen war.

Alles ward mir übergeben von meinem Vater.
Nur der Vater hat volles Verständnis für den Sohn
und nur der Sohn für den Vater,
und die Eingeweihten des Sohnes.

Herbei zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid,
ich will euch erquicken.

Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir.

Denn ich bin milde und im Grunde meines Herzens demütig
[[mutig zum Dienen);

so werdet ihr Seelenruhe finden —

denn mein Jügel ist leicht und meine Last gering.

3. Das Christentum als Gesinnung nach Jesus Christus ist Mitleiden und Keuschheit, Liebe zu Gott und Bruderliebe, Menschenliebe (bis zur Feindesliebe) gegen alle Mitmenschen. Das „Evangelium“ ist die Frohbotschaft, wie das griechische Grundwort besagt, die als gottgeborgene Menschenfreundlichkeit und als Selbstaufopferung in einer argen Welt aufstrahlt, die am Vergehen ist. Schon hebt die letzte Stunde zum Schlage aus, der Richter steht vor der Tür, oder in einem anderen Bilde: der Bräutigam ist bereits unterwegs zur Einholung der Braut zum hochzeitlichen Mahle und zur Liebesfeier. Das reine Herz ist das Auge für Gott. Die Friedensstifter heißen Gottes Söhne, die Sanftmütigen erben das Erbreich, die Armen sind die Reichen. Den Weinenden trocknet der Vater die Tränen. Den Reuigen schließt er in verzeihender Güte in die Arme mit der einzigen Erwartung, daß er seinerseits dem irrenden Bruder auch unbegrenzt verzeihe und seinen eigenen geringeren Schuldner nicht wüрге, sich vielmehr des festlichen Schmuckes (Familienring, Salböl, Feierkleid) wert erweise und seinen Platz beim Freudenmahl im Vaterhause nicht mutwillig verwerfe. Die Jünger dieses Meisters wollen nicht über ihrem Vorbilde stehen; wie der Heiland ergreifen sie das Kreuz und treten damit in gefasstem Ernst auf den Todesweg. Sie werden verfolgt als Bürger eines Reiches jenseits der Berge und der Wolken. Wenn sie um der Wahrheit willen, deren Stimme sie gehört haben, leiden müssen, so freuen sie sich, weil ihre Namen im Himmel eingeschrieben sind und weil die Bewährung nur eine kleine Zeit einnimmt. Sie sind aus dem Tode ins Leben hinübergeschritten; hinfort ist der Tod kein Gegenstand ihrer Furcht, Liebe verzehrt jede Pein. Die weltlichen Herren und die Gewalthaber der Erdenreiche suchen einander zu unterjochen; der Jünger des Nazareners begehrt nur die Ehre des Dienstes. Der Bruder

wäscht dem Bruder die Füße und trägt in freiwilliger Entfagung den Schurz des Hausflaven, zu dem der Meister das Vorbild gab. Der barmherzige Samariter verbindet dem Hilfslosen seine Wunden und sorgt sich um sein Wohl, ohne nach Dank zu fragen und ohne nach der Würdigkeit und der Weltanschauung des zerschlagenen Menschenbruders eifernd zu forschen. Das sind unzweifelhaft echte Tügel des Christus der Gemeinde.

4. Der Staat ist Zwang, Wille zur Macht auf dem Wege der überlegenen Waffen. Ein Staat, auf Bruderliebe gegründet, wäre der Anfang vom Ende, wäre überhaupt schon das Ende. Der Christ ist gehalten, dem Mitmenschen, der seinen Rock begehrt, den Mantel dazu zu geben und dem, der ihn auf die Wange schlägt, die andere Wange zum zweiten Schlage hinzuhalten. Will sich jedoch der Staat durchsetzen, so wird man den, der uns auf die Backe schlägt, wieder schlagen, und zwar doppelt. Die Seligpreisung des Staates lautet: er wird dich in die Ferse stechen und du wirst ihm den Kopf zertreten! Der Staat richtet sich nicht auf das nahe Weltende ein, vielmehr auf einen Frieden von möglichst langer Dauer aus dem Uderlaß seiner Feinde. Auch wenn man dies Evangelium den Völkerbund benennt. Im Katechismus der Staaten findet sich kein Hauptartikel von der freien Güte der Menschen; er bewegt sich vom Schulzwang zu allen anderen Zwangsmitteln auf der Bahn des Gesetzes. Ein sogenannter „christlicher Staat“, von dem hochgestimmte Schwärmer je und dann geträumt haben, ward noch nie gesehen und bleibt einstweilen Zukunftsmusik. Der Staat ist immer, wo er uns bisher in der Geschichte entgegentrat, der durchgebildete Kampf ums Dasein (und ums Sosein) gewesen. Friedrich Naumann nannte ihn einmal den Panzer, der aus dem Körper der Schildkröte herauswächst, und das Gebiß, das ein Volkstum sich schafft. Man kann ihn auch das Horn nennen für die im Körper des Stiers strömende Kraft, die als einzelne Blutkörperchen nichts vermag, bis sie sich in dem Horn die Waffe formt zu Vorstoß und Abwehr. Wie anders gesümt bewehrt der christliche Sendbote Europas, Paulus, den Christen in seinem Briefe an die Gemeinde in Ephesus mit dem Panzer der Gerechtigkeit, schmückt ihn mit dem Helm des Heils, drückt ihm das Schwert des Geistes in die Glaubenshand und läßt ihn die Sandalen sich an die Füße binden als Träger der Friedensbotschaft. Militärische Bildworte sind verwendet für die neue seelische Bereitschaft. Oder es wird in einem neutestamentlichen Briefe die Losung ausgegeben, vor aller Heilsarmee: „Tritt ein in die Leidensgenossenschaft als echter Soldat von Jesus dem Christ; wer als Krieger im Felde

steht, kümmert sich nicht um Geschäfte des Broterwerbs, um dem zu gefallen, der ihn zum Kriegsdienst anwarb. Und wenn einer um den Kampfpfeis ringt, erlangt er den Siegesfranz nicht, er kämpfe denn der Vorschrift gemäß." Das Wahrzeichen des Christentums bleibt das Kreuz und der seinen Mördern verzeihende Verfeimte — in diesem Zeichen allein siegt es.

5. Jesus von Nazareth war durch und durch unpolitisch. Nach seiner Meinung soll man sich unten ansetzen, damit einem gewinkt werde: Freund, rücke hinauf. Jedes Staatswesen heischt seinen Platz an der Sonne und kämpft um den Vorrang, zumindest um die uneingeschränkte Ebenbürtigkeit. Jesus hatte auch kein Verhältnis zum Gelde; er ließ sich auf kleinemenschliche Zugeständnisse in seiner hochgemuten Prophetenseele niemals ein. Soll Jesus und sein Anhang die Tempelsteuer entrichten, so anerkennt er zwar nicht dem Römer das Recht dazu, weil „die Söhne des Hauses“ nach der göttlichen Ordnung frei sind; doch möge Petrus auf den See fahren, etliche Fische fangen und sie auf dem Markt verkaufen, um ihnen so die notwendige Steuersumme aus dem Maule zu ziehen. Man warf ihm die verfängliche Frage ins Gesicht, ob der Zins an den Kaiser den Juden gestattet sei, die nur ihren Bundesgott und seinen Stellvertreter auf Davids Thron als ihren König anerkennen. Jesus ließ sich einen römischen Silberdenar vorweisen und erklärte in seiner köstlichen Unbefangenheit: Bild und Umschrift tragen die Sünde des Cäsaren; nehmt ihr das Geld an, so habt ihr den Kaiser (dem damals göttliche Verehrung in dem Weihrauch vor seinem Standbilde dargebracht wurde) als Eigentümer anerkannt für Geld und Geldeswert. Legt also zurück, was ohnehin des Kaisers ist, in seine Kassen! Und in unverföhnlichem Widerspruch mit diesem Rechte des Münzherrn auf die Steuerabgaben seiner Provinzialen im Reich, fügte er die Mahnung hinzu: Gebt Gotte, was Gottes ist! Man darf aus diesem Doppelspruch nicht die christliche Einheit und gottgewollte Verbundenheit von Staat und Kirche herleiten mit gefälliger Verbeugung vor der politischen Macht, von der die Staatskirchen bislang zumeist abhängig gewesen sind. Das Evangelium von der gepanzerten Faust und das Evangelium der Brüder vom gemeinsamen Leben sind durch eine tiefe Kluft voneinander getrennt! Bismarck hüben, Tolstoi drüben! Als Säumer mitten unter die Wölfe fühlen sich die Christen, sofern sie Christen sind, in die Welt gestellt; mit der Schlangenflugheit sollen sie die Taubeneinfalt verbinden. Dem Unrecht dürfen sie so wenig mit weltlichen Mitteln widerstehen, wie sie aus dem Ucker der Welt vor dem Erntetage des

Weltgerichts das Unkraut vom Weizen trennen dürfen durch Ausreißern und Verbrennen. Mit der Bergrede von Jesus Christus vermag kein christliches Volk in den Krieg zu ziehen. Denn der Nazarener segnet die Fahnen zum blutigen Zerstörungswerk nicht ein, selbst wenn sie das Feldzeichen des Eisernen Kreuzes tragen. Das Christentum als Willensstimmung und Weltanschauung kennt nur die Brüder vom gemeinsamen Hause und die eine Menschenherde unter dem göttlichen Hirten. Jesus fragte seine Begleiter, als sie fressendes Eliasfeuer vom Himmel begehrten, weil die Samaritaner ihrem Meister und ihnen hassend die Herberge weigerten: „Wißt ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Der Menschensohn kam nicht, Menschenleben zu vernichten, sondern zu retten.“

6. Wir können unser staatliches Haus, nach Friedrich Naumanns ehrlichem Eingeständnis (in seinen Briefen über die Religion, 1903) nicht mit den Säulen vom Libanon errichten, wir müssen die Bausteine vom römischen Kapitol dazu verwenden. Wir fragen nicht bei Jesus an in den Angelegenheiten der Politik und der Volkswirtschaft — wir dürfen aber auch nicht so tun, als ob wir es täten! Das Christentum hat den Augenpunkt nicht für die Reiche dieser Welt. Die Gemeinde des Neuen Testaments kannte Volk und Staat, doch sie besaß kein Vaterland. Der Christ werdende Jude, Galater, Grieche konnte als römischer Bürger den römischen Staatsgedanken in sich aufnehmen und durchbilden — für welches Vaterland aber sollte er sich begeistern? Nur auf dem Wege der Revolution hätte der Nichttrömer ein Vaterland erstreben können; die Sinnlosigkeit solchen Wahns beleuchtet die Zerstörung Jerusalems.

7. Jesus heißt die Sorge um den kommenden Tag schweigen: schaltet sich das Evangelium damit nicht selber aus von den Mächten der Wirklichkeit? Ein soziales Programm stellt die Bergrede nicht auf! An Grundzüge für eine sozialpolitische Gesetzgebung ist nicht zu denken mit Umwälzung der vorhandenen Verhältnisse, so genau wir wissen, daß sie damals im römischen Reich und seinen Vasallenstaaten um nichts besser waren und weniger gefährdet als in unserer Gegenwart. Der Nazarener bedachte, daß sich Umwälzungen nicht ohne Gewalttat machen lassen, daß sie auch nicht zu gesunder Neugesaltung überleiten. Nicht äußere, gar gewaltsame Umgruppierung war seine Sehnsucht, vielmehr Umänderung der Geminnung: von innen heraus will das Christentum die Welt klären und verklären. Für dieses soll auch im Irdischen der Sinn der Seele gelten; auch im Irdischen soll das Ewige entscheiden.

Die Grundregeln der Bergrede erfassen den Besitz von irdischem Gut und ihren Erwerb.

„Niemand kann zwei Herren dienen; ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Hier wird die Entscheidung, die der einzelne Mensch zu treffen hat, von dem glühenden Propheten gleichsam auf des Schwertes Spitze gestellt. „Mammon“ = Geldsack, der Besitz, der prunckt und proht und herrscht. „Gott“ = die unsichtbare Welt des Geistes. Mammon hält fest in der Sichtbarkeit, blendend mit seinem Glanz. „Dienen“, sagt Jesus: also dem erwählten Herrn oder Ideal sich unterordnen, den Willen mit seinem Willen vereinen. So dienen der Geizige und der Habsüchtige dem Mammon, seine Sklaven im engsten Sinne. Im weiteren Sinne nennt der Bergprediger alle Menschen Mammonsdiener, die sich bei ihrem gesamtten und einzelnen Verhalten vom Gelde bestimmen lassen: was kostet es, was bringt es ein, auch mit Opferung des Gewissens auf dem Altar dieses Gözen? Geistige Güter einen die Menschen; wer sie besitzt, teilt sie aus innerem Drange den anderen mit — die irdischen Güter trennen die Menschen, wenn man dem Mammon dient, urteilt Jesus. Beide Grundrichtungen schließen sich aus: wer den einen Gott liebt, haßt den Gegengott.

Ist das die freiwillige Armut des rührenden Bruders Franz von Assisi im italischn Mittelalter? Auch der Rat an den begüterten Jüngling: „Verkaufe was du hast und gib es an Arme, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, dann komme und folge mir“ (Matth. 19, 21) würde, das müßte Jesus selber erkannt haben, bei allgemeiner Durchführung sich selbst auflösen: zuletzt sind alle arm und niemand kann ihnen geben — auch würde Jesus die, an die er den jungen Mann wies, ihnen sein Eigentum zu verkaufen, in Versuchung führen, wenn kein redlicher Mensch seinen Besitz mehrn dürftel. Er gestattete sogar Eyrus in seinem Kreise, wenn dieser sich in den Dienst des Geistes und Gemütes stellte — als die Freundin ihn mit der kostbaren Nardensalbe ahnungsvoll zu seinem Begräbnis salbte und ein ganzes Pfund für 300 Denare aufwandte (Joh. 12, 1—8). Schneidend tönt der Widerspruch Jesu: der Reiche geht nicht in das Reich der Himmel ein; der Christ darf den Reichtum nur besitzen, sofern der Reichtum nicht ihn besitzt und besessen macht. Reichtum wie Armut sollen uns dienen, in beidem dienen wir Gott und den Menschen. So etwa Jesus, der auch gesprochen hat: „Die Söhne dieser Welt sind klüger als die Söhne des Lichts gegenüber von ihrem Geschlechte; machet euch Freunde mit dem Mammon der Ungerech-

tigkeit, daß, wenn er ausgeht, sie euch in die ewigen Hütten aufnehmen (Euf. 16, 8—9).“ Man kann also, christlich gedacht, auch Gott dienen mit dem Mammon. Der Sklave des Gottes Mammon erscheint Jesus wie das breite, schwerbelastete Kamel, das auch noch durch ein Nadelöhr wäht sich hindurchzuzwängen.

„Sorgt nicht für euer Leben noch für euren Leib. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr dies alles bedürft. Trachtet zuerst nach seinem Reich und Recht, so wird euch dies alles zugelegt werden. Sorgt also nicht auf den morgenden Tag, der morgende Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner Plage“ (Matth. 6, 25—34). Meint Jesus völlig weltfremd, daß der Fromme Gott einen guten Mann sein lasse und die Hände träge in den Schoß legen solle oder sie nur falten zum Gebet? Die Vögel säen und ernten nicht, wäht Jesus, die Lilien spinnen und weben nicht — der Mensch aber tut beides innerhalb seiner Naturordnung, im Schweiß seines Angesichtes auch als Christ sein Brot essend — Paulus an seine schwärmenden Gemeinden in Thessalonich und Korinth: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ In Jesu Gleichnissen werden die sich abmühenden Arbeiter im Weinberg (Matth. 20, 1 ff.) veranschaulicht, die des Tages East und Hitze tragen, und die Fischer am Strande (Matth. 13, 47—48; Euf. 5, 5—7; Joh. 21, 1 ff.). Der Säemann geht aus und sät seinen Samen, Matth. 13, 1 ff., 24; Mark. 4, 27. 29; die redliche Hausfrau rührt den Brotteig fleißig, Matth. 13, 33; sie hütet wacker ihren Besitz, Euf. 15, 8. Der Arbeiter ist (im ganzen Neuen Testament) seines Lohnes wert, man lese den Jakobus-Brief! Lehnt aber Jesus jede Art von Sorge ab oder nur eine ruhelos und unstill sich ängstende Sorge? Er verwirft das Sorgen als solches, das er Kummernis „der Heiden“ schilt.

„Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, da sie die Verheißung des jetzigen und des zukünftigen Lebens hat,“ Timoth. I, 4, 8.

Nach den Evangelien nannte sich Jesus durchweg „den Menschensohn“, was manche Forscher textkritisch wegzulieben versuchen. Der Messias wurde schon im Daniel-Buche als „Menschenkind“ bezeichnet, als (hebräisch) ben adam oder (aramäisch) bar enasch, bar nascha. Wie konnte aber ein Ausdruck für jeden Menschensohn die Bezeichnung des Messias werden? Wie verträgt sich damit der leidende Messias und der kommende Weltenrichter? Wie sollte die Christengemeinde Jesus diesen in seiner menschlichen Schlichtheit sich abhebenden Titel beigelegt haben, wenn er nicht des Meisters liebste Selbstbezeichnung war? Vielmehr deutete der Naza-

rener durch den verhüllenden Ausdruck wie durch den „Bräutigam“ oder den „Haussohn“ seinen messianischen Glauben an, ohne ihn offen auszusprechen. So setzte urchristlich die Lehre vom leidenden Christus gerade an den „Menschensohn“ an. Und der Menschensohn sitzt zur Rechten der Kraft und kommt mit den Wolken des Himmels.

8. Zu den Wundern im Neuen Testament ist zu sagen: die Schreiber der Evangelien wollen Mirakel erzählen. Die im Naturverstande vernunftwidrige Tatsache ist es gerade, welche der Glaube als erhöhte Stufe seiner Frömmigkeit genießt; immer handelt es sich um einen göttlichen Eingriff und um zeitweilige Durchbrechung der Naturgesetze, deren Kraft versagt, weil der stärkere Gott persönlich in Aktion tritt. Der eherne Naturzusammenhang von Ursache und Wirkung wird an einzelnen Punkten durchlöchert zur Freude des Frommen, dessen Phantasie mit der Möglichkeit des Unmöglichen spielt. „Ich glaube, weil es absurd ist,“ sagt Tertullian, der juristisch gewandte Unwalt der Kirche wider die Einrede der Ketzer und die lässige Moral der Bischöfe im zweiten Jahrhundert in Karthago. Es gibt Menschen, die in der Welt auf besondere Weise leben, nicht nur auf der Außenseite wie der Durchschnitt — die ein Ohr haben für die Ströme, die in der Tiefe rauschen, ein Gefühl für die Zusammenhänge im Kosmos. Das Organ für „Sympathie“ gehört zur Naturausstattung dazu veranlagter Menschen, es bedeutet die Fähigkeit des Weitblickes, der Fernwirkung, der Mitempfindung und auch der Zukunftsdeutung — das Nervensystem ist da eigentümlich geartet. Ein freiheitlicher Theologe erklärt: „Unsere Ärzte haben mehr klinische Beobachtungen gesammelt, als sich liberale Schulweisheit träumen läßt. Insofern geschehen stets mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als wir meinen. Es fragt sich nur, ob wir hier etwas Übernatürliches oder Widernatürliches innerhalb der Natur selbst annehmen wollen, oder ob nicht alle diese seltsamen Erscheinungen als innerhalb der Natur verlaufend um der einen Schöpfungsordnung willen ihre natürlichen Ursachen haben müssen. Groß ist das Natürliche; in dieser Wirklichkeit wirkt Gott. Das Widernatürliche ist Theologentraum; darin feiert menschliche Dialektik ihre Triumphe.“

In den Augen der Zeitgenossen Jesu galten alle angeblichen Wunder, die er tat, gar nicht als Sonderwunder — so etwas hatten sie auch sonst erlebt. Er sollte sich durch ein besonderes Wunder als Messias ausweisen, dann erst wollten sie glauben; doch Jesus trat nicht als Magier auf, der zauberte, vielmehr als Prophet. Die Grenzlinie des Zusammenfließens von Geschichte und Symbol bei den

neutestamentlichen Wundern ist schwer zu bestimmen. Bei der Heilung von Besessenen wechseln die Merkzeichen der Epilepsie und der Tobsucht, der einfachen Geistesstörung und der Mondsucht. Die Nerven sind in starker Erregung, Halluzinationen als Doppelbewußtsein treten auf, auch körperliche Wutausbrüche werden gemeldet, denen geistige und körperliche Teilnahmslosigkeit folgt, ebenso lesen wir von vollständiger Empfindungslosigkeit der Gliedmaßen und von hochgradigem Fieber. Die große hysterische Neurose ist ebenfalls bei diesen Dämonischen in den Formen der Hysterie, des Starrkrampfes, der Epilepsie und des Veitstanzes wiederzufinden. Im Neuen Testament gibt es so viele Nervenranke, daß wir die Häufung geistiger Unregelmäßigkeiten mit der gespannten messianischen Erwartung zur Zeit des Auftretens Jesu in psychopathischen Zusammenhang bringen müssen. Die mit der hysterischen Neurose häufig verbundenen Zustände der Erblindung, Lähmung, des Verlustes des Gehörs und der Sprache auf Zeit oder dauernd begegnen uns gleichfalls in den Evangelien auf Schritt und Tritt. Man denke an die Gicht als Folge von Nervenschwäche: da war eine Frau, die 18 Jahre lang einen Geist der Krankheit hatte — „der Satan hatte sie gebunden“; sie war verkrümmt, unfähig, sich ordentlich aufzurichten. Die Heilkraft der Suggestion für bestimmte nervöse Erregungszustände ist eine medizinische Tatsache. Wo man in den Evangelien nicht an Jesus glaubte, konnte er nicht heilen; eine große Zahl Krankheiten fehlen in dem Krankheitsregister wie Lungenentzündung, Typhus, Blinddarmentzündung, Diphtheritis, Scharlach und ähnliche „akute“ Fälle. Die Kunst zu heilen beschränkte sich nicht auf Jesus.

Ein beglaubigter Fall aus der Gegenwart: von 1866 bis 1875 lag in der Salpêtrière zu Paris ein Mädchen mit schwerer Hysterie. Ihr linker Arm und ihr linkes Bein waren gelähmt, durch die Kontraktion des Beines hatte sich eine Art Klumpfuß gebildet; ein Krampf der Zungenmuskeln verhinderte sie zu sprechen, auf dem linken Auge war sie fast blind, eine Lähmung der Speiseröhre hinderte sie am Essen. Der Irrenarzt Charcot erklärte, hier könne nur ein plötzlicher mächtiger Eindruck noch helfen. Nach drei Jahren war das Unglückswurm zu der Überzeugung gelangt, daß sie gesund werden würde, wenn ihr beim Fronleichnamsfeste eine Hostie aufs Haupt gelegt würde. Mit äußerster Spannung erwartete sie ihren Schicksalstag. Als der kirchliche Festzug nahte, befiel sie ein Zittern, sie verlor die Besinnung, Zuckungen schüttelten den Körper — und sie wurde in der Stunde von ihrer bösen Nervenstörung durch den ent-

gegenseetzten elementaren Nervenstoff befreit, sie schloß sich geheilt der Prozession zur Kapelle an. Das sind keine Wunder, sondern Naturzusammenhänge zwischen Körper und Geist, welche die christliche Antike nicht kannte, welche wir jedoch medizinisch festzustellen vermögen. Jesus sagte zu dem Sichtbrüchigen: Stehe auf, nimm deinen Bettsock und gehe nach Hause. Auch schwere Sehstörungen sind mannigfach ohne Anwendung von Heilmitteln verschwunden.

Jedes Wunder wächst in der Überlieferung. Und jeder Rabbi ist von Beruf Erorzist, Teufelbeschwörer. Tacitus erzählt in den Historien von Vespasian, er habe einen Blinden mit seinem Speichel geheilt. Die Dämonenaustreibungen, die Josephus in Alexandrien erlebte, erinnern an die, die vierzig Jahre früher in dem benachbarten Palästina spielten. Josephus berichtet von dem Erorzisten Elazar, der in Gegenwart Vespasians, seiner Söhne Titus und Domitian und anderer Offiziere in Alexandrien Teufel austrieb: er hielt den Besessenen einen Kugelring mit einer Wurzel, die „Salomo“ dafür angegeben hatte, unter die Nase und zog durch sie den Dämon heraus. Um nicht in den Verdacht des Betruges zu kommen, befahl er dem ausfahrenden Geist ein entfernt stehendes Wassergefäß umzustürzen — was pünktlich geschah.

5. Das Geheimbuch der Urgemeinde.

1. Als seine letzte, schwerste Versuchung erzählte Jesus seinen Jüngern von jener Stimmung am Wüstenrande, die seine Seele im Beginne seines öffentlichen Wirkens zu verdunkeln drohte: der Teufel (die niedere Triebseele in jedem Menschen) zeigte ihm alle Reiche der Welt, in der Luftpiegelung des Berges; wenn er niederfiel und den Machtbesitz anbetete, sollten sie ihm zufallen. Der Nazarener hieß seine entzündliche Phantasie schweigen und blieb seinem innern Gesetz treu: Du sollst Gott, deinem Herrn, allein dienen. Nur als religiöses Genie ist er stark, da nahen die Engel und dienen ihm; er sieht sie auf- und niedersteigen zwischen Himmel und Erde, wie einst der Erzvater Jakob im Traume auf der Himmelsleiter in Bethel. Der Apostel Paulus läßt das „Schema dieser Welt“ vergehen; dies Schema der griechischen Urschrift ist als Gerüst von Linien unentbehrlich, um die Zahlen übersichtlich zu ordnen — ist es ausgefüllt, so wischt man den Umriß weg. Das Gerüst dieser Welt ist, in einem anderen Bilde, für den Tempelbau der Gottesgemeinde notwendig; ist der Tempel in Schönheit vollendet, so wird das Gerüst abgebrochen. Wie Jesus, blieb auch der christliche Apostel Europas aus

Carfus ehelos, die Sorge des Hausstandes lenke ab von der Arbeit für das Himmelreich, so schreibt er einer seiner Gemeinden. Jeder bleibt in seinem Beruf, in welchem er Christ wurde, auch der Sklave fühlt sich als „Gefreiten des Herrn“. Sie führen, soweit es dem bösen Nachbar gefällt, ein geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, sie rühmen sich ihrer Trübsal, und Paulus prägt die überraschende Wendung: „Wenn ich krank bin, bin ich gesund.“ Die gleichen Leiden ergehen über alle Brüder in der Welt, sie beugen sich unter die gewaltige Hand Gottes, und wenn die Krallen Satans sie packt, der umhergeht wie ein brüllender Löwe im Zirkusrund der Christenverfolgung, so erklären diese stillen Helden, daß sie den nicht fürchten, der nur ihren Leib tötet, weil sie Gott fürchten, in dessen Hand Leib und Seele gegeben sind. Sie wissen die Haare auf ihrem Kopfe gezählt und ohne den Willen des Vaters fällt kein Sperling tot vom Dache. Ihren Todestag nannten sie den Geburtstag ins wahrhaftige Leben. Jede Obrigkeit, die das Schwert trägt, stammt von Gott: so schrieb Paulus an die römischen Christen, die unter Nero sich verbluteten. Nicht den im Gehorsam gegen ihre nationalen Behörden aufgewachsenen römischen Bürgern empfahl solches der cilicische Jude, denn sie kannten die Ruten des Liktors aus Erfahrung; er ermahnt zum Gehorsam die Christen des römischen Ghettos, das sich damals rüstete, gegen die weltlichen Dränger im heiligen Lande einen Aufstand ins Werk zu setzen. Gärung deutet das Wort an: „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin“; gehorchet nicht aus Zwang, fügt euch um des Gewissens willen! Gebt Steuer und Zoll, furcht und Ehrerweisung, jedes nach Gebühr! Die Gemeinde des Christus soll sich außerhalb der Welthändler stellen, indem sie ihre Streifsachen nicht vor die heidnischen Behörden bringt, vielmehr den Bruderzwist innerhalb der Gemeinde schlichtet. Und wie Paulus, so riet auch der judenchristliche Petrus-Brief: „Ehret alle, liebet die Brüdergemeinschaft, fürchtet Gott, ehrt den Kaiser.“

2. Diese wohlbedachte Unterordnung der ältesten Christen unter den römischen Staat hatte eine leidenschaftliche Unterströmung. Sie beteten nicht nur für die Könige und alle Oberen — das taten sie öffentlich; sie fluchten ihnen ebenso ehrlich und herzlich. Denn zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Welt klappte ihnen der unüberbrückbare Widerspruch, in grellen Bildern malten sie sich den Untergang des Weltreiches aus. Wir besitzen für diese treibende Stimmung das Denkmal in der „Offenbarung des Johannes“. Dies letzte Buch in unserm Neuen Testament ist eine ursprünglich jüdisch-prophetische Racheschrift, welche ein uns unbe-

kannt geliebener Christ für einen Umkreis kleinasiatischer Gemeinden durch die vorangestellten sieben Sendbriefe (von Ephesus bis nach Philadelphia) und durch aufgesetzte christliche Lichter durch den gesamten Text hindurch erbaulich überarbeitete. Der römische Staat erscheint in dieser von den Christen übernommenen jüdischen Drohbilderreihe als Werkzeug der „alten Schlange“, des Drachens, der, als Teufel aus dem Himmel ausgewiesen, auf der Erde Krieg führt mit dem Samen des Himmelsweibes, mit denen, die Gottes Gebote halten. Der Drache leihet dem Tiere, das dem Meere entsteigt, dem Weltreich Roms, die Macht, die ganze bewohnte Erde betet den Drachen an: „Wer ist gleich dem Tiere und wer kann mit dem Tiere Krieg führen?“ Bildsäulen werden ihm errichtet; wer sein Bild nicht anbetet, wird getötet. Die ewige Roma ist das Weib im Scharlachgewande auf dem roten Tiere, die „große Hure an den vielen Wassern“, ist Babylon, die Mutter aller Greuel der Erde, trunken von dem Blute der Heiligen. Noch geht es ihr wohl in Reichtum und Macht; doch die Jorneschale ist schon gehoben, die Sichel geschärft, die Kelter bereit. Schon hört der Seher das Triumphgeschrei des Engels: „Gefallen, gefallen ist Babylon, die große, und ward eine Behausung aller unreinen Geister!“ Schon sieht er den starken Engel einen Stein ins Meer schleudern, groß wie ein Mühlstein: so wird mit einem Schwunge Babylon (Geheimwort für Rom, auch der Petrus-Brief in Rom grüßt aus „Babylon“) hingeworfen und nicht mehr gefunden werden. Der königliche Reiter auf weißem Rosse zieht aus, die Schlacht zu schlagen, die Heere des Himmels folgen ihm sieggewiß.

Dieser weltliche Staat erschien den ältesten Christen, mit Recht oder mit Unrecht, als Widerspiel des Himmelreichs voll Gerechtigkeit und Friede, als des Teufels Werkzeug — deshalb muß und wird er vernichtet werden. Aber nicht die Menschen werden das tun; der Abschluß des Weltdramas vollzieht sich nach ihrer Überzeugung überweltlich. Sie bewahrten im wohlverschwiegenen Herzen ihren stillglimmenden Haß und hielten sich untertan aller Obrigkeit, die Gewalt über sie übte; sie traten öffentlich für gerechte Verwaltung ein und warteten in den Abgründen ihres Gemüts auf den „herrlichen Tag der schrecklichen Rache“ Gottes an allen seinen Feinden. Denn jene Offenbarung des Johannes wurde als urchristliches Geheimbuch in den altchristlichen Gemeindeversammlungen verwendet. Alle schreckhaften Verheißungen des Alten Testaments in den Prophetenreden über Babel sollen an Rom in Erfüllung gehen: Babel ein Steinhaufe, Behausung der Schakale, Gegen-

stand des Entsetzens und des Gezisches, ohne Bewohner! Die Welt gehört dem Bösen an, Dämonenkräfte durchwalten alle ihre Bezirke; der Staat mit seinen Ordnungen von dieser Welt und für sie gehört zum Machtbereich des Teufels. Und der Staat, der die Verfolgung der Christen in die Hand nimmt, ist der Diener des Teufels. Am Eingang dieser „Offenbarung“ mit ihrer hell dunklen Poesie steht eine berückende Vision: „Ich sah sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern einen gleich einem Menschensohn, angehan mit einem Mantel und gegürtet an der Brustmitte mit goldenem Gürtel. Sein Haupt und die Haare weiß wie Schnee und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße wie im Ofen geglühtes Erz und seine Stimme wie das Rauschen großer Wasser. Und er hielt in seiner rechten Hand sieben Sterne, und aus seinem Munde ging ein scharfes zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht war, wie die Sonne leuchtet in ihrer Kraft.“ Die Schlüssel des Todes und der Hölle sind in der Hand dieses lebendigen Herrn, der die sieben Sterne hütet (der Gemeindevorsteher) und unter den sieben goldenen Leuchtern (der christlichen Gemeinden) wandelt. Alles ist auf heilige Zahlen und alttestamentliche Symbole abgestimmt; vom Schicksalsbuche der Zeit werden die Siegel gelöst, Gottes Gericht ergeht über das heillose Rom und alle seine Kinder, welche das Malzeichen des Tieres aus dem Abgrunde — der Christenhenker Nero — an sich tragen. Die Losung für die Gemeinde dagegen lautet bündig: „Wer Gefangene macht, soll in Gefangenschaft wandern. Wer mit dem Schwerte tötet, soll mit dem Schwerte getötet werden. Hier gilt es Geduld und Glauben der Heiligen.“ Die Überwinder kommen aus großer Trübsal, Gott wischt ihre Tränen ab, sie sind berufen zum Abendmahl des Lammes; selig in dem Herrn der Gemeinde sterben sie „von nun an“, ruhen von ihren Leiden und ihre Werke folgen ihnen. „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, und ein neues Jerusalem sah ich herabkommen aus dem Himmel von Gott, bereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut. Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.“ Die zwölf Tore der Himmelsstadt sind zwölf Perlen, jedes eine einzige Perle, und die Gassen der Stadt reines Gold wie durchsichtiges Glas. Ein Strom von Lebenswasser wie Kristall durchströmt diese Gasse; am Strome der Baum des Lebens, jeden Monat seine Frucht bringend, und es wird keine Nacht mehr geben, sie brauchen keinen Leuchter und kein Sonnenlicht. Auch der Tempeldienst ist beendet. Gott ist alles in allen. Wie diese strahlenden und drohenden Bilder andeuten, blickten jene ältesten

Christen, die kurzerhand die jüdischen Heilserwartungen — die auf Israel gingen und die Heidenvölker im Dienst des Bundesvolkes zeigten — wie alle religiösen Schätze der heiligen Schriften der Juden als „Erfüllung“ jener „Weisagungen“ auf das Bundesvolk des Neuen Testaments übertrugen und sich als Fremdlinge und Pilger auf der Erde fühlten, aus ihrer Armut und Todesnot zum Himmel empor und lasen in den Sternbildern samt der Milchstraße (die Himmels-gasse von durchscheinendem Glas mit dem Strom), in diesen freundlich winkenden Lichtern ihrer Heimat den Zuruf: „Sei getreu bis zum Tode; ich schmücke dich mit dem Lebenskranz, ich reiche dem Überwinder den Morgenstern.“

Das Mittelpunktbild der Offenbarung des Johannes stellt Kap. 12 dar: ein Weib erscheint am Himmel, bekleidet mit der Sonne, den Mond unter ihren Füßen, ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt, die Himmelskönigin. Sie liegt in Geburtswehen. Doch vor ihr steht ein furchtbarer roter Drache, um das Kind zu verschlingen, sobald es zur Welt kommt; er hat sieben mit Diademen geschmückte Köpfe und zehn Hörner, mit seinem Schweif fegt er die Sterne eines Drittels des Himmels hinweg und wirft sie auf die Erde. Der Knabe, zum Herrscher über alle Völker bestimmt, wird vor den Thron Gottes gerettet. Das Weib flieht in die Wüste, wo ihr für 1260 Tage — 3½ Jahre — ein Aufenthalt von Gott bereitet ist. Am Himmel entbrennt der Krieg zwischen den Engeln unter Michaels Führung und dem Drachen oder der Paradies-schlange, dieser wird mit seinen Engeln auf die Erde geworfen. Hier verfolgt er das Weib; dieses erhält die zwei Flügel des großen Adlers und fliegt in die Wüste. Die Schlange speit einen großen Strom aus, der ihr den Weg sperren soll, die Erde kommt ihr zu Hilfe — sie öffnet sich und verschlingt ihn. Der Drache läßt von ihr ab, stellt sich auf den Meeresstrand und bekämpft „die übrigen aus ihrem Samen, die Gottes Gebote befolgen und das Zeugnis Jesu haben.“ Der Weltenherrscher wird groß, wird gestürzt, der Drache ist vernichtet.

Die bei vielen Völkern verbreitete Naturmythe vom Frühlingsgott, der in Kraft heranblüht, unter den Anstürmen widriger Mächte, die dem Kinde nach dem Leben trachten, wandelt sich im Zeitenlauf zur Kultusmythe, deren ursprünglicher Natursinn sich verdunkelt und verflüchtigt. Diese Göttersage dient bei der hoffend ausgestalteten Endzeit, unter dem Druck des Weltleids, ihre Bilder holt sie aus den Überlieferungen von der Urzeit und ihren Götterkämpfen, die die vollendete Weltordnung noch nicht herbeigeführt haben. Die astrolo-

gischen Anschauungen setzen dann hilfreich ein: der Hellenismus übertrug diese Erzählung den Judenthristen in der Diaspora, die sie auf ihren erwarteten Messias, den Weltheiland, deuteten. Als Abschluß des Mythos fehlt nicht die Hochzeit des neuen Weltenherrschafters, wie bei Zeus und Hera und bei der Göttermutter und Attis u. b. a. Er ist der Bräutigam seiner Brautgemeinde; zugleich wird er als das Opferlamm angeschaut, das durch sein Blut Menschen aus jedem Stamm, Sprache, Gemeinde und Volk für Gott erkaufte hat und sie ihm zu einem Königreich und zu Priestern machte; sie sollen auf der Erde die Königsherrschaft ausüben. Recht verschiedenartige Gedanken und Symbole flossen aus den verschiedensten Religionen dem Judentum, durch dieses dem jungen Christentum zu.

6. Jesu Evangelium und das Evangelium von Christus.

1. Im Neuen Testament findet sich der Ausdruck „Evangelium“ oder Frohbotschaft in doppelter Bedeutung: Jesus verkündet das Evangelium, darin stimmen die drei ersten Evangelienforscher überein, also er lehrt Gottes Wirklichkeit und Geistigkeit, spricht die Seligpreisungen, weist auf das Reich hin, das er in der Kraft des Vaters als Bruderbund gründen wolle, und auf die Sicherheit des Gottvertrauens. Daneben findet sich das Evangelium von Jesus Christus, als Inhalt des Evangeliums um seiner Person willen. (Ich verweise auf Harnacks grundlegende Rede auf dem Berliner Religionskongress 1910, auf sein Buch vom Wesen des Christentums, auf seine Reden und Aufsätze.) So bei Paulus und den anderen Aposteln. Der Person des Nazareners solle man sich vertrauend anschließen. Hat sich Jesus selber als den Messias verkündet? In der Stunde, da Jesus aus seinem Beruf heraus sich als „Messias“ seines Volkes erfaßte, als seinen religiösen und nationalen Befreier, erhob er sich aus der Gegenwart in unendliche Zukunft. Denn dieser lange angesagte und heißerwartete „Messias“ (Gesalbte Gottes, griechisch: Christus) führt nach allgemeinem Glauben das Endgeschick seines Volkes herbei, doch er trifft auch die Entscheidung über die Völkermwelt. Als in der Seele der ersten Anhänger die Überzeugung aufkeimte, daß ihr Meister, der sich am Kreuze verblutete, in seiner geistigen Kraft lebendig sei, ja als sie ihn hellsehend in verklärter Leiblichkeit zu schauen glaubten, da schwanden ihre letzten Zweifel an den gottgesandten Messias. Seine Sprüche, Gleichnisse und Lebenszüge

ordneten sich nun in den Ring seiner Lebensaufgabe. Die Person trat vor ihr Wirken. Die Anhänger des Nazareners deuteten sich im Lichte seines Lebensausganges die Gestalt ihres Meisters und predigten das Evangelium von ihm in dem Glauben: wer sich ihm vertraut, werde die Güter empfangen, für die er eintrat, und das Leben nachleben, das er vorgelebt hat. Jesus, der Christus, trat an die Stelle seiner ihm eigenen Religion.

2. Der christliche Sendbote Paulus, ein rabbinisch geschulter Jude aus streng jüdischem Hause, hat die christliche Religion aus dem Judentum herausgeführt. Denn er hat das Evangelium als die Botschaft verbreitet von der Erlösung und dem gegenwärtigen Heil. Er verkündete den „gekreuzigten und auferstandenen Christus“, der den Menschen den Zugang zu Gott, damit Gerechtigkeit und Frieden gebracht habe. Er hat das Evangelium als etwas Neues beurteilt, das die alte Gesetzesreligion aufhebt. Er hat erkannt, daß diese neue Stufe dem Einzelmenschen und allen Menschen gehört. In dieser Überzeugung trug er die Frohbotschaft mit Bewußtsein in die Völkerwelt und stellte sie vom Judentum auf den griechisch-römischen Boden hinüber. Nicht nur sollen sich Griechen und Juden auf dem Grunde des Evangeliums vereinigen, nein, die religionsgeschichtliche Stunde des Judentums war für Paulus vorbei. Ihm verdanken wir es, daß das Christentum aus dem Morgenlande, wo es auch später niemals recht gedeihen konnte, ins Abendland wanderte. Paulus hat das Evangelium in den großen Rahmen: Geist und Fleisch, inneres und äußeres Leben, Tod und Leben eingespannt. Er, der geborne Jude und erzogene Phariseer, ließ ihm die Sprache, daß es nicht nur den „Griechen“, sondern allen Menschen verständlich wurde und mit dem gesamten geistigen Gut, das in der Geschichte erarbeitet war, in Verbindung trat. Das Christentum, in Palästina geboren und von seinem Stifter treu auf jüdischem Boden festgehalten, löste sich bald aus Palästina los und trat durch Paulus der Religion Israels entgegen. Es hat die Entwurzelung und den Übergang nicht nur ertragen — es war darauf angelegt (Harnack). Der Apostel Paulus hat die abendländisch-christliche Kultur begründet. Die Religion des Nazareners ging über Jesus hinaus.

3. Einen Höhepunkt christlicher Stimmung erreichte Paulus, als er der Christengemeinde zu Korinth, welche in ihrem unruhig bewegten Gemeindeleben den außerordentlichen Geisteskräften der Jungenerede, der Weisagung und dem trunkenen Lallen im Gebet ehrgeizig nachzueiferte und sich dadurch in seelische Unordnung brachte, das Hohelied der Liebe zusang (I. Kor. 13):

Ich will euch noch einen Weg zeigen, hoch über alles!
Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete —
und hätte der Liebe nicht:
so wär' ich ein tönendes Erz
oder ein gellendes Becken.

Wenn ich Prophetengabe hätte
und wüßte alle Mysterien samt allem Erkennen,
und wenn ich allen Glauben hätte
also, daß ich Berge versetzte —
und hätte der Liebe nicht:
ein Nichts wäre ich.

Und wenn ich all' mein Gut austeilte, Stück um Stück,
und wenn ich meinen Leib hingäbe zum Verbrennen —
und hätte der Liebe nicht:
nichts würde mir's helfen.

Die Liebe ist langmütig,
gütig ist die Liebe,
nicht eifert die Liebe.
Sie prahlt nicht,
bläst sich nicht auf,
wird nicht taktlos.

Sie sucht nicht das Ihre,
läßt sich nicht erbittern,
rechnet das Böse nicht vor.

Sie freut sich nicht am Unrecht,
Mitsfreude hat sie mit der Wahrheit.
Alles deckt sie,
alles glaubt sie,
alles hofft sie,
alles duldet sie.

Die Liebe bricht niemals zusammen —
Über die Prophetien? Sie werden zunichte werden!
Und die Zungen? Sie werden aufhören!
Und das Erkennen? Es wird zunichte werden!
Denn Stückwerk ist unser Erkennen,
Stückwerk unsere Prophetie;
kommt das Vollkommene,
dann wird das Stückwerk zunichte.

Als ich ein unmündiges Kind war,
redete ich wie ein Kind,
fühlte wie ein Kind,
urteilte wie ein Kind;
als ich ein Mann ward,
da war des Kindes Welt zerstoßen.

So schauen wir jetzt nur im Spiegel —
Rätselbilder;
dereinst aber Antlitz gen Antlitz.
Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk,
dereinst aber werde ich volles Erkennen haben,
gleichwie ich selbst voll erkannt bin.

So bleiben denn
Glaube, Hoffnung, Liebe,
diese drei:
als größte unter ihnen aber bleibt die Liebe.

Dieser Liebespsalm bedarf keiner Deutung, er baut über aller Völkerwirrnis und jenseit alles Klassenhasses und Rassenhasses das Reich der Seelen. Die Liebe, die niemals aus der Rolle fällt, wird fast durch lauter verneinende Züge umschrieben: die Liebe ist dies nicht und das nicht; aus dem Gegensatze erschließen wir ihr Wesen. Ihr Wesen selbst ist Geheimnis; das hat die Liebe mit dem Leben gemeinsam. Nur durch andeutende Verähnlichung vermögen wir von dem, was uns als Luft umgibt, im Bildworte zu stammeln. Der frampffüchtige Teppichmacher von Tarsus, der als wandernder Missionar mit seinem Mantel und seinen Buchrollen sich schleppend die Schneehöhen des Taurus hinaufklettert, wo die Geier über ihm kreischen, der einsame Schluchten durchzieht, nicht ohne Furcht vor den Räubern, der wiederum an Schiffstrümmer geklammert Tag und Nacht auf dem Meere treibt; den wir in der einfachen Handwerksstube finden, in der Pflege heißer Verehrer und auf dem Gerüste der Synagoge vor fluchenden Juden, die mit den Zähnen knirschen, ausspucken und die Fäuste gegen ihn ballen, wiederum in der Gefangenschaft, ständig an einen römischen Soldaten gefesselt bei Tag und Nacht, die er einzeln für das Christentum zu gewinnen weiß, umgeben von zuhörenden Prätorianern, den Schergen der Leibwache und ihm geneigten und abgeneigten Christen: dieser Mann erlebte eine seltene Stunde, als in der Muschel seiner Seele die wunderbare Perle dieses Liedes von der Liebe reif wurde.

Auch ein Lied des Glaubens mit dem Hochgefühl des Sieges über alle Dämonen der Welt verdanken wir dem Paulus (in seinem Brief an die Christengemeinde zu Rom):

Wer will uns scheiden von der Christusminne?
Trübsal oder Beengung oder Verfolgung?
Oder Hunger oder Blöße?
Oder Fährlichkeit oder Schwert?
Wie geschrieben steht:
Um deinetwillen sind wir am Tode den ganzen Tag,
sind wir geachtet wie Schlachtschafe.
Aber in dem allen überwinden wir weit
durch den, der uns geliebt hat.

Denn ich bin gewiß:
weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Künftiges,
weder Mächte noch Höhe oder Tiefe
noch irgendeine andere Kreatur
ist imstande, uns zu scheiden von der Gottesminne,
die in dem Christ Jesus ist,
unserm Herrn.

7. Die neue Weltreligion.

1. Das Christentum trat in die Geschichte ein, als die bisherigen Religionen zu eng wurden und hinausstrebten zu Menschheitsreligionen. Politisch war diese Veränderung bedingt durch Alexander den Großen, der den Orient und das Griechentum zusammenbrachte und beide nötigte, ihre Gaben auszutauschen. Dreihundert Jahre vor Christus bis sechs Jahrhunderte nach Christus währt dieser Gang der Geschichte, bis Mohammed, die Verbindung lösend, das Semitische den Semiten zurückgab. (Siehe Band 1, 259—287.)

Auch die jüdische Religion wurde damals zur Weltreligion ausgeweitet. Die Beschneidung wurde von den sogenannten „Heiden“ (gleich Völkern) nicht unbedingt gefordert, sie konnten im weiteren Sinne Juden werden, ohne das Bundeszeichen; der Opferbrauch trat selbst in Palästina zurück, der geistige Gottesdienst wurde lebhafter betont. Die Oberschicht der jüdischen „Diaspora“ (religiöse Kolonie oder Insel) war in der Zeit von 200 v. Chr. bis 100 n. Chr. mit den Ideen Platons erfüllt; man las die griechischen Tragiker

und übertrug philosophische Gedanken in das Alte Testament, um dieses zu vergeistigen. Auch von innen her wuchs das Judentum: es dichtete Psalmen und formte Prophetensprüche, die in ihrer herztiefen Frömmigkeit niemals zu überbieten sind, deren Gottesjum bis heute nicht abgelöst wurde. Das Judentum trieb in jenen Zeiten Mission. Weltreligion wurde jedoch auch das Judentum nicht. Schon im zweiten christlichen Jahrhundert zog es sich in sich selbst zurück, verbot den Glaubensgenossen, das Alte Testament in griechischer Sprache zu lesen (in der sogenannten „Septuaginta“, welche nach Überlieferung von 70 oder 72 Gelehrten, die der Ägypterkönig Ptolemäus Philadelphus, drittes vorchristliches Jahrhundert, vom Jerusalemer Hohenpriester Eleasar erbat, auf der Insel Pharos angefertigt wurde) und erstarrte zum Gesetz. Das Judentum besaß in seinem besten Prophetentum den Drang zur Weltreligion; dennoch blieb es, obwohl die Juden sich über die Erde verbreiteten, eine wesentlich nationale Religion.

Auf ihrer Grenzscheide entstand das Christentum, eine Weltreligion im Vollsum. Töricht ist die immer wiederkehrende Behauptung, Jesus sei kein Jude gewesen — germanisches Alldeutschtum, wie es der geistreiche, eigenrichtige Wiener H. St. Chamberlain (in seinen vielgelesenen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“) und andere vertreten, ist in geschichtlichen Dingen übel angebracht! Kühn bemerkt Ed. Meyer (II, 425): „Daß ich die mehr als naiven modernen Versuche, nachzuweisen, daß Jesus ein ‚Arier‘ gewesen sei, einer Erörterung unterziehen sollte, wird hoffentlich niemand von mir erwarten.“ — Die gesamte Überlieferung weiß nichts davon, und doch hätten die Gegner der jungen Religion, die sich allmählich erst aus dem Judentum ablöste, die Neuerung einfach mit der Feststellung abgetan, wäre der Davidsproß und Messias nicht einmal ein Jude gewesen. Oder hätte seine Gemeinde ihn als geschichtliche Erscheinung überhaupt aus ihren eigenen Schicksalen heraus erdichtet, als deren literarischen Niederschlag! Die christliche Bewegung wurde in ihrer Art Weltüberwindung, obwohl ihr ein Stück Weltverneinung in Jesus und seinen ersten Anhängern einwurzelt.

Neu war an Jesus die persönliche Kraft seiner Sprüche, deren Gedanken zum Teil bereits im Alten Testament oder bei den zeitgenössischen Gottesgelehrten vorlagen; neu war seine kühne Ausschließlichkeit, die das Wesentliche vom Ballast befreite. Neu war er selber! Nur in Persönlichkeiten schreitet die Menschheit aus dem Dunklen ins Licht. Nach seinem frühen Tode, der ein Justizmord war von außen, ein Blutzugentod von innen gesehen, ist seine Jüngerschaft

der jüdischen Gesetzhaltung wieder anheimgefallen, bis Paulus auftrat. Nach der Apostelgeschichte (Kapitel 11) haben namenlose Christen in Antiochien den „Heiden“ bereits vor Paulus ein gesetzesfreies Evangelium gebracht, auch wurde die wesentlich heidenchristliche Gemeinde in Rom vor Paulus von uns unbekanntem Christen gestiftet. Die Entfaltung des Christentums zur Weltreligion lag in ihrem eigenen Wesen, doch hat sie Paulus am mächtigsten gefördert.

2. Wie wurde das Evangelium Jesu zu einer Welterkenntnis? Ein einzelner, so zeichnen etwa Wellhausen und Harnack, Wernle und Bouffet das Bild, wurde von Gottes Macht einzigartig ergriffen; er bestellte seinen Acker und glaubte daran, daß Gott seine Saat unter dem Tau des Himmels und im Lichte der Sonne aufgehen lassen werde. Daraus erwuchs der mächtige Baum, weithin schattend, eine Weltanschauung.

Das junge Christentum erlebte fast bei seiner Entstehung zwei entscheidende Tatsachen: es ging aus Palästina fort, es wurde in griechischer Sprache verbreitet. Das jüdische Christentum streifte das semitische, aramäische, alttestamentliche Kleid ab und mußte sich wandeln in den Gedankengang und Sprachschatz eines fremden Volkes. So zeigen die Paulus-Briefe viele griechische Züge aus der volkstümlichen Sprache des Marktes, der Wechselstube, des Hafenlebens wie des höheren Griechisch der gebildeten Schichten, die ihre Sprache nicht nur redeten, sondern auch in ihr dachten (Vd. Deißmann). Um nun ihren „Messias“ den Zeitgenossen verständlich zu machen, griff man in den Schatz dieser allgemeinen Messiaslehre als des Zukunftsidealismus der Geschichte und fand dort brauchbare Ideen. Sie verwendeten den Messias als Ebenbild Gottes, als zweiten Adam usw. Die Briefe des Neuen Testaments nahmen dies zeitgenössische Nachsinnen auf: Gott ist die Liebe, Gott ist Geist, auch den Heiden ist Gottes Gesetz ins Gewissen gepflanzt. Diese Männer dachten nicht an einen geschlossenen Lehraufbau; sie ergriffen für ihre Missionszwecke, was ihnen wichtig erschien.

Nicht Paulus oder Johannes — die griechische Philosophie hat die christliche Weltanschauung geschaffen. Ihr Ergebnis war: nicht der Stoff, sondern der Geist und seine Kraft! Der Geist baut den Körper, nicht umgekehrt; alles Erscheinende ist ein Gleichnis, vorübergehende Auswirkung der wahrhaften Wirklichkeit. Die Idee, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, bestimmt alle Dinge. In diesem Ideentum drangen die Griechen vor zu einem rein geistigen Gottesbegriff; sie unterschieden ein geistiges Wesen, das hinter allem Erscheinenden unergründlich ruht, und eine Ver-

nunft, die, durch diese Welt schreitend, sich planvoll durchsetzt. Das ruhende Sein nannten sie den Abgrund, diesen Weltzweck hießen sie Logos = Vernunft, auch „Wort“. Keine Offenbarung hatte sie das gelehrt. Aus Natur, Geschichte, Lebensbetrachtung wuchs es.

Diese Griechen, Römer und Kleinasiaten verstanden den jüdischen Begriff des Messias oder Christus schwer; desto geläufiger war ihnen der philosophische Gedanke des Logos. Das Christentum verschmolz also das Evangelium mit der griechischen Weltanschauung, indem es den Ausdruck Messias = Christus für sein Werbewirken ersetzte durch den Ausdruck: Logos. Der Logos waltet seit uran in der Schöpfung, er wird anschaulich und greifbar in Persönlichkeiten, er hat sich zu höchstem Bewußtsein durchgesetzt in dem Menschen Jesus. Es ist nicht ganz klar, meint Harnack, ob der Logos im Anfang des vierten Evangeliums griechischen Ursprungs ist, oder ob er aus dem Judentum stammt, das gleichzeitig von dem „Gotte“ das „Wort“ unterschieden hat (nicht die Vernunft). Erst die sogenannten Apologeten des 2. Jahrhunderts, die in den Philosophenschulen Platos und der Stoa sich bildeten, haben Jesus als den Logos aufgefaßt.

3. Wie aber kam die weltverlorene Gruppe der Christen, zuerst Christianer, in Palästina dazu, sich mit der Weltmacht einzulassen, ja selber eine Weltmacht zu werden? Das Gerede, bis zum 4. Jahrhundert habe das Christentum keine politische Bedeutung gehabt, doch dann sei es nach den Verfolgungen durch die römischen Kaiser unmittelbar zur Weltmacht aufgerückt, als Konstantin das Christentum duldete, bleibt lückenhaft. Schon im 4. Jahrhundert haben Oberpräsidenten (römische Prokonsuln), die ihr Amt eine Weile verwalteten, sich lieber zu Bischöfen wählen lassen, um mehr Macht und mehr Geld zu erlangen — die Kirche war steuerfrei! Bevor also der Staat die Kirche schützte, muß in ihr bereits eine starke Macht geschlummert haben. Annäherungen des Christentums an den Staat, des Staates an das Christentum führten zu der Anerkennung der Weltkirche unter Kaiser Konstantin.

Die christliche Stimmung schuf sich in der Gemeinde einen festen Kreis. Von Jerusalem aus verbreitete sich schnell ein geschlossener Bruderbund, dessen Bekenner eng zusammenhingen. Sie bildeten einen religiösen Brauch aus, doch sie wollen durchaus, als Lebensbund, alle Verhältnisse umfassen und durchdringen. Dieser christliche Bund trug ein starkes Selbstbewußtsein in sich; diese Handvoll Christen hielten sich für das „wahre Israel“, die bedeutende Geschichte dieses Volkes Gottes übertrugen sie auf sich selber: die Juden

haben, so hielten ihnen die Christen leidenschaftlich vor, den Messias verworfen, damit haben sie sich aus ihrer eigenen Geschichte entfernt. Die Judenchristen, dann auch die Heidendchristen sahen in ihrer neuen Religion „erfüllt“, was im Alten Testament angelegt war. Dies ungeheure Geschichtserbe übernahm die geringe Gruppe als ihren rechtmäßigen, gottgewollten Besitz. Sie waren also der geschichtliche Antrieb, der Abraham und David, Elias und die Propheten hieß — das war alles nur „Schatten“ gewesen, den der nachfolgende „Körper“ ihrer eigenen Geschichte vorauswarf; sie hatten eigentlich mit den Assyrern und Babyloniern, Medern und Persern gestritten! Und dies schwellende Selbstbewußtsein von ihrer bedeutsamen Vergangenheit und ihrer unvergleichlichen Gegenwart hob sie bis zu den Sternen durch ihre inneren Erlebnisse: sie hatten den Geist Gottes in ihrer Brust, jeder Christ war eine neue Schöpfung und selber ein Neuschöpfer, sie werden am Jüngsten Tage mit Gott und seinen Engeln auf den hohen Stühlen sitzen und die Völker richten! Schon nach wenigen Jahrzehnten nannten die Umvölker die Christen mit Schärfe das dritte Volk: Römer und Griechen das erste Volk, die Juden wegen ihrer eigentümlichen Sitten das zweite Geschlecht, das Christentum als rätselhaften Schöfiling aus dem Judentum „das dritte Geschlecht“. Dies Selbstgefühl der Christengemeinde nahm es mit jeder religiösen oder sozialpolitischen Erscheinung der Kaiserzeit auf, ja fühlte sich ihr überlegen. Harnack unterschied in Berliner Vorträgen launig bei den ältesten Christen, nach Fechners Ausdruck, eine Tag- und eine Nachtansicht vom Staate, die sich bei den alten Schriftstellern wunderbar mischt. Im allgemeinen übte der römische Staat schrankenlose Duldsamkeit — doch die staatliche Grundlage durfte nicht erschüttert werden, also auch nicht der vererbte, anerkannte Gottesdienst. Die göttliche Verehrung der Kaiserbilder in der förmlichen Opfertrankspende vor ihren Statuen bedeutete die Auerkennung der Monarchie und machte den Fortschritt über die Republik hinaus bildhaft bewußt. Schützt der Staat diese seine Ordnung, so kann die Kirche des Christus den Götzendienst des Kaiserbildes (man nennt das den Cäsarenkult) nicht mitmachen. Hier mußte es zum Zusammenstoß kommen.

In den jungen Christengemeinden stand an der Spitze jeder Gemeinde bald ein Bischof, um ihn die Ältestenschaft und die dienenden geistlichen Helfer (Diakonen) zur Erledigung der gottesdienstlichen Geschäfte und zur Verforgung der Gemeinde. Das Leben der einzelnen Brüder und Schwestern war zu beobachten, Dienstleistung und Hilfe zu bieten, das Erbe der Apostel sollte möglichst treu von Ge-

schlecht zu Geschlecht weitergegeben werden. Ämter wurden nötig, sie wucherten zu dem Gegensatz von „Klerus“ und „Laien“, also von Priestern und Gemeindemitgliedern, aus. Der Ehrgeiz der Priester und die Teilnahmllosigkeit der Menge bereiteten diese Abspaltung. Die Verfassung der Kirche erwies sich als zweckmäßig und haltbar. Im 2. Jahrhundert ist jede einzelne Gemeinde eine festgefügte Körperschaft. Die Kirche schloß sich dabei an die Formen der sozialen Verbände im römischen Reiche an; als sie größer wurde, an die Stadtverfassung, fortschreitend an die Provinzialverfassung, zuletzt an die Reichsverfassung. Die vielfache Stufung entstand in der Verfolgungszeit, also vor Konstantin.

Um das Jahr 300 bildete diese Kirche schon ein ungeheures Netzwerk vom Euphrat bis nach Kadix in Spanien, von Köln bis an die Katarakte des Nils. In alle Kanäle des geistigen Lebens drang das Christentum. Am Ende des 2. Jahrhunderts finden wir Christen im Militär, in der höheren Beamtenschaft — obwohl das Christentum noch verboten war. (Harnack hat diese Vorgänge in seinen Schriften: *Militia Christi*; die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, und in mancherlei Gelegenheitsstudien, wie in der „Kultur der Gegenwart“, untersucht.) Tertullian schreibt um 200: „Wir haben all das Eurige in Besitz genommen, das Forum, den Senat, die Handwerkerstuben und die Gelehrtenhörsäle, nur die Tempel haben wir euch überlassen.“ Das Christentum eignete sich sogar die Gattungen der Poesie an, nachdem es mit Gelegenheitsbriefen und einigen Evangelienchriften literarisch in die Welt eingetreten war. Von der Mitte des 2. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts werden alle Literaturformen der Griechen und Römer von ihnen übernommen: der Dialog, die Ode, die Hymne, der Roman, die aufbauende Darstellung, die Monographie. Keine andere gleichzeitige Religion zeigt diesen äußeren und inneren Eroberungsgang des Christentums. (Man mag das gewichtige Werk von Paul Wendland: „Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum; die urchristlichen Literaturformen“ mit Gewinn und Genuß studieren!)

4. Als die Christenschaft sich aus der sozialen Niederung zu den oberen Schichten verbreitete, stellte sich eine Doppelseimmung gegenüber dem Staate ein. Die Strengen verboten z. B. dem christlichen Dachdecker sein Gewerbe, damit er nicht in die Lage komme, einen Tempel zu bedienen. Der Gelehrte sollte den Unterricht einstellen wegen der heidnischen Stoffe, die Mathematik war Götzendienst

wegen ihrer Beziehung zur Magie. Die Mälden betonten den Geist in der Arbeit und die unbefleckte Seele. Diese sogenannte *montanistische* Bewegung spielte von 150 bis 210; die milde Richtung siegte. Alles, was wünschenswert erschien, wurde aus der Bibel bewiesen. Hätte das Christentum die Kultur abgelehnt, so wäre es zurückgesunken zu einer Angelegenheit der kleinen Leute, um die sich wenige kümmerten. Die Christen zogen vielmehr die Kultur an sich und stellten sich auf den Boden des Gegenwärtigen. Die Kirche wuchs dem Staate entgegen und wandelte sich in eine wichtige Ordnungspartei im Staat. Tertullian bemerkte beiläufig in einer Schrift vom Jahre 195: dann müßte ja auch ein Kaiser Christ sein können — Origenes führte 40 Jahre später aus: ohne daß Christus vom Himmel steige, werde das Christentum auf Erden siegen; dann werde auch der Kaiser ein Christ werden. Der Staat näherte sich der Kirche.

5. Gegen Ende des Jahres 112 hat der jüngere Plinius, „Proprätör“ mit konsularischer Gewalt für die Provinz Bithynien und Pontus, an seinen ihm wohlgewogenen Kaiser Trajan einen Bericht geschickt, der beinahe das einzige echte Zeugnis nichtchristlicher Schriftsteller für die Kirche der ältesten Zeit bildet. Dieser Brief und seine Beantwortung durch den Kaiser lassen uns lebendig hineinklicken in die sich entwickelnden Christenverfolgungen und damit ein Werturteil gewinnen über die christliche Religion selber. Das kostbare Schriftstück lautet in deutscher Übertragung aus dem lateinischen Urtext:

„Ich habe es mir zur Regel gemacht, Herr, mich in allen zweifelhaften Fällen an Dich zu wenden. Denn wer könnte mich in meiner Unsicherheit besser auf den rechten Weg führen, wer mich in meiner Unkenntnis wohl gründlicher unterweisen? Ich habe an den Untersuchungen gegen Christen noch nie teilgenommen und weiß daher nicht, was und wie weit man dabei zu bestrafen oder überhaupt zu untersuchen pflegt. Auch war ich nicht wenig in Verlegenheit, ob man einen Unterschied im Alter machen sollte, oder ob ganz jugendliche Personen ebenso wie Erwachsene behandelt werden müßten; ob den Reuigen Verzeihung gewährt oder dem, der überhaupt niemals ein Christ gewesen ist, der Abfall vom Christentum gar nicht angerechnet werden dürfte; ob schon der Name an sich, auch wenn er sonst frei von Verbrechen ist, oder ob die mit dem Namen zusammenhängenden Verbrechen allein strafbar seien. Vorläufig bin ich gegen die, die mir als Christen bezeichnet wurden, also verfahren. Ich fragte sie, ob sie Christen wären. Gestanden sie das ein, so

fragte ich sie unter Androhung der Todesstrafe zum zweiten und dritten Male. Blieben sie dann noch verstockt, so ließ ich sie hinrichten. Denn ich zweifelte nicht, daß man, einerlei wie es auch sonst um ihr Vergehen stände, jedenfalls ihre Hartnäckigkeit und ihren unbeugsamen Trotz ahnden müsse. Andere, die von dem gleichen Wahnsinn befallen waren, ließ ich, weil sie römische Bürger waren, vermerken, um sie nach Rom zu schicken. Da sich nun das Verbrechen, wie gewöhnlich, gerade durch die Verhandlung über immer weitere Kreise ausdehnte, so ergaben sich bald mehrere Abstufungen. Man legte mir ein namenloses Schreiben vor, das die Namen zahlreicher Personen aufzählte. Doch diese leugneten teils überhaupt, jemals Christen gewesen zu sein, riefen nach der Formel, die ich ihnen vorsprach, die Götter an, opferten Deiner Büste, die ich zu diesem Zwecke mit den Bildnissen der Götter hatte herbeibringen lassen, mit Wein und Weihrauch, und lästerten außerdem Christus: alles Dinge, zu denen sich, wie es heißt, wahre Christen nicht zwingen lassen. Diese glaubte ich freilassen zu können. Andere, die von dem Angeber mitgenannt waren, gestanden anfangs zu, Christen zu sein, leugneten es jedoch dann wieder und behaupteten, sie seien es allerdings gewesen, aber wieder abgefallen, und zwar einige vor 3, andere vor noch mehr und manche sogar vor 20 Jahren. Alle diese haben ebenfalls Deine Büste und die Bildnisse der Götter angebetet und Christus gelästert. Dabei versicherten sie jedoch, ihre Hauptschuld oder vielmehr ihr Hauptfehltritt habe darin bestanden, daß sie immer an einem bestimmten Tage (gemeint ist der Sonntag zur Feier der Auferstehung, nachdem sich die Christen zunächst täglich in den Häusern versammelten und darüber den Besuch im Tempel nicht versäumten) vor Sonnenaufgang zusammengekommen wären, auf Christus wie auf einen Gott abwechselnd ein Lied gesungen und sich durch einen feierlichen Eid („sacramentum“ bedeutete dem Römer in der klassischen Zeit der Fahneneid) nicht etwa zu einem Verbrechen verpflichtet hätten, sondern dazu, daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, kein Wort brechen und kein anvertrautes Gut unterschlagen wollten. Danach wären sie auseinandergegangen und hätten sich wiederum versammelt, um eine — jedoch gewöhnliche und unschuldige — Speise zusammen zu genießen (gegen den Vorwurf des Gemisses von Kinderblut bei den christlichen Abendmahlsfeiern und Liebesmahlen, den „Agapen“). Aber auch das hätten sie nach meinem Edikte unterlassen, worin ich deinen Befehlen entsprechend alle geschlossenen Vereinigungen verboten hatte. Gerade diese Angaben ließen es mir noch nötiger erscheinen, von zwei

Mägden, die dort Dienerinnen genannt wurden (Diaconissen), die Wahrheit auch durch Märtern zu erpressen. Allein ich konnte nichts anderes finden als einen verkehrten maßlosen Aberglauben. Daher habe ich die Untersuchung aufgeschoben und mich dazu entschlossen, Dich um Deinen Rat zu bitten; denn der Fall schien mir eine Anfrage wohl wert zu sein, besonders wegen der großen Zahl der Gefährdeten. Aus jedem Alter, jedem Stande und aus beiden Geschlechtern sind viele Personen der Gefahr ausgesetzt und werden es auch noch künftig sein, da jener ansteckende Aberglaube sich nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem platten Lande verbreitet hat. Indes wird man ihm allen Anschein nach doch noch Einhalt tun und ihn vielleicht wieder ganz austrotten können. Fest steht wenigstens, daß wieder die schon beinahe verödeten Tempel sich zu beleben beginnen, die gewohnten, lange unterbrochenen Opfer stattfinden und allenthalben Opfertiere verkauft werden, die bisher nur äußerst selten einen Käufer gefunden hatten. Daraus läßt sich leicht schließen, wie viele Menschen sich bessern können, wenn man ihnen nur Gelegenheit zur reinigen Umkehr gewährt."

Die kurze, bedeutungsschwere Antwort des Kaisers an seinen Vertrauensbeamten entschied:

„Bei dem Verfahren gegen die Dir als Christen bezeichneten Personen hast Du, mein Secundus, vollkommen Deine Schuldigkeit getan. Ein bestimmtes, allgemeingültiges Gesetz läßt sich in diesem Falle gar nicht aufstellen. Aufgespürt sollen sie nicht werden; wenn sie angezeigt und überwiesen werden, so sind sie strafbar, jedoch mit der Ausnahme, daß jeder, der seine Zugehörigkeit zu den Christen leugnet und es auch durch die Tat, d. h. durch Anbetung unserer Götter beweist, ohne Rücksicht auf seine frühere Verdächtigkeit wegen seiner Reue Verzeihung erlangen soll. Namenlose Anklagen aber dürfen bei keiner Beschuldigung beachtet werden: das wäre ein sehr schlechtes Beispiel und des Geistes unserer Zeit nicht würdig."

6. Die morgenländischen Religionen wanderten um die Wende der Zeiten gen Westen. Dabei streiften sie ihren nationalen Charakter ab, ihre Götter vermischten sich vielfach mit verwandten Gestalten (vgl. das phantasiestärke, buntfarbige, in seiner Eigenwilligkeit anregende Werk von E. Ziegler, *Gestaltwandel der Götter*, 1920, daneben das Handwörterbuch: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, 2. Band, 1910), sie wuchsen zu universal-kosmischer Bedeutung, ihre Mythologie wurde ausgelegt und spekulativ umgedeutet. Weltentstehungs-sagen und Mythen aus dem ganzen Osten galten als Offenbarung; durch willkürliche Über- und Unterordnung ihres Inhalts

wird ein mit Göttern und Dämonen reichbevölkertes Weltbild zusammengeschüttelt. Die sichtbare Welt untersteht ihren bössartigen Schöpfern, die die Menschen knechten; die Sterne bestimmen das voraus. Der Leib bindet die aus der göttlichen Lichtwelt stammende Seele, die nach ihrer Heimat zurückstrebt — der Armenisch oder die Sophia (Weisheit) stieg aus der oberen Lichtzone in die Stoffniederung herab, auch durch sittlichen Fall: die Erden- und Menschenschöpfung entstand. Ziel des Weltprozesses ist die Entmischung der ungleichartigen Elemente als Heilstat des göttlichen Erlösers, indem er die Macht der niederen Gewalten bricht und den Menschen Kunde bringt von der oberen Welt. Der Anschluß an religiöse Gemeinschaften eignet dies Heil zu, die Mitglieder empfangen geheime Offenbarungen, Weihen bereiten sie zum jenseitigen Heil. Der Gnostizismus im Urchristentum, der sich aus den verschiedensten Quellen tränkte und alle denkbaren Mischungen aufwies, ist durchaus nicht nur der Versuch, das Verständnis des Alten Testaments durch schweifende und bohrende Allegorie zu verchristlichen; er bedeutet vielmehr die Verweltlichung bzw. Hellenisierung des Christentums. Die Gnostiker waren die Theologen des 1. Jahrhunderts (Harnack). Sie haben zuerst das Christentum in ein System von Lehren (Dogmen) verwandelt. Sie haben zuerst die Überlieferung und die christlichen Urkunden wissenschaftlich bearbeitet. Sie haben das Christentum als die unbedingte Religion darzustellen unternommen und es deshalb den andern Religionen, auch dem Judentum, bestimmt entgegengesetzt. Sie haben versucht, das Christentum für die hellenische Kultur und diese für jenes zu erobern; sie haben dabei das Alte Testament preisgegeben, um sich den Bundeschluß zwischen beiden Mächten zu erleichtern und die Unbedingtheit des Christentums behaupten zu können.

Der oberste Gott — als Urvater mit Urmutter und Ursohn oder Armenisch — wird dem Christenwergott gleichgesetzt. Der Unnennbare wird zum „Abgrund“ verdunkelt; er bleibt den Gnostikern die unaussprechliche erste Ursache, die unendlich erhaben unzugänglich thronet, nur in Geheimzirkeln wenigen Auserwählten sich mitteilend. Über der Erdenwelt steht ihnen die Planetenzone, darüber lebt die höhere Lichtwelt der Aonen. Der Schöpfergott (Demiurg) mit seinen sieben Planetengöttern (Archonten) bleibt getrennt von dem Erlösergott der Lichtwelt. Der Demiurg wurde dem Judengotte gleichgesetzt. Die Erlösung des Menschen durch Christus bedeutet dem Gnostizismus einen Weltvorgang: Umschichtung der Machtverhältnisse in der oberen Welt, die Ermöglichung der Rückkehr der Seele

aus der Stoffnechtung. Die Sprüche Jesu haben einen hinter den Worten (für alle) liegenden Geheimsinn für die Eingeweihten. Denn die Gnostiker unterscheiden die niederen Menschen (Hyliker) von den Geistesmenschen (Pneumatiker), zwischen beiden Klassen die Seelischen (Psychiker). Das Unterscheidende bleibt die Erkenntnis, Gnosis; auch der Apostel Paulus war Gnostiker.

7. Eine selbständige Stellung als Gnostiker nimmt Marcion ein (etwa 85 bis 160): dieser begüterte Schiffsherr aus dem Pontus kam 138 als Christ nach Rom, versuchte die Gemeinde dort umzugestalten, brach mit ihr und begründete eine eigene Gemeinschaft. Durch seine eifrige Tätigkeit entstanden in allen Provinzen des Reiches Gemeinden mit seinem Namen. Er wollte die ganze Christenheit marcionitisch machen: d. h. er versuchte, die alttestamentliche Grundlage des Christentums zu beseitigen, die Überlieferung zu reinigen und das Evangelium des Paulus durchzusetzen. In der alten christlichen Kirche bis zu Augustin hat nur einer den Paulus verstanden: Marcion — und der hat ihn mißverstanden! Seine Schriften sind: eine besondere Ausgabe des Neuen Testaments und die „Antithesen“ (Gegensätze). Die katholische Kirche, die in Marcion ihren Todfeind sah, wurzelte seine Werke und sein Andenken mit Stumpf und Stil aus — erst Harnack vermochte, nach der Sammlung und Sichtung der weitverstreuten literarischen Bruchstücke während eines halben Jahrhunderts, das Bild Marcions (1921) mit wissenschaftlicher Sicherheit und künstlerischer Feinheit zu erneuern.

Marcion erkannte das Evangelium in der Offenbarung eines unbekanntem fremden Gottes durch Jesus Christus, die allein Paulus verstanden hat. In die Welt, die er nicht erschuf, in der er bisher unbekannt war, der er darum auch vorher keinerlei Gesetz gab, tritt dieser fremde Gott Jesu Christi ein, um die willigen Menschen von den natürlichen und moralischen Gesetzen der Welt zu erlösen zur Gemeinschaft seiner Liebe. Die Verbindung des Evangeliums mit dem Alten Testament schalt Marcion als das heillose Vergehen der Großkirche. Er lehnte Gott als Welterschöpfer und Gesetzgeber ab; sein Glaube galt allein dem Gotte der heiligen und erlösenden Liebe. Ist Christus nach Paulus des Gesetzes Ende und ist in ihm das Alte vergangen, alles neu geworden, so ist ihm das Evangelium eben das durchaus Neue. Christus erlöst uns von der Materie und vom Moralgesetz der Gerechtigkeit. Er nannte das Alte Testament gewiß nicht falsch, aber er hielt es für christlich erledigt. So bahnte Marcion den Weg zu einem neuen Verständnis der christlichen Botschaft, indem er die Religion in ihrer Eindeutigkeit wie in ihrer Fremdheit,

die wider alle Erwartung läuft, herausstellte. Dadurch wurde Marcion selber Religionsgründer und Kirchenstifter.

Er baute, dem Alten Testament zu begegnen, sein Neues Testament zusammen: das von ihm durchgesehene Lukas-Evangelium und zehn Paulus-Briefe kamen hinein. Erst in der Abwehr Marcions schuf die Kirche dann unser geltendes Neues Testament. Damit aber löste Marcion, geschichtlich gesehen, die Kirche erst wirklich aus dem Mutterboden des Judentums. Das bleibt seine Bedeutung.

Marcion war ein religiöser Charakter, der es nicht mit Prinzipien zu tun hatte, sondern mit lebendigen Wesen, deren Macht er fühlte; im Evangelium erkannte er abschließend nicht eine Welterklärung, sondern die Erlösung von der Welt.

8. Der Staat duldete die Christen, die er grundsätzlich nicht duldete. Der Staat übergab den Christen sogar hohe Offizier- und Beamtenstellen. Um das Jahr 200 gab es Christen im römischen Senate, einzelne Herrscher beehrten einen Christen mit ihrem besonderen Vertrauen. Auch damals gab es zwischen Gesetzgebung und Verwaltung einen spürbaren Abstand. Die Kirche durfte Besitz erwerben — als „verbotene“ Gesellschaft; am Anfange des dritten Jahrhunderts besaßen alle Gemeinden ihre Liegenschaften, verfügten über eigene Gebäude und über Kirchenvermögen.

Unter den Kaisern Decius (250), Valerian (258), Diocletian (303) stieß der Staat wuchtig gegen die Kirche vor. Kaiser Decius erklärte: „Ich will lieber einen Gegenkaiser in Rom dulden als einen Bischof.“ Der Staat hatte also die Kraft der kirchlichen Ausgestaltung kennengelernt! Man konnte die bisherige Duldung der christlichen Verbände fortbestehen lassen oder diese ungeheure Kraft staatsmännisch überlegen sich selber zuführen. Als unzureichende Diplomaten versuchten sie die erstarkende Kirche zu zertrümmern.

Diese drei Versuche mißlangen. Die Zeiten waren schlimm und es gab auch Christen, die von ihrem Glauben abfielen; doch die Kirche siegte. Konstantin, ein gewiegter Politiker, wagte keinen vierten Versuch, das Christentum auszuwurzeln. Es galt noch einen ungeheuren Entschluß des Kaisers, die christliche Kirche dem römischen Staat einzufügen. Konstantin war nicht ohne persönliche Beziehung zum Christentum. Die Neigung Konstantins zur neuen Religion war nach Harnacks Blick sittlich nicht tief unterbaut — doch die christliche Eingottlehre, ihre Geistigkeit und ihren Aufbau gedachte er sich zunutze zu machen. Der Bund wurde geschlossen. Er nahm die christliche Kirche in die Weltregierung auf und erkannte sie in ihren

Ordnungen an. Ja, er trat selber in ihren Kreis und ließ durch seine Hofbischöfe ansagen, er komme, um den lange erledigten Stuhl Davids und Salomos einzunehmen. Konstantin verzichtete damit auf die weltliche Begründung seines Herrschertums, er gab ihm eine religiöse Weihe.

8. Die Mystik Plotins.

Plotin (205—270), von dem in unserm 1. Band allzu flüchtig die Rede war (siehe dort S. 212), zählt durch den Neuplatonismus, den er begründete, zu den wertvollsten Wegbereitern der christlichen Religion. Religiöse Sehnsucht nach Erhebung über alles Endliche, auch über das Denken des Endlichen, ist die Seele dieser Bewegung. Mystische Ruhe in Gott winkt als Ziel, philosophische Gedanken begleiten die mystische Stimmung.

Wie die Untersuchungen von Eduard von Hartmann und Artur Drews (der 1908 ein eigenes schönes Werk über Plotin schrieb), Rudolf Eucken und Otto Pflieiderer ergeben haben, bedeutet die Gottheit für Plotin — der in Ägypten geboren wurde, in Alexandrien studierte und seit seinem 40. Jahre Lehrer der Philosophie in Rom war — das Eine und Erste, erhaben über alle endliche Bestimmung, von dem keine positive Eigenschaft eigentlich auszusagen ist, nicht einmal das Denken, das den Gegensatz von Denkendem und Gedachtem einschließt. Wollen und Wirken sind seinem Wesen nahe, Plotin hat das Freisein und Selbstherrsein der Urkraft darauf zurückgeführt; doch auch hier verbleibt er vorsichtig bei einem „gleichsam“, denn da Wollen und Tätigkeit einen Gegenstand voraussetzen, könnte das Urwesen eines anderen bedürftig erscheinen. Es gibt, sagt uns Plotin, für das Eine kein Gutes, es will auch nichts, es ist übergut — nicht in bezug auf sich, sondern nur für die anderen, die an ihm teilhaben können. Es ist nicht Denken und nicht Bewegung, es ist vor aller Bewegung und vor dem Denken: was sollte es denken? Was allein ist, kennt weder etwas noch hat es etwas, das es nicht kennt; da es eins ist mit sich selbst, bedarf es nicht des Denkens seiner selbst. Um also das Eine in seiner gegensatzlosen Einfachheit zu bewahren, muß man auch das Denken seiner selbst und des anderen hinwegnehmen.

Verhalten wir uns aber so gegen Gott, daß wir alles aus ihm ableiten, doch weder durch einen Willensakt noch durch eine Tätigkeit (als Bewegung im Einen), noch durch eine Ausstrahlung (als Verminderung oder Veränderung des ewigen Einen): was bleibt?

Das Licht, so umschreibt Plotin gern den Vorgang, entströmt der Sonne, ohne deren Wesen zu berühren; wie es bei wachsender Entfernung immer schwächer wird und zuletzt in Finsternis aufhört, so sollen die Wirkungen der Urkraft immer unvollkommener werden durch die Stufenreihe der Wesen in der übersinnlichen und sinnlichen Welt herab bis zum Urstoff, dem verneinenden Gegenpol zur Gottheit (als Nichtseiendes und als Grund des Bösen), als ihr nicht etwa gleich ursprüngliches, sondern letztes, wesenlosestes Schattenbild.

Das Urwesen entsendet aus sich zuerst den Geist, in ihm zerteilt sich die Ureinheit als Denken und Sein. Er denkt das Urgesetz und die Mannigfalt der Ideen als die Urbilder der Einzelwesen und als geistartige Kräfte, die sich zur Harmonie der Geisteswelt verbinden. Der Geist erzeugt die Seele: die höhere, noch außerkörperliche Weltseele und die der Körperwelt einwohnende niedere Seele, Plotins „Natur“. In neuer Spaltung erhalten wir abermals Teilseelen höherer und niederer Art als Erzeuger der Einzelwesen. Die Seele vermittelt zwischen der übersinnlichen göttlichen Welt zur Sinnenwelt des raumzeitlichen, geteilten, veränderlichen Daseins; der Urstoff (die Materie) bedingt dessen Unvollkommenheit. Das Licht erlischt bei weitester Entfernung von dem Urlicht in Finsternis — Geist und Seele erlöschen auf ihrer Wanderung im Urstofflichen. Jedoch vermag die Seele bei ihrem Eingehen in die Materie in bewußtlosem Schaffen ihr übersinnliches Wesen zu betätigen: sie ordnet nämlich alles nach Zahlen und Ideen so, daß die sichtbare Welt bei aller Beschattung dennoch das harmonische Abbild der übersinnlichen Welt werden kann.

Die Menschenseele stammt für Plotin wie für Plato aus der Übersinnlichkeit; dort führte sie vor ihrem Erdendasein ein zeitlos-seliges Leben in unmittelbarer Gottesschau. Sie steigt herab in einen Ätherleib in Himmelsbezirken und in einen Stoffleib auf der Erde; diese Verkörperung ist Schicksal und Schuld des Menschen. Die Seelen vergaßen Gott, ihren Vater; der Ursprung des Bösen wurde ihr Hochmut, anders werden und sich selber angehören zu wollen. Die Verbindung mit dem Leibe läßt die Seele ihr höheres geistiges Wesen nicht einbüßen, doch gesellt sie ihm eine zweite, sinnliche Seele, die den Verkehr mit dem Körper und der Sinnenwelt vermittelt. Die höhere Seele, der inwendige Mensch bleibt für Plotin der eigentliche Mensch; der Weltseele verwandt und ähnlich, trägt er die göttliche Vernunft in sich, die über ihm waltet. Zwar wirkt die Seele durch gewisse Kräfte auf den Leib, doch erleidet sie keine Wirkungen des Leibes, sie nimmt nur die im Leibe vorgehenden Bewegungen und

Zustände wahr. Die Seele ist unsterblich, für Plotin wie für Platon; die wahre Auferstehung aber ist ihm die vom Leibe weg, nicht mit dem Leibe. Jede Seele kehrt nach dem Tode dahin, wohin ihre Neigung strebt: die reinen Seelen kommen in ihre übersinnliche Heimat, die minderwertigen sinken in Tier- und Pflanzenleiber — die Seelenwanderung wird von der strengen Vergeltung geregelt. (Das Karma der Inder.)

Der Mensch soll sich von der sinnlichen zur übersinnlichen Welt erheben. Als höheres Wesen sucht er sein Glück in sich, macht sich von der äußeren Welt frei und wird gleichmütig gegen ihre Güter wie Abel. Die Seele sagt sich innerlich los vom Leibe, der sie in die Sinnenwelt herabzieht, sie besinnt sich auf ihr reines, übersinnliches Wesen. Das ist des Menschen Verähnlichung mit Gott, seine ursprüngliche Gottesverwandtschaft leuchtet auf. Diese innerliche Selbstlösung ist der Weg zur Vollkommenheit, nicht die äußerliche Büßerenthaltung und Abtötung der Sinnlichkeit. Die weltlichen Interessen, wie die Politik, erschienen Plotin geringwertig, weil sie den Menschen abhängig machen vom Zauber der äußeren Dinge. In der sinnlichen Wahrnehmung sind nur schwache Spuren der Wahrheit, die Selbstanschauung des Geistes gilt es; doch die Seele muß zur mystischen Vereinigung mit der Gottheit auch das Denken noch übersteigen: in der völligen Vereinfachung und Verzückung wird sie des Gottes voll im reinen Licht.

Das sind nicht mehr zwei, ruft berauscht der Mystiker: beide sind eins wie Liebende, die in der Vermählung ihr Wesen mischen. Die Seele merkt nichts mehr davon, daß sie im Körper ist, sie vergißt auch sich selber, sie schaut nur noch auf das Eine — und dieses würde sie mit nichts vertauschen, auch wenn man ihr den ganzen Himmel böte. Keine Täuschung — „wo sollte sie etwas Wahreres finden als das Wahre selbst? Sie täuscht sich nicht darin, daß sie selig ist. Auch alles andere, woran sie sich früher erfreute: Herrschaft, Macht, Reichtum, Schönheit, Wissenschaft, sie sieht es jetzt alles geringschätzig an. Auch fürchtet sie kein Unglück, wenn sie mit jenem vereint ist; ob gleich alles um sie her verginge, so wäre ihr das gerade recht, daß sie mit dem Einem allein sei. Auch die Gedankenwelt, mit der ihr Intellekt sich beschäftigt, läßt sie fahren, wenn sie den Einem geschaut hat. Sowie der Besucher eines Palastes erst die Schmuckstücke umher betrachtet und bewundert, dann aber, wenn der Hausherr eintritt, nur noch für ihn selbst Auge und Sinn hat und alles andere darüber vergißt: um so mehr hier, wo der Hausherr Gott ist und nicht sichtbar erscheint, sondern die Seele des Schau-

enden erfüllt. Da verliert der Intellekt, trunken vom Nektar, das Denken und wird ein Liebender. Die Seele empfängt ein anderes Leben, wenn sie Anteil an ihm gewinnt, also daß sie erkennt, daß der Chorführer des wahrhaftigen Lebens da ist und es keines anderen mehr bedarf. Darum werden wir unwillig über unsere Fesseln, eilend alle irdischen Hüllen abzustreifen, daß wir mit unserem ganzen Wesen ihn umfassen und keinen Teil mehr an uns haben, mit dem wir nicht an Gott hängen. So schauen wir uns selbst im Lichtglanz, selber reines Licht, unbeschwert, leicht, ein Gott geworden oder vielmehr seiend; entzündet ist unseres Lebens Flamme — sinken wir wieder, so sind wir Nacht.“

9. Augustin. Die katholische Kirche.

1. Aurelius Augustinus, dieser Fürst der Kirchenväter, lebte von 354 bis 430; er ist nicht nur eine Hauptstütze des römischen Katholizismus, er ist eine der unsterblichen Persönlichkeiten des gesamten Christentums bis auf unsere Tage und wird es bleiben bis ans Ende aller Tage; denn alle Christen denken noch irgendwie mit seinen Gedanken und reden zum Teil mit seinen Worten — auch diejenigen Christen, die mit der Theologie Augustins nichts mehr verbindet. Hat sich Augustin an dem Römerbrief des Apostels Paulus innerlich entzündet, so hat Augustin den Reformator Luther erleuchtet. Doch auch Montaigne hat den großen Heiligen, wie er ihn nannte, gern zum Zeugen berufen; Petrarca hat sein Handbuch der „Bekennnisse“ Augustins wie ein Orakel benutzt; die Renaissance regte er an, wie die Theologen und die Mystiker, die Scholastik und die dogmatische Polemik des Mittelalters aus ihm lebten, die Reformatoren und die Dichter der mittleren Jahrhunderte. Der heißblütige Sohn des Völkerchaos war ein sinnlich-übersinnlicher Freier, eine durchaus zwiespältige Natur. Nach Harnacks Urteil, der sich von seinen jungen bis zu seinen alten Tagen mit besonderer Vorliebe in Augustins Seelen- und Gedankenwelt einsenkte, trug er den Geist des abendländischen Katholizismus in sich als das Ineinander von freiester eigener Hingabe an das Göttliche und steter gehorsamer Unterordnung unter die Kirche als Gnadenmittlerin.

Aurelius Augustins Leben ist nicht not erzählt zu werden: als Mann von 46 Jahren hat er der Welt in seinen erstaunlichen „Confessiones“ die 13 Bücher seines Lebensganges (von der Geburt und ersten Kindheit bis zu seiner Taufe und der Rückkehr nach Afrika) und seiner religiösen Weltanschauung (das Geheimnis Gottes

in der Welt) enthüllt; und was er wurde und wirkte bis zu seinem Tode, das steht in jeder Kirchengeschichte zu lesen, seine dogmatischen Kämpfe mit Montanisten und anderen Kettern zieren die Dogmengeschichte der Kirche, die sich nach Jesus dem Christ benennt. Als das theologische Genie der kirchlichen Väter wurde er zugleich ihr psychologisches Genie, das an den Überlieferungen sich nicht genügen ließ, sondern die Gemütszustände und den Bewußtseinsinhalt zergliederte. Gegenbild des Aristoteles, wurde Augustin, dessen Selbstbekenntnisse so erfrischend „modern“ auf uns wirken, der antike Klassiker des Christentums, der alle Zustände des Innenlebens von den grundlegenden Vorgängen bis zu den zartesten und verwickeltsten Stimmungen durchforschte. „Augustin, der Schüler der Hellenen, vollzog die vorbereitete Auflösung der hellenistischen Welt im Namen des Gottes, den er als das einzig Wirkliche erkannt hatte.“ Das Innenleben wurde zum Ausgangspunkt des Denkens über die Welt. Und weil er alle Schliche und Wege kennt, die der Mensch einschlägt, wenn er seinem Gott zu entfliehen sucht, weiß er so gut Bescheid in uns allen. Was er von seinem Gottringen verrät, das bleibt bindend für das Gottsuchen der Menschen aller Zeiten. Bei der persönlichen Einzigart der Konfessionen Augustins hat man gefragt, wie dieser Auch Einer sich der Autorität der Kirche unterordnen konnte — doch man soll weder bei Augustin noch bei Strindberg oder Herm. Bahr vom „Ghetto der Kirche“ reden — denn die Kirche ist auch bei den protestantisch-liberalen Theologen Albrecht Ritschl und Wilhelm Herrmann der heilsgeschichtliche Ort der Vergegenwärtigung Gottes in seinem Geistesbund mit der Gemeinde. Auch Blaise Pascal und sein jansenistischer Freundeskreis von Port Royal im Frankreich des 17. Jahrhunderts schleudert seiner Kirche die Flammenpfeile der sengenden „Lettres provinciales“ wider den Jesuitismus in ihrer Mitte ins Genick und — verbleibt, als Ahnherr der katholischen Modernisten im 19. Jahrhundert, im Schoße der alleinseligmachenden Kirche des römischen Papsttums . . .

Das von Augustin geprägte Grundwort lautet: „Geschaffen hast du uns, o Gott, zu deinem Eigentum, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.“ Im Innersten des Menschenwesens wohnt die religiöse Anlage als eingepflanzte Richtung auf Gott als das wahrhaft Wirkliche. Vollendete Religion bedeutet für Augustin das tiefbefriedete Glücksgefühl, das alle Unrast erlöst. Gott muß die Seele preisen, ihn, der selber im Gemüt solchen Lobpreis weckt — „Dein ist meine Unruhe, meine Ruhe, mein Lobgesang.“ Gott anhängen

ist das Gute; kann der Mensch nicht in Gott bleiben, so kann er auch nicht in sich selber bleiben. Das Herz aller Mystik ist das All-Eine; Gott ist Wahrheit, Ewigkeit, Liebe. Gottschauen, Gottgenießen bleibt das selige Ziel aller frommen Sehnsucht; Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott!

So zahlreich wie Augustins große und kleine Schriften, so kaum in einem Blick zu überschauen sind die Widersprüche in seinem Wesen, die diesen antiken Modernen stetig reizvoll erhalten. Jedoch — als die germanische Völkerwelt in die Weltgeschichte einzutreten begann, das Römerreich sich auflöste und die Reichskirche des Westens in die Wirren hineingerissen wurde; als mit dem Römerreich auch die lateinische Kirche und die ganze antike Kulturwelt zugrunde zu gehen drohten, da sandte der gute Geist der Geschichte dem Abendlande den heiligen Augustin, der als Erbe der Vergangenheit allbeweglich und selbstwüchsig in die Zukunft überleitete und der Mittelpunkt seines Zeitalters wurde. Die Kirche richtete sich auf den Trümmern der alten Welt neu ein — Augustin geleitete sie, als Spiegel und Brempunkt einer alten Kulturwelt, als Programm einer neuen und eigenen Entwicklung, doch auch als Element der Unruhe und Gewissensschärfung.

2. Religionsgeschichtlich stellt sich der Katholizismus als eine vielfarbige Religionsmischung dar, deren Bestandteile uns Friedrich Heiler (der sich aus einem strenggläubigen Ultramontanen zum Reformkatholiken, zum religiös-katholischen Modernisten, zum evangelisch-katholischen Protestanten entwickelte, jetzt Professor für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Marburg; vgl. sein Meisterwerk über das Gebet, 1918, und seine Vorträge über das Wesen des Katholizismus, 1920) mit sachlicher Leidenschaft zergliederte. Dieser ausbündige Kenner schreibt: „Alle Religionsstufen, die niedersten und höchsten, alle Religionsformen, die rohesten und reinsten, sind im Katholizismus wiederzufinden. Alle die mannigfachen Klänge der lebendigen Frömmigkeit: grobe und feine, harte und weiche, schrille und zarte, tönen uns aus ihm entgegen. Wer ihn von Grund aus erforscht, der erforscht die ganze Religionsgeschichte, dem geht der erstaunliche Reichtum auf, den die geheimnisvolle Welt der Religion in sich birgt.“ Zum mächtigen katholischen Dom haben die jüdische, griechische und römische Religion, die Religionen Kleinasiens, Ägyptens und Germaniens, selbst Buddhismus und Islam ihre Bausteine herbeigebracht. In jahrhundertelanger vielfältiger Entwicklung der Geschichte ist der Katholizismus geworden. Jesus selber hat keine Kirche stiften

wollen, lebte er doch mit seinen Anhängern des Glaubens an das morgen hereinbrechende Weltende mit dem Aufstrahl der seligen Gottesherrschaft auf der verklärten Erde. Der Katholik glaubt an die Einsetzung von Kirche und Papsttum in jenem Jesuspruch an Petrus (Matth. 16, 18): „Du bist Petrus, der fels, und auf diesen fels will ich meine Kirche bauen“ — Palestrina formte 1570 daraus seine durchseelte Motette: Tu es Petrus —; doch war die katholische Ausdeutung dieses nicht tertsicheren Wortes den alten Schrift-erklärern durchaus fremd. Ebensovienig haben weder Paulus noch Johannes den kirchlichen Katholizismus aufgebaut; seine Wurzeln ruhen in der nachapostolischen Zeit. Als zäh beharrende und zugleich stetig vorwärtstreibende Macht bildete der werdende Katholizismus, in den Weltstrom geworfen, Kirchenrecht und Verfassungsformen aus, die bischöfliche Führung, die Glaubensregel und den Schriftkanon, um sich zu behaupten — doch es drangen von außen als fremde Kräfte in das Christentum ein: Roms Rechtsweisheit und Staatskunst, Griechenlands Philosophie, Askese und Mystik, Mysterien aus dem Morgenland. So wurden Clemens von Alexandrien und Origenes die eigentlichen Väter der katholischen Mischreligion, Irenäus, Tertullian und Cyprian sind die Ahnherren des römischen Kirchentums geworden; jene durchsetzten das Evangelium mit griechischer Philosophie und Mystik, diese wirkten an der Bildung des abendländischen Kirchenwesens. Und dieser Doppelcharakter gestaltete sich nun in der Folgezeit immer klarer heraus: Athanasius ist der Vater der strengen katholischen Rechtgläubigkeit — zugleich der Patron des mystisch-büßerischen Mönchtums; Dionysius, der sogenannte Areopagit, der auf Morgen- und Abendland gleich mächtig einwirkte, verbindet die Gegensätze in sich, worauf sich Rom stets meisterlich verstand: die kirchlichen Einrichtungen werden geschätzt, der griechisch-orientalische Uberglaube wird geduldet, neuplatonische Gnosis und Mystik finden den Zugang offen! In Augustin aber, der lebendigsten Persönlichkeit des Katholizismus, stehen Jeremia und Plato, Paulus und Plotin, Origenes und Tertullian wieder auf. Heiler zeigt uns den Dom des Katholizismus mit seinem Grundstein der unbeirraren Kirchenlehre: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche überwältigte“; mit seiner den Himmel grüßenden hohen Spitze der Gottesmystik: „Unser Herz bleibt unruhig, bis es ruht in dir.“ Augustins grobvolkstümliches Gegenbild ist der Kirchenfürst Gregor der Große, der den breiten Durchschnittstypus des mittelalterlichen Katholizismus schuf.

Volksreligion, Kirchenordnung, Theologie und Mystik sind im 6. und 7. Jahrhundert in der Kirche des Ostens erstarrt zum Mischwesen. Im Abendland stand die Entwicklung keineswegs still. Altgermanische Vorstellungen und heilige Bräuche verstärken die heidnisch gestimmte Volksreligion; die barbarischen Völker werden, neubelehrt, zu äußerlichem Gesetzeschristentum von den kirchlichen Erziehern gedrillt, die herrschende Kirche baut in Päpsten und Bischöfen ihr Erdenreich aus als das Erbe des Imperiums der römischen Cäsaren. Doch zugleich „erhob sich über alledem in himmlischem Fluge eine zarte und feine Mystik, bestimmt von Augustins großartiger Gottesidee und von des Dionysius erhabener Weisheit; mit den wonnigen Klängen der Unendlichkeitsmystik vermischen sich die wunderbaren Töne biblisch-paulinischer Heilserfahrung; das Lied von Sünde und Gnade, von Schuld und Versöhnung, von des Christus Heils- und Sühnetat wird von den mittelalterlichen Frommen mit einer Innigkeit gesungen wie nie zuvor“. Bis Thomas von Aquin (1225—1274) alle Gegensätze des römischen Katholizismus mit Hilfe der Denkreihen des Aristoteles in das logische System zwang und alle Widersprüche in ideale Harmonie ausklingen ließ. Dieser größte allrömische Kirchenvater entlockte Harnack das schöne Wort: „Noch ist in der Welt keine Wissenschaft je ganz unfruchtbar gewesen, die in wahrhaftiger Hingebung Gott gedient hat.“ In seiner Hauptarbeit, der theologischen Summa, waltet die Überzeugung: daß Religion und Theologie wesentlich spekulativ, nicht praktischer Art sind, daß sie geistig angeeignet werden können, daß zwischen Vernunft und Offenbarung letztlich kein Widerstreit bestehen kann. Thomas hält streng fest an Augustins Lehre von Gott, der Prädestination (Vorbestimmung des Menschen durch Gottes freie Wahl für Seligkeit oder Verdammnis), der Sünde und der Gnade; nur die Heilige Schrift galt ihm als völlig sichere Offenbarung. Thomas erweist sich als gründlichen Kenner des Aristoteles und macht von dessen Philosophie so weit Gebrauch, als Augustin ihm das gestattet. Kühn rechtfertigt er die kirchlichen Ansprüche durch seine geniale Staatstheorie und seine aufmerksame Beobachtung des päpstlichen Kirchen- und Sakramentensystems. „Der Politiker Aristoteles und der Theologe Augustin, zwei Feinde, haben in Thomas einen Bund geschlossen — das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Thomas.“ Im Tridentinischen Konzil (1545—1563) wurde die Lehre des Thomas bindendes Dogma Roms.

3. Im römischen Katholizismus lassen sich fünf Hauptzüge deutlich neben- und ineinander wahrnehmen. Heiler nennt sie die ein-

fache Volksreligion, die strenge Gesetzesreligion, die päpstliche Rechtsreligion, die mystische Erlösungsreligion, die biblisch-evangelische Offenbarungsreligion. Auch vom Katholizismus gilt das allgemeine Gesetz, daß die Volksmassen niemals die höhere Religion der Propheten, Priester und Weisen in sich rein aufnehmen können; „sie leben stets in einer Religion zweiten Grades, in jener unterirdischen Religion, die unverändert durch alle Jahrhunderte und alle Kulturen sich forterbt“. Auch die römische Kirche duldet diesen Mirakelglauben, den sie zu vergeistigen oder zu verschleiern sucht, mit seiner urwüchsigen Frische, doch auch mit seinem abergläubischen Zaubertram, seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht. Durch diese willige Befriedigung der groben Volksinstinkte ist die römische Kirche die Volksreligion geworden — und die Religion der Massen bleibt unverändert wie die Meerestiefe, sie wird von den Oberströmungen weder erwärmt noch fortgerissen. Der Katholizismus als Ritual- und Sakramentsreligion bewirkt den Segensvollzug durch die heilige Handlung selber. Die gültige katholische Volksanschauung nimmt den Vollzug des heiligen Brauches selbst, die Spendung und den Empfang des Sakraments, abgesehen von der religiös-sittlichen Gesinnung des Empfängers, für das über Zeit und Ewigkeit Entscheidende. Die sieben Sakramente, die das Tridentiner Konzil von den Sakramentalien absonderte, schildert Heiler in ihrer Wirkung auf die Volksreligion dahin: „Durch Aufgießen von geweihtem Wasser reinigt die Kirche den Täufeling von der Erbsünde; durch Besprengung mit Weihwasser entsühnt sie von neuem die sündige Befleckung. Durch Salbung mit heiligem Öl teilt sie dem Getauften wunderbare Stärke und Festigkeit mit; durch den heiligen Chrisam pflanzt sie die priesterliche Vollmacht fort von Geschlecht zu Geschlecht; durch die Salbung mit geweihtem Öl spendet sie heilende Kräfte dem kranken Körper, entsündigt sie den Sterbenden und verleiht ihm Kraft zum Todeskampf. Aber die ganze Fülle göttlicher Wunder- und Gnadenkraft übermittlelt sie dem Menschen durch das in den Leib Christi verwandelte Brot, durch das der fromme ganz vergottet und der ewigen Seligkeit gewiß wird. Nicht nur die Teilnahme an der heiligen Mahlzeit bringt unermesslichen Segen, nein, die Feier der Messe als solcher strahlt erstaunliche Segenskraft aus über die anwesenden und ferne weilenden Gläubigen, über Lebende und Tote.“ Das Messopfer soll die Darbringung von Gaben durch den Priester an Gott bedeuten — das Volk versteht es jedoch als eine in und durch sich selbst wirksame Sakralhandlung. Das katholische Messopfer ist seit dem Mittelalter kein eigentlicher Ge-

meindegottesdienst mehr, sondern ein heiliger ritueller Akt, der auch ohne Gemeinde durch den Priester kraft seiner eigenen Wundermacht leiblich-geistig segnet. Man bestellt eine Messe für die Seelenruhe eines Toten, für Genesung eines Kranken, für Befehrung eines Sünders oder als Sonderwunsch („nach Meinung“). In diesen ursprünglichen religiösen Wünschen und Gebräuchen lebt echtes altes Vätererbe aus der Heidenzeit weiter, auch wenn der naive-fromme Katholik sich dessen gar nicht bewußt ist. Die rituelle Handlung wird von der rituellen Formel stets begleitet; auch ihr wohnt Zauberkraft inne: die kirchliche Beschwörung und das heilige Kreuzzeichen bannen den Teufel und entmachten ihn. So darf der „Exorzismus“, die Teufelaustreibung, weder der Taufe noch der Sonntagsfeier (in der Wasserweihe) mangeln. (Gelegentlich werden auch noch vermeintlich Besessene vom römischen Priester durch den Exorzismus von ihren Dämonen befreit.) An den katholischen Wettersegnen sei nur erinnert, der Priester ist dabei durchaus Naturbeschwörer.

4. Die römische Messe gipfelt in der sogenannten „Transsubstantiation“, der Verwandlung des Brotes (Oblate) im Abendmahl in den wahrhaften Leib und das wesenhafte Blut des Christus, durch die lateinischen Einsetzungsworte des Heilandes: „Das ist mein Leib“ (hoc est corpus meum). Im konsekrierten Brot ist der himmlische Christus gegenwärtig; der Priester, der das Wunder vollzieht, hebt den sakramentalen Christus, die Gemeinde betet ihren Herrn im Staube an. Das Herz des Katholiken zittert in dem Gebete: „Gelobt sei ohne End' das heilige Sakrament.“

Die Messe ist auf mancherlei kirchengeschichtlichen Wegen, die ich hier nicht erzählen kann (man lese Karl Hases geistvolle „Polemik“ oder des edlen Katholiken Möhler „Symbolik“, seit 1832 oft aufgelegt), allmählich erwachsen. In nachapostolischer Zeit war das schlichte Nachtmahl der Gemeinde Bestandteil eines Liebesmahls, der sog. Agape (aus Korinther I, 11); die Gebete sind uns erhalten: „Wir danken dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock deines Knechtes David, den du uns kundgetan hast durch deinen Knecht Jesus. Wie dies gebrochene Brot zerstreut war auf den Bergen und zusammengeführt eines wurde, so möge deine Gemeinde von den Enden der Erde zusammengeführt werden in dein Reich. — Wir danken dir, heiliger Vater, für deinen Namen und für die Erkenntnis und den Glauben und die Unsterblichkeit, die du uns kundgetan hast durch deinen Knecht Jesus. Speise und Trank hast du den Menschen gegeben zur Nahrung, daß sie dir danken. Uns aber hast du gnädig gegeben geistliche Speise und Trank und ewiges Leben durch

deinen Knecht. Vor allem danken wir dir, daß du mächtig bist. Gedenke, Herr, deiner Gemeinde, sie zu erlösen von allem Bösen und sie zu vollenden in deiner Liebe und führe sie zuhauſ von den vier Winden, in dein Reich, das du ihr bereitet haſt. Es komme die Gnade und vergehe die Welt.“ Die Eucharistie (Abendmahl) wurde von den Liebesmahlen abgetrennt, worauf ſchon Paulus drang, und wuchs mit ihrer liturgiſchen Einrahmung zur Hauptsache, das Wort trat zurück; der Priester kam und aus dem Gemeindevorſteher entwickelte ſich der Mittler zwischen Gott und Gemeinde im Opfer: mittels der heiligen Gegenstände wird das Golgathaopfer des Chriſtus wiederholt. Sakrament (Überſetzung von Mysterion = Zauber) heißt der Fahneid des Soldaten Chriſti.

Die römische Meſſe (das Wort vom lateiniſchen *dimissio*, Entlaſſung der Gemeinde, der der Priester zuruft: *ite, missa est*; geht heim, es iſt aus) hat ſich in der internationalen Kirchensprache ſeit Ende des 4. Jahrhunderts neben der griechiſchen Liturgie des Oſtens durchgeſetzt. Doch wurde nach vielerlei Schickſalen der Einzelſtücke der Meſſe erſt 1634 das *Missale Romanum* in ſeinem ganzen Umfange der 41 Teile feſtgelegt (Papſt Urban VII.). Der erſte Teil der römischen Meſſe enthält die Vorbereitung mit dem Stufen- oder Staffeigebet und dem Beichtbekenntnis neſt Loſſprechung (*Abſolution*). Eingangſtücke bilden wechſelnde Pſalmenſprüche (*Introtitus*), das *Kyrie eleiſon* (Herr — Chriſtus — erbarme dich), an Feſttagen noch das morgenländiſche große *Gloria*; ſodann folgt, mit vielfachem Küſſen von Altar, Bibelbuch, Kniebeugen und Verneigungen des Priesters, untermiſcht mit vielfältigem Weihrauchſchwingen durch die ganze Meſſehandlung hin, der Wortteil: der Herr ſei mit euch, und mit deinem Geiſte; Gebete (die *Kollekte*) werden angereicht, die *Epistel* (verordneter apoſtoliſcher Briefabſchnitt des Neuen Teſtaments) wird verleſen, anſchließende Pſalmworte (*Graduale*) und *Halleluja*. Mit beſonderer Ehrung wird das *Sonntagsevangelium* verleſen. Als Glaubensbekenntnis gilt nicht das ſog. *Apoſtoliſtum*, ſondern ſeit 1014 für die Meſſe das niſänisch-konſtantinopolitanische *Kredo*. Gebete. Die Wortgruppe ſteigert ſich im zweiten Teil zur Sakramentsgruppe. Es folgen einander: Pſalmworte (*Offertorium*, früher tatsächliche, jetzt nur ſymboliſche Darbringung von Brot und Wein ſeitens der Gemeinde), Gebete, Rauchwerk über den „Elementen“ der Eucharistie, liturgiſche Grüſe und Warnung (*Präfatio*) — endlich der *Canon missae*, Abſchnitte 19—31, erſt ſeit Leo XIII. in den einzelnen Landesſprachen geſtattet, nach der muſikaliſchen Entfaltung des vorangehenden *Sanctus*, *Hosanna*,

Benedictus, leise zu beten. Im Mittelpunkt (24) die Einsetzung des Abendmahls. Nach der Wandlung hebt der Priester die Hostie und den Kelch, die er anbetet, der knienden Gemeinde entgegen (Elevation). Während der Messe bekreuzt er sich 55 mal Ich übergehe die vielfältigen liturgischen Kleinsymbole. Die Kommunion (Abendmahl): die über dem Kelch zerbrochene Hostie wird in den Wein getaucht; nach Gebeten (Agnus) erfolgt die Spendung; der Priester genießt Brot und Wein, die Gemeinde empfängt an den Altar- oder Chorschranken die weingetauchte Hostie. Doch gilt die Messe auch ohne die Laienkommunion. Den Abschluß bilden Gebete, Danksagung, Segen, Verlesung des Eingangs (Prolog) zum Johannes-Evangelium, der auf jedem Altar unter Glas und Rahmen steht. Die genau festgelegte Priestergewandung für die Messe unterscheidet für die Zeiten des Kirchenjahres die fünf liturgischen Farben Grün, Rot, Weiß, Violett, Schwarz. Wer die Einzelheiten studieren will, sei auf das gut einführende Büchlein von Julius Smend (die römische Messe, 1920) hingewiesen.

Der Kelch wurde den Gemeinden durch das Konstanzer Konzil 1415 entzogen, nachdem das katholische Volk (aus äußeren und inneren Gründen) bereits auf den Kelch beim Abendmahl verzichtet hatte — unter dem Widerspruch von Kirche und Kurie.

Der Choralgesang und der polyphone Messgesang bilden den künstlerischen Schmuck der römischen Messe (vgl. Smend, 37—43); die Instrumentalmessen versucht die Kirche neuerdings auszuschalten.

5. Dem Katholiken ist die Kirche buchstäblich das Gotteshaus, er weiß Gott im Tabernakel wohnend; die gnadenreiche Gegenwart des Göttlichen ist an sinnenfällige Akte, an heilbringende Formeln, an das Gegenständliche gebunden. In der Monstranz und im Hostienfeld wird das Göttliche zur Anbetung ausgesetzt.

Die Heiligen treten dem Durchschnittskatholiken in ihren Bildern wie in ihren „Reliquien“ nahe — Gnadenbilder und Gnadenstätten von erlesener Kraft auf den Willen der Gottheit für das Schicksal des Beters übernehmen die weitgreifende Führung. Die Geschichte der katholischen Wallfahrt würde ein rührendes und ein erstauuliches Buch füllen! Das alte Pantheon in Rom wurde im 7. Jahrhundert in eine christliche Allerheiligenkirche umgewandelt.

In *M a r i a*, der Königin aller Heiligen, wurde weniger die (uns fast unbekannt) Mutter Jesu von Nazareth zur Königin des Himmels erhöht, als daß jene verschmolz mit einer antiken Gottheit, die in der ganzen Mittelmeerwelt verehrt wurde: wir kennen jetzt den uralten Kultus der Muttergöttinnen in Kleinasien, in Babylonien und Agypt-

ten. Gegen die ängstliche Warnung des Bischofs Nestorius erhoben die Väter des Konzils zu Ephesus (431) Maria zur Gottesgebärrin. An die Stelle des Dianatempels zu Ephesus trat ein Madonnenheiligtum, die heidnische Muttergöttin wurde zur christlichen Gottesmutter (vgl. Th. Crede, Das Heidentum in der römischen Kirche, 1889—91). Mit Bernhard von Clairvaux ruft die römische Christenheit ihre Maria noch täglich an: „Gedenke, o gütigste Jungfrau, daß es von Ewigkeit her noch nie erhört worden ist, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm, von dir verlassen wurde.“ — Du bist ja die Mutter, dein Kind will ich sein, so singt jung und alt. Wie herzerhebend trat der protestantische Katholik Peter Rosegger für die Verehrung der Maria ein! Nicht nur Goethes Doktor Marianus betet am Schluß der Faustdichtung zur Madonna: „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin, bleibe gnädig,“ sondern die größte deutsche Mystikerin, Mechthild von Magdeburg, nannte die Gottesmutter schon ebenso undogmatisch „Drowe, edel Göttinne“. Was kann es in den katholischen Domen Holderes geben als die sinnigen Maienandachten an den blumengeschmückten Marienaltären! Die Mutter des Lebens wird begrüßt nach dem langen Winter. Die Verbindung des Ave-Maria (des Engelsgrußes) mit dem Herrngebet (Unser-vater) bringt auch Katholiken Seelenpein.

6. Auch das Judentum lebt im Katholizismus fort, sofern er eine starre Religion des Gesetzes und der Autorität ist. Er wendet sich an die Furcht und die Hoffnung im Menschen, ihn schreckend mit den Höllenstrafen, ihn lockend mit dem Himmelslohn. Vorbehaltlose Unterwerfung unter die Würde der Gottvertreter in der Kirche macht den Glauben nicht nur zu dem Vertrauen des Herzens auf Gott, das aus der Seele ausbricht, sondern auch zum fürwahrhalten der Kirchenregel. Dieser Glaube wirkt als Verdienst des willigen Menschen vor Gott — seit Thomas von Aquin. Zur Seligkeit genügt ein grundsätzlicher Glaubensgehorsam unter alles, auch bei Unkenntnis im einzelnen, das die Kirche lehrt (*fides implicita*). Doch ist Heiler zuzustimmen, wenn er die Sittlichkeit der römischen Gesetzesreligion durchaus nicht verwechseln mag mit dem sittlichen Leben der Katholiken. Der Beichtvater kennt alle Moralgebote der Kirche und die kirchlichen Glaubenslehren, er leitet das Beichtkind auf dem rechten Wege durch seine Gewissensberatung. Im einzelnen bildet die römische Moralkasuistik, welche die Schrift und Tradition mit rabbinisch-talmudischem Scharfsinn auf alle Einzelheiten des großen und kleinen Menschenlebens anwendet, eines der bedenklichsten Kapitel der katholischen Kirche. Die Wirkung der viel zu vielen

moralischen Warnungstafeln für den sorgfamen Katholiken ist häufig eine unfreie Gewissenhaftigkeit, welche den Menschen zum freudlosen Kümmerling verurteilt — und doch rechtfertigt nach Paulus der Glaube ohne die Werke des Gesetzes (Römerbrief 3, 28). Doch die Durchschnittlichen kennen und üben die auch vorhandenen weiten Maschen der römischen Ethik, die im Namen der Moral und Religion die Moral von der Moral, die Religion von der Religion zu befreien versteht. Die Ablässe verbinden die grobe Leistung mit der magischen Gnade; diese Verkürzung der Läuterungszeit der Seele — der eigenen oder der fremden — im Fegfeuer ist sittlich nicht einwandfrei; an ihren Auswüchsen erwachte die deutsche Reformation! Alf. von Siguori (1696—1787), der verwegenste Vertreter der Moralkasuistik, wurde vom Papst selig und heilig gesprochen; seit 1871 waltet er als Kirchenlehrer — als der Erbe Augustinus . . .

7. Vom alten Rom übersiedelte in den Katholizismus die Auffassung der Religion als einer Rechtsfrage und ihre Umwandlung in Politik. Den altchristlichen Juristen Tertullian und Cyprian folgten die päpstlichen Rechtsfachwaller Gregor VII., Alexander III., Innozenz III., IV., Bonifaz VIII., Leo XIII., Benedikt XV. Neben dem Rechtsgedanken und der Rechtsweisheit steht die Idee von der Weltmacht Roms — das von den Cäsaren überkommene imperium Christi. Die kirchliche Hierarchie ist gewiß ebenso ein christlicher Widerspruch in sich wie Kirchenrecht — doch ebenso sicher eine Geschichtstatsache von der harten Dauer eines Jahrtausends. Die Unfehlbarkeit des Papstes krönte die monarchische Gewalt des römischen Bischofs; der Statthalter Christi auf Erden ist der Universalbischof, sein ist die volle Rechtskraft über die ganze Christenheit, die Hierarchie steht ihm nur ausübend zum Dienst. Ex cathedra: als oberster Lehrer der Christenheit entscheidet er in Glaubens- oder Sittensachen unter dem Beistand des heiligen Geistes unfehlbar — seit 1870, Pius IX. Man höre nacheinander den Spruch Jesu Christi an seine sich um den Vorrang streitenden Jünger (Mark. 10, 43): „Ihr wißt, daß die als die Herrscher der Völker gelten, sie unterjochen und ihre Großen sie vergewaltigen. Nicht also soll es bei euch sein; sondern wer groß werden will unter euch, der soll euer Diener sein, und wer unter euch der erste sein will, der soll der Knecht von allen sein —“ und die Kundgebung seines Dieners, Papst Bonifaz VIII. (in seiner Bulle Unam sanctam): „Dem römischen Oberpriester zu unterstehen ist unbedingt heilsnotwendig für jede menschliche Kreatur, so erklären, verkünden, bestimmen wir!“

8. Die tiefe und reine Mystik im selben Katholizismus, der die

Religion der Widersprüche ist, die er in sich vereint, bietet seinen Gläubigen unbezweifelbar auch die Heimstatt der zartesten Frömmigkeit des Herzens — unter demselben Kirchendache „sinnt und betet, trauert und jubelt, opfert und entsagt“ diese Mystik; „unter wild wucherndem Unkraut, unter gefährlichen Giftpflanzen sproßt und blüht diese Wunderblume in ihrer Farbenpracht und in ihrem Duft“. In die Ostkirche kam sie etwa im 7. Jahrhundert, in die Westkirche im Mittelalter — sie ist alten Ursprungs, bei Plotin und in den morgenländisch-hellenistischen Erlösungskulten muß man ihre Quelle auffuchen. Nach Paulus und dem Johannes-Evangelium haben Clemens von Alexandrien und Origenes die christliche Mystik vorbereitet, bis Dionysius (der Areopagit) und Augustin ihre Pfleger wurden. Wir werden die Sterne der römischen Mystik kennenlernen in ihrer Gotteschau und in ihrer Gotteinigung. Von der antiken Mysterienliturgie der Geheimbünde bis zur modernen Tabernakelmystik der andächtigen Seele im Altarwinkel des Doms einer rauschenden Weltstadt geht der Weg, vielverschlungen, und doch ist es eine Bahn. Im Abendmahl wird diese unio mystica, diese geheime Einigung der Seele mit Gott unter seligen Schauern erlebt. Und ihre Organisation und Symbolik sondergleichen schuf sie sich in dem Klosterleben der Mönche und der Nonnen.

9. In dieser Kirche der Gegensätze und Widersprüche lebt, nicht zuletzt, eben auch evangelisches Christentum, das sie niemals preisgegeben hat und das sie innerlich, trotz alledem, am Leben erhält. Der Glanz dieses Christuslebens ist so hell, daß er „alle dunklen Seiten des Katholizismus überstrahlt“.

So mag Fr. Heilers geistreiche These in der Tat das Wesen des Katholizismus erschöpfend umschreiben als eine Mischreligion aus ursprünglichen Riten, jüdischem Gesetzesdienst, römischem Autoritätsgehorsam, griechischer Mystik, evangelischem Offenbarungsglauben.

„Katholisch“ ist das Christentum, das über die ganze Erde sich ausbreitet, das die Welt umfaßt, um allen alles zu werden.

10. Kirche und Staat.

(Das Papsttum.)

Die Geschichte des römischen Papsttums erzählen und dieses beurteilen wollen, hieße 500 Druckbogen schreiben. Leopold von Ranke und Ludwig von Pastor haben, neben vielen anderen, wie

Karl Hase, Albert Hauck, Hans von Schubert und Gustav Krüger, die Aufgabe mannigfach gelöst. Diese dürstige Skizze versucht lediglich einen Querschnitt durch das Jahrtausend unserer Geschichte seit dem großen Karl unter dem Gesichtspunkt: Kirche und Staat. Dabei greifen wir dem Gange der Geschichte weit vor.

1. Am Weihnachtsfeste des Jahres 800 wurde Karl der Große von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt. Der Statthalter Christi in Rom, der im Jahre vorher mißhandelt und kaum dem Tode entronnen als hilfeschender Flüchtling im Heerlager Karls zu Paderborn erschienen war, wußte aus Erfahrung, wie sehr er des mächtigen Arms des Frankenkönigs zu seinem Schutze in der ewigen Stadt bedurfte. Karl hinwiederum wollte die Weihe des abendländischen Kaisertums und die Kraft der kirchlichen Überlieferung seiner sich ausweitenden Macht zuführen. Staat und Kirche traten im Dom zu Aachen in den verhängnisshweren Wettbewerb. Um Kaiser und Papst als ihre beiden Pole bewegte sich seitdem die abendländische Welt. Das Kaisertum aber, als das fränkische und später das Römische Reich Deutscher Nation, hatte für die Zukunft durchzukämpfen, was heraufbeschworen war. An eine reinliche Scheidung des weltlichen und geistlichen Gebietes dachte man nicht, sie war wohl auch nicht durchzuführen. Zunächst behauptete Kaiser Karl die Oberherrlichkeit mit sicherer Hand. Leos Gegner wurden verurteilt, der Papst selber leistete den freiwilligen Reinigungseid. Er ging noch einmal nach Deutschland und kehrte schwerlich völlig befriedigt heim. Das Reich Karls war geteilt worden; der Boden schien bereitet für die selbstherrlichen Päpste und ihre gesteigerten Ansprüche; doch die Schwäche des Kaisertums zog den Verfall des Papsttums nach sich. Die heiligen Väter auf dem Stuhle Petri gerieten in die Gewalt der römischen Partei. Als es mit den französischen und deutschen Karolingern zur Neige ging, schleiften in Rom zuchtlose Weiber die Zügel in unsauberen Händen. Das neuerstarkte Kaisertum half der Kurie wieder zu Kraft und Ansehen. Der unwürdige Johann XII. wurde von Otto I. abgesetzt, auch der edlere Benedikt V. mußte dem kaiserlichen Papste weichen. Heinrich III. jagte gar den dreifachen päpstlichen Wettbewerb zum Tempel hinaus. Die kaiserliche Zustimmung bei der Papstwahl, die schon Karl beansprucht hatte, wurde durchgedrückt. Die Schattenseite dieser weltlichen Obmacht war allerdings die sich ergebende Mischung von Kirchendienst und Staatsdienst: die Würdenträger der Kirche waren zugleich Lehensträger des Staates, die einflußreichsten Staatsämter wurden mit Kirchenbeamten besetzt, die kirch-

lichen Würden wurden aber auch geradezu verkauft. Der Orden der Klunienser (Sitz in Clugny — Burgund —; der eigentliche Begründer des einflußreichen Klosters Abt Odo, 927—942, der die Reformbewegung des 10. und 11. Jahrhunderts mit seiner Klosterreform im Sinne Benedikts von Nursia anbahnte. Die Kongregation von Clugny erlosch 1790) vertrat die streng kirchliche Richtung mit starkem Erfolge, dem selbst Heinrich III. sich nicht ganz zu entziehen vermochte. Vom Jahre 1048 an leitete Hildebrand in Rom die Geschäfte, seit 1073 hieß der mächtige Mann Gregor VII. Die Papstwahl kam, unter Beseitigung der Teilnahme von Adel und Volk in Rom, ausschließlich in die Hände des Kardinalkollegiums; das kaiserliche Recht wurde nicht mehr geachtet. Das Gesetz der ehelosen Priester (Zölibat) und das Verbot der sogenannten „Laieninvestitur“ sollte die Pfaffenschaft aus den Banden der Familie und des bürgerlichen Lebens lösen und den Priester gänzlich in die Gewalt der Kirche liefern, sollte die weltliche Gewalt bei Besetzung der Kirchenämter mit der Wurzel ausreißen. Gregor wagte es, über Heinrich IV. die Absetzung auszusprechen und die Untertanen von dem Treueid gegen ihn zu entbinden.

Gregors Lebenskampf trug wesentlich weltliche Züge, er wollte den obersten Priester zugleich zum höchsten Lenker der abendländischen Reiche erheben. Doch der Belagerte in der Engelsburg mußte mitansehen, daß seine Befreier, die unteritalienischen Normannen, Rom mit Feuer und Schwert verwüsteten und an den unglücklichen Bewohnern ihre Rache kühlten. Die Ehelosigkeit der Priester wurde Gesetz; Geistlichkeit und Papst waren aber nicht gewillt, auf die Güter dieser Welt zu verzichten. Trotz dem Zwiespalt in Deutschland waren die deutschen Fürsten wenigstens darin einig, der Kirche nicht den dritten Teil der Reichsländereien zu überlassen. Nach schwerem Hader kam man zu einer Verständigung, die den Ansprüchen des Papstes durchaus nicht entsprach.

2. Unter den unglücklichen Hohenstaufen bewegte sich der Kampf vorwiegend auf dem Gebiete der weltlichen Politik, war doch auch der Papst vollbürtiger Herrscher eines Landes. Ein kräftiges Kaisertum mußte seine unmittelbare Beforgnis erregen; der kaiserlichen Herrschaft in Nord- und Süditalien zu begegnen, erschien dem römischen Stuhl unerträglich. Arnold von Brescia, ein unruhiger Kopf, predigte gegen Macht und Reichtum der Priester. Er wurde gehängt, sein Leichnam verbrannt. Der Papst verband sich mit den lombardischen Städten, welche die kaiserliche Oberherrschaft abzuschütteln trachteten. Die politisch-kirchlichen Parteien der Welfen

und Ghibellinen bildeten sich aus: jene wollten die Obermacht des Staates über die Kirche hindern, diese die Unterwerfung des Staates unter die Kirche abwehren. Die Welfen kämpften für die Oberherrschaft der Kirche, die Ghibellinen für die Freiheit des Staates gegenüber der Priesterherrschaft. In dem leidenschaftlichen Ringen zwischen Kaiser und Papst behielt Rom die Oberhand. Der letzte Hohenstaufe starb auf dem Schafott. Deutschlands Kraft war zunächst gebrochen. Doch Frankreich erstand als Rächter der Hohenstaufen. Im Streite mit Philipp dem Schönen von Frankreich erließ Bonifazius VIII. jene weltgeschichtliche Bulle (*Unam sanctam*) von 1356, in der er den erstaunten Völkern des Abendlandes kundtat, das geistliche wie das irdische Schwert, beide von Gott geordnet, seien in der Gewalt der Kirche, auch die weltliche Macht sei von der geistlichen zu leiten und zu richten. Diese Anschauung sitzt in der römischen Kirche so wurzelfest, daß im Reichstage vom 14. Juni 1872 der Führer des Zentrums, Ludwig Windthorst, erklärte: man müsse auf die Bulle von Bonifaz zurückgehen für das Verhältnis der Kirche zum Staate und er begreife nicht, wie sich Staatsmänner und Gelehrte finden könnten, die behaupten, es habe sich darin irgend etwas geändert . . .

3. Schon wenige Jahrzehnte nach dem Untergange der Hohenstaufen war das Papsttum unter den Einfluß des französischen Hofes geraten. Die Päpste walteten in Avignon. Als sie nach 70jähriger Verbannung nach Rom zurückkehrten, erlebte die Welt das andauernde ärgerliche Schauspiel, daß ein italienischer und ein gleichzeitiger französischer Papst als heilige Väter einander verfluchten. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Konstanz saß gar über drei feindliche Päpste zu Gericht und setzte zwei „Stellvertreter Christi“ ab, nachdem der dritte freiwillig abgedankt hatte. Das erstarkende völkische Bewußtsein kehrte sich gegen den Papst. Der römische Hof mußte auf alle Weise Geld beschaffen. Clemens VI. behielt sich die Besetzung aller Bistümer, Abteien und Stellen vor, die über 200 Goldgulden jährlich abwarfen; immer mehr Rechtsfälle wurden unmittelbar vor den päpstlichen Hof gezogen, Würdenschacher (*Simonie*) wucherte. Wie Philipp, stemmte sich Eduard I. von England im Eidernehmen mit seinen Ständen kräftig gegen die römischen Ansprüche. Norditalien war erfüllt von papstfeindlicher Gesinnung. (Dantes Buch von der Monarchie erschien.) Auch Deutschland regte sich: der Reichstag zu Frankfurt erklärte des Papstes Urteile gegen Ludwig den Bayern für nichtig und der Kurverein zu Rense (1338) wies die römischen Begehren zurück. Lud-

wig nahm das Schwert, bedeutende Geister griffen zur Feder, um der päpstlichen Allgewalt ein Staats- und Kirchenrecht entgegenzuwerfen, wie es ghibellinischen Grundsätzen entsprach. Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. zu Nürnberg, 1356. Mit Hilfe weltlicher Fürsten, denen sie in den sogenannten „Konfordaten“ (Abkommen zwischen Staat und Kirche) wesentliche kirchliche Rechte einräumten, versuchten die Päpste die Grundsätze der Konzile unwirksam zu machen. Ihr politisches Gebaren wurde zum Gemächel.

4. Durch die Reformation wurde weltgeschichtlich Protest eingelegt gegen die Herrschaft des römischen Stuhls. Rom strengte sich aufs äußerste an, in der Gegenreformation den Protestantismus auszuwurzeln. Der gereinigten Lehre mußte nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges die Berechtigung und Sicherheit in Deutschland neu verbürgt werden. Hatte der Papst schon den Augsburger Religionsfrieden (1555) nicht anerkannt, so erklärte er sich entschieden gegen den Westfälischen Frieden mit seiner Regelung des Verhältnisses von Protestanten und Katholiken. Das Römische Reich Deutscher Nation trug noch immer katholische Färbung, die deutschen Kaiser aus dem Hause Oesterreich blieben alle katholisch; aber ein Teil der Reichsstände gehörte fortan der protestantischen Kirche an. Der Kampf zwischen Kurie und Staatsgewalt verlor sich vielfach in den kleinen Zwist der Federfuchser; der römische Stuhl mußte seine besten Freunde, die Jesuiten, selber vertreiben helfen. Im Gefolge der französischen Revolution ward es noch ärger. Napoleon wollte den Papst als ersten Würdenträger Frankreichs sehen. Als dieser das Abkommen von Fontainebleau unterschrieb, hatte sich der Vatikan erniedrigt. Mit dem Widerruf begann das Papsttum sich langsam wieder zu erheben. Der römische Legat forderte auf dem Wiener Kongreß die Wiederherstellung des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

5. Die deutsche Bundesakte erklärte die Angehörigen der anerkannten Kirchen bürgerlich und politisch für gleichberechtigt; die einzelnen Regierungen haben sich kirchlich mit Rom auseinanderzusetzen und Rom mit ihnen. Die katholischen Forderungen steigerten sich. Die Bischöfe waren nicht zaghaft; die Regierungen sahen sich zu Vereinbarungen genötigt, die ihnen selten nützten und sie nicht einmal vor Zusammenstößen wirklich sicherten. Die Kirchenlehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä (1854) zeigte die römische Kirche wieder auf einem Gipfel ihrer Macht. Ein Jahrzehnt danach verurteilte ein päpstliches Rundschreiben an die gesamte Christenheit (Enzyklika) die schon von Gregor XVI. verworfene Meinung,

daß die Freiheit des Gewissens und der Gottesverehrung ein Menschenrecht sei, das der wohlgeordnete Staat gesetzlich sicherstellen sollte. Im „Syllabus“ (unter Pius IX., 1864; 80 „Irrtümer“ unserer Zeit) werden alle Ansprüche des Papsttums aus dem Verlaufe der Jahrhunderte festgehalten: Papst und Geistlichkeit sind von der weltlichen Herrschaft nicht auszuschließen; die Kirche besitzt auch zeitliche Gewalt, darf äußeren Zwang anwenden und bestimmen, wie weit ihre Rechte sich erstrecken; niemals haben die Päpste Rechte der Fürsten sich angemast! Am 18. Juli 1870 sprach das in Rom versammelte Konzil dem „Nachfolger des Petrus“ in allem, was Lehre und Sitten betrifft, die Unfehlbarkeit (Infallibilität) zu. Die Umgestaltung der öffentlichen Zustände im Sinne des Syllabus ist die religiöse und politische Pflicht des gläubigen Katholiken. Der Ultrakatholizismus entstand (J. von Döllinger).

6. Otto von Bismarck erklärte am 5. Dezember 1874 im Deutschen Reichstage, er sei vollständig in der Lage, Zeugnis abzulegen, daß der französische Krieg im Einverständnis mit der römischen Kirchenpolitik gegen Deutschland begonnen wurde; die Jesuiten haben den Entschluß, der dem dritten Napoleon schwerfiel, mitgelenkt. Die Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 ermöglichte dem König von Italien, von dem Kirchenstaate des Stadtgebiets Rom Besitz zu ergreifen. Seither erneuern die Bischöfe und die Katholikentage die Forderung des Vatikans nach der weltlichen Herrschaft für den Statthalter des Christus — der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte. In Frankreich haben sich entscheidende Dinge vollzogen, die entartete Tochter hat die Mutter in der Trennung von Staat und Kirche (1905) treulos verlassen; selbst in Spanien will die anhänglichste Tochter des römischen Stuhls Gedankenfreiheit haben, nachdem Märtyrerblut den spröden Boden gedüngt hat. Da brach der Weltkrieg herein — —

Die deutschen Fürsten, die Landesbischöfe der evangelischen Kirchen, fielen der deutschen Revolution 1918 zum Opfer. Nachdem Papst Pius X. im Syllabus von 1907 (Dekret mit 65 Thesen und nachfolgende Enzyklika) den sich in Italien, Deutschland, England und Frankreich gleich kräftig regenden Reformkatholizismus durch die Durchführung des die Gewissen der Priester und aller Theologen bindenden „Antimodernisteneides“ mit der Wurzel ausgerissen hatte, bemühte sich der kürzlich verstorbene Papst Benedikt XV. um versöhnliche Wiederverständigung der einander entfremdeten Völker. Deutschland hat 1920 einen päpstlichen Delegaten in Berlin erhalten, der die Rechte des Vatikans am Sitze

der Deutschen Republik vertritt. Die Trennung von Kirche und Staat ist in Deutschland grundsätzlich auf beiden Seiten und für alle organisierten Staatskirchen anerkannt; ihre praktische Durchführung schafft Not.

11. Der griechische Katholizismus.

1. Er erscheint, wie ein Theologe zugespitzt unterschied, nicht als eine christliche Schöpfung mit einem griechischen Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit einem christlichen Einschlag. Er steht seit dem 6. Jahrhundert still.

Was war er bis dahin? Er war die Kraft, die in seinem weiten Gebiet die Vielgötterei zum Absterben brachte, nachdem diese Götter Griechenlands vorher einen erheblichen Teil ihrer Macht an die Heiligen der Kirche abgegeben hatten. Auch der Neuplatonismus wurde überwunden. Der griechische Katholizismus eignete den von ihm beeinflussten Völkern Religion und Kirche so unmittelbar an, daß Kirche und Volkstum bei ihnen nicht zu trennen sind — trotz den Sekten in ihrer Mitte, die wahrlich nicht fehlen. Die Predigt von dem Ewigen, von der Selbstaufopferung, dem Mitleid und der Brüderlichkeit ist in die Volksseele eingedrungen.

Wir blicken auf seinen Kultus. Der griechische Gottesdienst ist Symbolkultus. Ein himmlisches Drama wird auf der Erdenbühne vor uns gehandelt. In vier Landes Sprachen, von denen keine eine lebende Volkssprache ist, vollzieht diese Kirche des julianischen Kalenders (der um 13 Tage hinter unserem gregorianischen zurücksteht) ihre kultische Gemeinsamkeit. Die Priesterhandlung bleibt im verborgenen, der Chor vertritt die mithandelnde Gemeinde. Die Bilderwand (entsprechend dem abendländischen Lettner), ausgestattet mit Türen, Bildern und Lampen, trennt das Allerheiligste vom Volkshause. Hinter der Mitteltür (mit Vorhang) steht der Altar. Vor der Bilderwand läuft die Chortenne als Rampe, dort stehen beidseitig die Sänger. Treppen führen in den Kirchenraum ohne Bänke. Predigt findet nicht statt, daher ist keine Kanzel zu sehen. Die zumeist verwendete Liturgie ist die des Chrysostomos. Alles will mystisch-allegorisch genommen sein. Die Wandlung im Sakrament geschieht durch Gebet über dem gefäuerten Brot, nicht durch den die Gottheit nötigenden Priester, wie im römischen Katholizismus. Den Hauptton legt der russische Kirchenchrist nicht auf das Opfer, sondern in den Empfang des Nachtmahls. Die Arme über der Brust gekreuzt, treten die Undächtigen unter die Mitteltür der

Bilderwand und genießen (nach Meinung ihres vom Popen wiederholten Namens) im Köffel ein Gemisch von Brot, Wein und warmem Wasser.

2. Die dreiteilige Messe (über die uns Julius Smend unterrichtet) ist ein großgegliedertes Symboldrama. Erster Teil: die Weltgeschichte vom ersten Schöpfungstage bis zu Jesu Ankomst auf der Erde, endend mit Simeons Lobgesang, dem Dreimalheilig, Vater unser und Ave-Maria. Hier das älteste christliche Abendlied: Du heitres Licht der heiligen Majestät. Zweitens (nach der Sonnabendvesper, am Sonntag früh): Jesu Leben von der Geburt bis zum Antritt seines Lehramts. Mit dem „kleinen Einzug“: unter Kerzenglanz wird das Evangelienbuch ins Volk getragen. Drittens (Sonntag vormittag): Die „Mystagogie“ als eigentliche Liturgie: die Geschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Nach umständlicher Wandlung (hinter der Tür) wird der im Sakrament gegenwärtige Christus auf der Tenne dem Volke dargestellt. Die alles umrankenden symbolischen Kirchenbräuche: Gebet, Räucherwerk, Kniebeugen, Kreuzigungen, Lichteranzünden, Bilderküssen ziehen die Akte weitläufig auseinander. Auch das Glaubensbekenntnis wird ausgezeichnet. Reiche Musik als Erbeil altgriechischer Tonkunst; der Gesang stets unbegleitet.

3. Ist nicht das Christentum auf dem Boden des Morgenlandes, auf dem es entsprang, unheilbar verkümmert?

Eine zur Formel abgestorbene Kirche, die den Gläubigen in den starren Gehorsam toter Pietät fesselt. Der Wortlaut und die Form sind alles; du sollst recht gläubig sein — ob du recht gläubig bist, das ist eine Nebenfrage. Der Volksgenosse ohne die rechte Lehre soll wie ein Ausfälliger gelten. Dieser griechische Katholizismus hat jedoch den Schöpfungsgedanken und die Lehre von der Gottmenschheit des Erlösers eigentümlich durchgebildet. Der griechische Schöpfungsgedanke hebt die Verflechtung von Gott und Welt auf. Die Erlösung aber bedeutete den Griechen in der Kirche Erlösung vom Tode, Erhebung zu göttlichem Leben, Vergottung; die Sterblichkeit, das größte Uebel, wird gewandelt in das höchste Glück ewigen Lebens: es zu vermitteln, muß der Erlöser selber Gott sein und Mensch werden, der dies unsterbliche Leben zu übertragen vermag. Diese griechische Christologie führte vom Evangelium ab und verleitete zu dem Wahn, mit der richtigen Formel habe man die geistige Kraft gewonnen. Ebenso unterchristlich muten uns die Weiseriten dieser Kirche an, die die rechte Lehre in Symbolhandlungen dem Menschen beibringen. Bei starken Unterschieden des griechischen Katholizismus

unter den Kopten und Abessinern, den Syrern, Griechen und Russen: überall sank die Lehre unter und die Zeremonie beherrscht alles! Die Religion ist lediglich Kultus . . . die Religion Christi!

Ungleich religiös wertvoller muß das Mönchtum der griechischen Kirche erscheinen. Es hat eine des Christentums nicht unwürdige, leuchtende Vergangenheit erlebt voll innerlichster Religion, in Schönheit und heroischer Reinheit; doch seine Gegenwart ist kümmerlich und seine Zukunft grau. „Die antike Religion hat das Evangelium aufgefressen.“ Harnack hat uns Studenten in Berlin aus eigener Anschauung und Erfahrung versichert, daß sich beim russischen Bauern und beim niederen Priester trotz Bilder- und Heiligendienst eine Kraft schlichten Gottvertrauens, eine Zartheit der sittlichen Empfindung und eine tatkräftige Bruderliebe zeigen, die ihren Ursprung aus dem Evangelium nicht verleugnen. Wo sie aber vorhanden sind, da kann selbst der starre Zeremoniendienst der Religion eine Vergeistigung erfahren als Gottvertrauen, Demut, Selbstlosigkeit und Barmherzigkeit.

12. Germanisches Christentum.

Wir kehren ins Mittelalter zurück, das nicht „dunkel“ ist — nur unser Kenntnis vom Mittelalter ist dunkel.

1. Nachdem Karl der Große den deutschen Stämmen das Christentum durch seine Sendboten, ebenso durch die Zerstörung ihrer völkischen Heiligtümer und durch ihre kriegerische Bändigung mit Art und Schwert, mit Wasser und Feuer angeeignet hatte, suchte unter seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen die gelehrte Geistlichkeit am Hofe und im Lande dem deutschen Volke für die alte heimische Dichtung Ersatz zu schaffen durch kirchliche Lehrdichtungen in deutscher Sprache und in deutschem Geiste. So schrieb ein unbekannter Priester oder Mönch niedersächsischer Zunge in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts das Heldengedicht von Christus, das man später „Heliand“ (Heiland) benannte. Diese 6000 Verse mit dem Anlautreim der drei Stäbe zeigen eine herzliche Vermischung des kirchlichen Christentums, im kindlichen Glauben an die Bibel, mit deutschem Heldeninn in ritterlicher Auffassung. Das Morgenland wird vom Dichter in sein zeitgenössisches Deutschland verpflanzt. Beim Lesen des Heliand kommen uns die altitalienischen und altdeutschen Maler in den Sinn, die ihren Christusbildern den Hintergrund der Kirchen und Häuser des 15. und 16. Jahrhunderts gaben. Der Christus des Heliand ist ein deutscher Völkeroberhaupt, seine Jünger

erscheinen als hochgemute deutsche Degen. Sachsenland liefert die Farben zur Ausmalung Palästinas, der Jordan rauscht an den hochgehörnten Burgen der Helden vorbei. Auf dem Felde bei Bethlehern sehen die Pferdehirten einen Schein und den Engel; Maria legt den „lieben kleinen Mann“ mütterlich in die Krippe. Auf der Hochzeit von Kana drängt sich ein festliches Getümmel der Mannen. Gastmähler und Seefahrten werden mit reichen Einzelzügen aus der nationalen Epik ausgeschmückt. Die drei Könige aus dem Morgenlande, kühne Degen, ziehen feierlich nach der Judenburg Jerusalem, dem mächtigen Weltlehnherrn Christus den Manneneid zu schwören. Die Bergrede ist die Reichsansage des Königs an das versammelte treue Lehnsgefolge. Doch den Spruch des Nazareners von dem Hinhalten der linken Backe nach dem Schlag auf die rechte Backe hat der Dichter als für deutsches Empfinden unerträglich einfach unterdrückt. Wie anderseits Ulfilas, der Bischof der Westgoten, in seiner Bibelübersetzung für den ersten deutschen Stamm, der das Christentum annahm, die Bücher der Könige wegen ihres kriegerischen Inhalts ausließ, um seine Goten in ihrer Kampflust nicht zu stacheln! Der Landeshirt inmitten seiner Recken, der Menge Mundherr, verkündet also:

Ich sag' euch sicherlich, selig sind
 In dieser Mittelwelt, die im Gemüte
 Arm sind aus Demut, denn das ewige Reich
 In des Himmels Au ist ihnen geheiligt,
 Ihr Leben schwindet nicht. Selig auch
 Die Sanftsinigen: sie sollen dasselbe Land
 Besitzen, dasselbe Reich. Selig dann,
 Die ihr Unrecht beweinen, sie dürfen Freude gewärtigen,
 Trost in demselben Reich. Selig die Getreuen auch,
 Die nach Gerechtigkeit trachten: im Reiche des Herrn
 finden sie vollen Lohn. Sie sollen genießen,
 Die gerecht hier richteten, mit der Rede nicht täuschten
 Die Menschen am Malstein. Selig, dem milde war

Das Herz in der Heldenbrust: ihm wird der heilige Herr,
 Der Mächtige, mild. Selig auch in der Menge,
 Die reines Herzens sind: sie sollen den Himmelswalter
 Schau'n in seinem Reiche. Selig sind auch
 Die Friedfertigen, die nicht Fehde stiften,
 Mit Schuld sich beschworen: sie heißen Söhne des Herrn:

Ihnen will er gnädig sein, daß sie lange genießen
 Sollen seines Reichs. Selig sind dann,
 Die das Rechte wollen und darum von den Mächtigen
 Haß und Harmrede dulden: ihnen auch ist im Himmel
 Gottes Au gegönnt und geistiges Leben
 Einst am ewigen Tage, dessen Ende nicht kommt,
 Das wonnige Wohl.

2. Im mittelbaren Anschluß an Luther vertritt seit dem Aus-
 gange des 19. Jahrhunderts der ehemalige protestantische Pfarrer
 Artur Bonus mit Geist und Leidenschaft eine Germanisie-
 rung des Christentums, die die „Religion als Willen“, die
 „Religion als Schöpfung“ zum Eigenleben, zur Volks- und Völker-
 religion anstrebt. Geschichte, Theologie, Kirchentum treten in den
 Hintergrund, das unmittelbare schöpfend-schöpferische Innenwesen
 der Religion ist die Wende, um die es geht. Indem sich der Mensch
 persönlich berührt mit der welterschaffenden Kraft und Macht, wird
 ein neuer, geistiger Mensch geboren. Jede Naturreligion soll ausge-
 schaltet sein, vor allem die wissenschaftliche Religion des Verstandes-
 tums (Intellektualismus), die Religion als Theorie. Ist die Natur-
 wissenschaft als wertvollster Ertrag der letzten Jahrhunderte zu
 schätzen, so kann sie nur als ein Organ neben anderen den Stoff der
 Welt verarbeiten. Als schädlich bewertet man in diesem Lager
 die gelehrte Wiedererweckung des Hellenismus — während das
 Mittelalter als letztes Zeitalter naturwüchsigiger Kultur anerkannt
 wird, wie sie in Luther und in Michelangelo gipfelt. Die Kritik
 am überlieferten, teilweise erstarrten Kirchentum beider christlichen
 Konfessionen erscheint von blind vorstoßender Energie getrieben;
 doch sind der Mut zum Denken, der nicht in der Mitte haltmachen
 will, und der reine Wille ein lebendiger Anruf an Kopf und Herz.
 Die Merkzeichen eines religiösen deutschen Propheten brechen an
 der eigenwilligen Persönlichkeit des einsamen Sonderlings ergreifend
 auf. Seine stilistische Anschaulichkeit bleibt leider hinter der gott-
 gefüllten Innenschau der glühenden Seele zurück.

Ich habe bei Bonus (Religiöse Krisis in vier Bänden, 1911 bis
 1915) das deutliche Wort gelesen: „Ein Mensch, der Gott zur Aus-
 füllung der Lücken seiner Wissenschaft benutzt, ist wie ein Tischler, der
 keinen Leim hat und statt dessen betet. Mögen andre ihn deshalb für
 fromm halten. Vielleicht ist er es auch. Aber setzen wird man sich
 auf seinen Stuhl nicht mögen. Und eine Wissenschaft, der Gott gut
 genug ist, die fugen zu verkitten, mögen andre für fromm halten.“

Sie ist überhaupt nichts wert. Dagegen ist der Gedanke an Gott, der Glaube an ihn, die Überzeugung von seinem Walten ein Motiv, das im wirklichen Leben gerade so stark und je nachdem stärker wirken kann als irgendein anderer menschlicher Trieb." Indem der deutsche Nationalcharakter als germanische Wesensart ans Licht gehoben wird, wie ihm die jüdisch-christliche Gedankenwelt bei Paulus und Jesus im Neuen Testament entgegenstehe, formelt Bonus scharf: „Christus ist nie und nimmer Vorbild, sondern Geistgeber, sein Geist ist Schöpfergeist!" Er fordert 1. die Einsicht, daß alles Frommsein in sich schöpferisch ist; 2. die Erkenntnis, daß keine Theorie als allgemeingültige ewige Wahrheit über dem Menschen schwebt, sondern daß alle Wahrheit im Menschen selber ruht; 3. einen neuen Willen, eine neue religiöse Gestimmtheit, nämlich einen unbeugsamen Willen zur Macht und Gewalt der Seele zu innerstem und höchstem Stolz und Trotz, zu einer Gesinnung, die die Gottheit nicht als Feind fühlt, sondern als Bundesgenossen, ja als innerlichste Kraft.

Wir wollen, so tönt es uns hier entschieden entgegen, unsere Religion deutsch! Nicht nur in unserm Handeln und unserm täglichen Gefühlsbedarf wollen wir „wir selbst" sein, „sondern bis in den Seelengrund. Wir wollen einheitliche Menschen sein, weil wir mächtige Menschen sein wollen" — das können wir nicht, wenn unser Fühlen da, wo es in die eigenen Tiefen steigen will, „fremde Sprache reden muß". Diese uns unbekanntem Quellen in unserm Innern gilt es zu entdecken. Zur Religion gehört eigene innere Arbeit — „darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen". Dazu gehört letzte Wahrhaftigkeit, denn es geht um den innern Sinn des Lebens in seiner Verknüpfung mit dem unendlichen Leben.

Haben wir nicht den Balder der Germanen? Balder (Baldur) ist kein Nebenbuhler des Christusbildes, er ist seine Germanisierung, seine Übersetzung ins Isländische — schon vorher entstand, wir sprachen eben davon, in Deutschland der Heliand; nur dichtete den Balder ein noch göttergläubiges, noch nicht römisch-christlich erzogenes Volk. Der Tod Gottes am Kreuz nahm noch andere germanische Formen an, wie die Weise vom Hängegott, der sich selber zur Weihe gab, am windigen Baum speerverwundet hangend: „Sie boten mir nicht Brot noch Met; da neigt' ich mich nieder, auf Runen sinnend, lernte sie seufzend; endlich fiel ich zur Erde." Das ist tatsächlich und ist schön — doch ebenso geschichtlich hat sich das religiöse Germanentum mit innerster Hingabe in das jüdische Christentum eingesenkt, statt es zu verabschieden.

Alle, betont Bonus, die unter uns etwas wert sind für die Weiter-

schöpfung, kommen aus der Aschese, wenn sie auch sehr verschieden ausgefallen haben mag. „Aber wir leben als Erwachsene seit Luther andere, neue Zeit. Die erste christliche Epoche ist eine Entwicklungsphase in uns geworden. Wir suchen unseren Glauben. Alle religiösen Probleme unserer Zeit drehen sich darum, daß die neue Stufe, die wir erstiegen haben, bewußt werden, sich in unser Bewußtsein durchsetzen will, damit wir wieder stark werden aus dem Innersten heraus.“

Schon lange nicht mehr reißt Gott mit tausend Fäden an uns, wie er die Väter zog — er drängt mit umfassenden Armen uns in die Welt hinein an die Arbeit! Die Gottheit thront nicht mehr jenseits, außerhalb, überhalb der Welt — die Welt ist auf sie gebaut wie das Erdreich auf den Wassern! Und dieser germanische Gott und deutsche Christus ruft uns zu: Habet lieb die Welt — wie der Künstler seinen Stoff liebhat, frei über ihn, aber ihn fassend zur Arbeit.

„Schuld, Sünde, Vergebung, Gnade — was machen wir damit?“ fragt Bonus (4, 53); „wir können es kaum noch hören vor Ungeduld. Wir können die Worte noch vertragen, wenn wir sicher sind, daß keine Befehrungsabsichten damit verbunden sind — wir können sie nicht mehr hören als Worte, die uns etwas zu sagen hätten. Wir können sie auch hören, wenn wir sie uns vorstellen als aus fernen Zeiten, Zeiten einer anderen Welt zu uns herüberlöndend. Aber nie geradeaus, nie unmittelbar, stets nur in Übersetzung, in Umföhlung.“

Die Geheimreligion der Gebildeten im Aufgang des 20. Jahrhunderts ist dieser germanisch-christlichen Sehnsucht (nicht nur in ihrem unkirchlichen Zuge) wesensverwandt, doch zurück!

13. Mittler des Mittelalters mit und ohne Heiligenschein.

1. Peter Abälard und Bernhard.

1. Ein Märtyrer ohne Heiligenschein ist Peter Abälard oder Pierre de Palais (bei Nantes), 1079—1142, aus bretonischem Rittergeschlecht. Gewiß hat er auch eigene Schuld bezahlt mit seinem Unglück, und die Schlagschatten fehlen seinem Bilde nicht. Doch er bleibt denkwürdig durch sein Festhalten an einem großen Grundsatz: er anerkannte den Anspruch der menschlichen Vernunft auf eine vernünftige Fassung der Kirchenlehre; so war sein Kampf mit den Vertretern der Mystik ein Kampf für die Rechte des menschlichen Geistes,

für Freiheit und Wahrhaftigkeit. Abälard zählt unter die Patriarchen der Aufklärung im Abendlande. Für ihn war dieser Kampf um so schwerer, als er in der Kirche stand, ihre Regeln und Schranken bejahte, darum an der Entfaltung seiner Kräfte und dem Gebrauch seiner Waffen überall gehemmt war, nirgends die letzten Folgerungen zu ziehen vermochte. Diese Not brachte Zwiespalt und Widerspruch in seine Wissenschaft und in sein Leben. Als reiner Philosoph hätte er es einfacher gehabt; doch er wollte der Kirche dienen, daran ging er zugrunde. Sein Lebenslang mühte er sich ab, seinen Erkenntnistrieb in Einklang zu bringen mit der Kirchenlehre. Sein redlicher Wille half ihm nichts, weil Mönche und Priester die wissenschaftliche Behandlung des Dogmas überhaupt nicht duldeten. Abälard wollte die Waffen der Wissenschaft einer Kirche schmieden, die diese nicht brauchte und nicht liebte, weil sie besser als er durchschaute, daß die Wissenschaft weniger eine Stütze als der Verderb ihres Glaubens sein würde. So erntete er für mühevollen Arbeit Verfolgung und Mißhandlung. Eine ursprüngliche Begabung an falscher Stelle; die unklaren und halben Verhältnisse nahmen für ihn kein Ende. Statt zu den Sarazenen zu fliehen, wie er vorhatte, wurde er Abt. Die Bundesgenossenschaft eines Arnold von Brescia nahm er an; aber statt mit ihm nach Rom zu gehen und die Kardinäle zu Paaren zu treiben, suchte er Hilfe in Rom und verleugnete die Grundsätze, für die Arnold starb. Arnold von Brescia endete am Galgen, Abälard in den beschaulichen Kreuzgängen einer reichen Benediktinerabtei.

2. Sein Todjeind war Bernhard von Clairvaux (1090 bis 1153). Dieser mittelalterlich zwiespältige Mönch bekämpfte den Abälard mit unerhörter Ubertreibung. Als er ihn in der Hand hatte und jedermann meinte, er werde ihn vernichten, machte er mit ihm seinen Frieden. Bernhard ist das vollendete Bild eines Heiligen im romanischen Stil: im Grunde eine weiche Natur, war er doch von wahnwitzigem Eifergeiste besessen. Tauben und Schlangen waren diese frommen Männer in einer Person. Sie predigten unablässig den Frieden und stifteten allenthalben Unfrieden. Sie verlangten Römerzüge, Kreuzzüge, Ketzerkriege und verkündeten dabei Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Der reichbegabte, einflußmächtige Bernhard wurde zum Typus einer Weltanschauung, die aussieht wie ein Kreuz und doch ein Schwert ist.

Ritterliches Blut rann in seinen Adern. Die fromme Mutter in Burgund bestimmte ihre sechs Knaben und ihre Tochter für das Kloster. Die heiligen Schriften, doch auch die Buchen und Eichen

wurden seine Lehrmeister. Der junge Mönch erhielt von seinem Abt den Auftrag, ein neues Kloster zu gründen in dem Wermutstal, das zuvor ein Schlupfwinkel für Räuber war. Das finstere Tal wurde durch Bernhard und seine Brüder ein helles Tal (daher clara vallis, Clairvaux). Abt Bernhard sorgte für einfach-ärmliche Einrichtung; kein steinerner Turm, nur ein Dachreiter nahm die Glocken auf. Keine Bilder waren gestattet außer dem Bilde des Christus. Kärghche Mahlzeiten und schwere Feldarbeit — und doch ein Zustrom von Menschen, daß bis zu Bernhards Tode 160 Töchterklöster gegründet wurden. Sein hagerer Körper und bleiches Antlitz, von Arbeit und Wachen wie von Entsagung zeugend, bildeten einen seltsamen Gegensatz zu seiner starken Stimme und zum Feuer seines Vortrages, die unwiderstehlich waren. Den zweiten Kreuzzug (1147—1149) brachte er allein durch seine hinreißenden Predigten zustande. Alles drängte sich auf der Versammlung zu Burgund nach Bernhards Rede, um aus seinen Händen das Kreuz zu empfangen. Vorhandene Kreuze reichten nicht aus, so daß Bernhard seine Kutte zerschneiden mußte; voll Freude schrieb er dem Papste: „Städte und Schlösser werden leer, kaum können sieben Weiber einen Mann finden!“ Doch nicht nur Ludwig VII. von Frankreich, auch den spröderen deutschen Kaiser Konrad III. vermochte Bernhard durch seine persönliche Weihnachtspredigt im Dom zu Speyer zu bewegen, die heilige Fahne vom Altar aus Bernhards Hand zu nehmen, um sie dem Kreuzheere voranzutragen. Er wußte den Papst mit dem zweideutigen Gewissensrat zu beschwichtigen: „Du darfst nicht wagen, das Schwert zu ziehen, da dir Christus geboten hat, es in die Scheide zu stecken; das Schwert darf also nicht von deiner Hand gezogen werden, wohl aber auf deinen Wink.“

2. Anselm von Canterbury.

Der Scholastiker Anselm von Canterbury (1033—1109) war Langobarde, aus Aosta. Die himmeltragenden Alpen weckten fromme Träume in dem Knaben; er meinte, auf den Bergen der Heimat ruhe der Himmel — er brauche sie nur zu ersteigen, um zu Gott zu gelangen. Mit 15 Jahren wollte er Mönch werden. Vor dem zornigen Vater entfloß er in die Welt. Nach vielen Leiden durfte er im Kloster Bec in England sich in die Gottesgelahrtheit vertiefen und galt als ein Wunder an Wissen. Als Abt in Bec brachte der fromme Mann sein Kloster zu hohem Ruhm. Er stellte den Glauben allem Wissen voran und schrieb seinen Beweis für das

Dasein Gottes: Gott als das vollkommenste Wesen muß auch selber vorhanden sein; denn was nicht wirklich da ist, das ist unvollkommen. Der Nachfolger Wilhelms des Eroberers, sein Sohn Wilhelm II. der Rote, übergab in schwerer Krankheit 1093 dem Abt Anselm den Krummstab von Canterbury — doch kaum war der König genesen, da entzog er dem neuen Erzbischof die Einkünfte seines Bistums. Während Anselm beim Papst Urban II. Hilfe suchte, schrieb er in Italien seine gedankentiefe Abhandlung: Warum wurde Gott Mensch (Cur deus homo)? Er wollte die Menschwerdung Gottes mit Vernunftgründen beweisen und baute seine Lehre von der gottmenschlichen Genugtuung auf. Die menschliche Sünde schließt eine unendliche Schuld in sich, weil sie Gott die ihm schuldige Ehre raubt und die Ordnung der Welt zerstört. In der Erbsünde verbreitet sich die Sünde von Adam zu allen seinen Nachkommen und wird auf das ganze Menschengeschlecht vererbt. Die göttliche Gerechtigkeit kann sowohl um der Aufrechterhaltung ihrer Ehre als um der Weltordnung willen die Sünde nicht straflos dahingehen lassen. Der Mensch muß also entweder freiwillig das Gottentzogene wiedererstaten und noch überdies die Beleidigung durch ein Mehr des Schadenersatzes vergüten, also Gott Genugtuung leisten, oder er muß Strafe leiden, indem er für die Gott geraubte Ehre seinerseits der ihm bestimmten Güter, des Lebens und der Seligkeit beraubt wird. Wie aber sollte der Mensch imstande sein, jene Genugtuung zur Vermeidung der Strafe zu leisten? Alles, was er von sich aus darbringen kann, bleibt geringer als jene unendliche, die Welt aufwiegende Verschuldung, für welche er genug tun soll; zudem ist er auch sonst schon alles, was in seinen Kräften steht, Gott schuldig, kann also nie ein überschüssiges Verdienst zur Gutmachung seiner Schuld austreiben. Würde nun aber Gott den Menschen, weil er nicht genug zu tun vermag, der verdienten Strafe überlassen, so würde seine Gerechtigkeit auf Kosten seiner Güte befriedigt und sein eigenes Werk wieder zerstört. Aus diesem Zwiespalt zwischen Gottes Gerechtigkeit und seiner Liebe führt nur der eine Ausweg: die Genugtuung, welche die Menschheit schuldet, aber nicht leisten kann, muß für sie von einem Wesen geleistet werden, das Mensch und zugleich mehr als Mensch, Gott ist, also vom Gottmenschen. Zum Zwecke dieser Leistung mußte der Gott Mensch werden in Christus. Doch dessen Genugtuung für das Unrecht aller Menschen durfte nicht bloß in seinem gehorsamen Leben bestehen, weil er dies wie jedes Geschöpf Gott an sich schon schuldig war. Seine Genugtuung an Gottes Gerechtigkeit erfüllte sich erst in der Todeshingabe seines

Lebens, wozu er nach Anselm nicht verpflichtet war. Diese freiwillige verdienstliche Leistung nahm Gott als überreiche Genugtuung entgegen und belohnt sie mit der Begnadigung aller Menschen als der Verwandten des Gottmenschen. Dieser Gedankengang macht dem Juristen in Anselm ebensoviel Ehre wie dem Theologen; die Ritterzeit mit ihrer Vorstellung von der Ehre, deren Verletzung und der Genugtuung findet sich hier zusammen mit der katholischen Moral von den überflüssigen Werken, welche als angebliche Überpflicht ein formelhaftes Verdienst begründen, das durch Übertragung von dem einen auf andere zur Deckung fremder Schuld verrechnet werden kann.

Als Anselm von Canterbury auf einer Reise war, flüchtete sich ein Hase, von den Hunden verbellt, unter sein Pferd. Die Hunde wagten nicht zuzugreifen wegen der Freistatt ihres Opfers. Das Gefolge brach in Lachen aus, Anselm sagte ernst: „Ihr lacht, aber das arme Tier lacht nicht. Verfolgt und auf Irrwegen von Schuld zu Schuld getrieben, wird endlich auch die Seele in den Engen des Todes von ihren Feinden erwartet, um gegriffen und verschlungen zu werden, wenn sie keine Hilfe findet.“

3. Franz von Assisi.

1. Im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts ersehnten die reinsten Gemüter in Deutschland eine religiöse Neuschöpfung. Da walte die heilige Kirche mit ihrem festgefügtten Lehrapparat von Sünde und Gnade, Mensch und Dreieinigkeit Gottes, Taufe, Abendmahl und Sakramenten sonst, Diesseits und Jenseits — hier rang innerste, personhafte Frömmigkeit dogmenfrei, weltallselig, kirchenüberlegen, selbsterlösend aus dem Wesensquell des Ich zum alten gemeinsamen Gotteslicht: in den Klosterzellen und auf dem Weltmarkt meldeten sie sich. Und diese Ketzer beiderlei Geschlechts bewährten ihren freien Glauben in Heimatlosigkeit und Härte, sie wußten dafür zu sterben unter den Händen ihrer Henker. „Neben der Geschichte des Kirchenchristentums“, bemerkt Hermann Büttner (in seiner verdienstlichen zweibändigen Ausgabe von Eckeharts Schriften 1903—1909), „geht die Geschichte der Religion Christi einher, sie ist zum guten Teile Ketzergeschichte. Das Auftreten und die Ausbreitung von Ketzereien ist immer der Gradmesser persönlichen religiösen Lebens; wenn aber die Kirche auslangt, um eine besonders gefährliche Ketzerei zu zertreten, so hören wir regelmäßig heraus, daß es sich handelt um Ansätze zu einer christförmigen Re-

ligiosität. Und da wiederholt sich immer die Erscheinung: die Kirche sät Kirchenchristentum und auf geht unter ihrem Weizen auch immer das Unkraut der Christusreligion."

Die neuen Bettelorden in Deutschland lebten von dem Christuswesen, das in Franz von Assisi (gest. 1226) der abendländischen Welt aufstrahlte. Die Kirche hatte das Evangelium zu einer nur kultischen, magischen, sakramentlichen Verkleidung und zu einer gesetzlichen Lebensordnung mit unübersehbar vielen Paragraphen erstarrten und veräußerlichen lassen. Der unmittelbare Bruder Franziskus brachte dieser seiner Kirche den Jesus Christus als Mittler und Erlöser wieder persönlich nahe und senkte in die harten Herzen, die als Kirchendiener feierlich schritten und hölzerne Heilige waren, die Nachahmung des armen Lebens Christi als das Ideal des Weges der Seele zu Gott, wobei der erlöste Mensch sich als Bruder aller Kreatur in Liebe und Güte verbunden fühlt.

2. Als Zeitgenosse des heiligen Franz sang Gottfried von Straßburg, der mitteldeutsche höfische Epiker (Tristan und Isolde) ein Lied von der williglichen Armut, das ich in der Übertragung von Franz Blei darbrachte:

Kind, und will dich auch das Glücke meiden, also daß Gott Armut gebe dir an Leib und Gute, mit Geduld sollst du es gerne leiden und nicht Trauer sollst du darum tragen in dem Mute, sollst es Gnade nennen ihm in Herzen und Gedenken, nimmer laß es deine Treue kränken; eia, so wird er dir doch die ewige Freude schenken.

Kind, die Armut — merk' es, lieb Geselle — jeden, der sie willig lebt, das magst in Wahrheit glauben, den bewahrt sie vor der tiefen Hölle, Leib und Seel' kann aus der Gewalt der Sünd' sie rauben. Armut ist vor Gottes Jorn die höchste Sühnerinne, zwischen Gott und uns fügt sie die Mücke, die kein's Engels füge ist, das leg' in deine Sinne.

Kind, die Armut minnete der Hehrste, Allererste, der je war und ewig ist ohn' Ende. Armut war sein Anfang und das Erste, da die süße Mutter ihn gebar in dies Elende. Armut trug er Tag und Nacht, arm ging dann er von hinnen, mußst' in Armut neue uns gewinnen — also mußst auch du sie minnen, willst der Höll' entrinnen.

Kind, laß nimmer dich vom Wahn betrügen, daß um Gott du nicht die Armut minnest in dem Herzen. Mußt dich sonst zur bittren Hölle fügen, wo du immer dulden mußt die endlos wehen Schmerzen. Selbst der reinen Mutter nicht gab Gott zwei Himmelreiche, bittre Armut liest die Mückereiche, von den Menschen keine, von den Engeln keine Gleiche.

Kind, Gottrede war's aus eignem Munde, daß das Himmelreich das Reich der williglichen Armen. Dies halt dir zu Herzen alle Stunde und laß nie die Lust nach eittem Gute dir erwarmen. Erdisch Gut ist Schaden an dem ew'gen Heile, wird verleiten dich in manchem Teile — wend' dich weg, o Herz, willst du dich freu'n nach dieser Weile.

Kind, du bist verachtet und vertrieben, weil du ganz in Armut bist; laß dich's nicht sehr beschweren. Gott will inniglicher drum dich lieben an der Stund', die die in Reichtum und Verwerfung hören. Wähl' entweder hier dein Wohl und dort dein Weh ohn' Ende, oder hier dein Weh, daß dann sich's wende ins versprochne ew'ge Wohl nach dieser Zeit Elende.

3. An welche unter den uns nahestehenden Persönlichkeiten soll man denken, wenn man sich das geistige Bild des Bruders Franziskus, dieses Seelenfürsten mit dem Kindeslächeln des Weltflüchtlings deuten will? Ist er in Tolstoi gewesen, dem russischen Nazarenen, der trotz seiner Bedürfnislosigkeit nie die Gefahr und Angst der wirklichen Armut an sich verspürte, der auch erst im Besitze von neun Kindern in seiner „Kreuzersonate“ zur ehelichen Enthaltbarkeit aufrief? Oder erinnert Pestalozzi an ihn, der schweizer Erzieher, dessen liebende Seele unendlich viel größer war als sein technisches Können? Oder an Vater Bodelschwingh bei Bielefeld und bei Berlin, der Könige und Landstreicher mit dem brüderlichen Du umarmte, und dem kein Lob und keine Laus etwas anhaben konnten? Oder denken wir an den englischen „General“ Booth, der in seiner „Heilsarmee“ mit Dieben und Dirnen, mit dem Pfund des Großkaufmanns und dem Pfennig der kleinen Näherin die Welt für Christus zu erobern auszog voll franziskanischer Wanderunruhe? Diese vier modernen Heiligen, unter denen auch die naturmächtige Poesie nicht fehlt, in eine Erscheinung zusammenfließend: sie ergäben in Wahrheit Wesentliches vom heiligen Franz, der allerdings einen gebrechlichen, zeitig sterbenden Körper trug, der im Mittelalter Mittelitaliens lebte, und dessen Wandern und Wirken vom Haß und von der Liebe, mehr von der vergötternden Verehrung frühzeitig golden verklärt worden ist, wie in den „Fioretti“, den süßen Blumenkränzen der Andacht der Herzen jener Einfältigen im Geiste.

Dieser jüngere Bruder von Jesus Christus lebte seit 1182, soweit der Kalender zuverlässig ist. Sein reicher Vater Pietro Bernadone nahm den Sohn Johannes, der von der südfranzösischen Mutter die provenzalische Sprache erlernte — daher ihn die Um-

gebung Franzölein nannte, Francesco —, in sein kaufmännisches Geschäft. Die provenzalischen Joglars (Gaukler) sangen bei ihren Wanderfahrten die Heldentaten von Kaiser Karl und König Artus dem leichtentzündlichen Jüngling vor. Ein Ritter der süßen Minne wollte er werden, ein Troubadour aller Schönheit; er hieß die Blume der Jugend; Madonna Pica, seine Mutter, glaubte fest, er werde durch des Höchsten Gnade ein Sohn des Himmels werden.

Krank kehrte er von der tapferen Verteidigung seiner Vaterstadt aus Gefangenschaft heim; in Apulien, von Friedrich II. den Ritterschlag erhoffend, traf ihn die innere Stimme, die nach seinem Dienst für Gott fragte. Vom festlichen Mahl im Vaterhause, wo man den jungen Helden und Lautensänger feierte, flieht er in die Einsamkeit, die edelste und schönste Braut zu führen: die Armut, Gottes liebste Tochter. Er beschenkt die Bettler, küßt und pflegt die Aussätzigen, nackt und arm bekennt er vor den Seinen: „Bisher habe ich diesen meinen Vater genannt, fortan gilt: Vater unser in den Himmeln.“ Der Bischof hüllt ihn in die eigene Kutte. Er nährt sich kärglich von den milden Speiseresten, die sie ihm an den Türen in seinen Topf schütten, er schleppt die Steine auf die Höhe und baut die zerfallene Marienkapelle schöner zur „Portiuncula“ (Himmelspforte): dort bleibt der Einsiedler, ein närrischer Heiliger, mit der Armut vermählt, die ihm aus Jesu Bergrede entgegenschimmerte, warb er wandernd in Umbrien Gesinnungsgenossen, auch die Spötter segnend.

Neben den Franziskanerbrüdern sammelten sich durch den opferfreudigen Eifer der Klara Sciffi die Klarissinnen, daneben die in ihrem weltlichen Beruf verbleibenden Tertiarias (der dritte Orden). Wie der sterbende Buddha predigte Franz den Vögeln, sogar den stummen Fischen lobte er Gott. Sein Gebet bei Tag und Nacht hieß: „Mein Gott und mein alles.“

1210 stand der demütige Christ in Rom vor dem stolzmächtigen Papst Innozenz III. und bat um seinen Segen. Der Kirchenfürst verwünschte den ungepflegten Heiligen zu den Schweinen. Die Minoriten (Geringe Brüder) wuchsen unaufhaltsam zu hohen Ziffern. Sie arbeiteten um ihre Nahrung und halfen jedermann, das arme Leben Christi in seligem Herzen bergend.

In seine letzten, von Sorgen um die Ausbreitung seiner Brüdergemeinde getrübbten Lebensjahre fallen die wunderlichen Ekstasen des körperlich gebrochenen Büßers; der verklärte Kreuzifigur drückte seinem getreuen Jünger seine Wundemmale (Stigmata) auf, der selige Franz stammelte sein Glück in den rührenden lateinischen Lob-

liedern. Fast erblindet bei den Klarissinnen in einer Schilfhütte weidend, entquoll seinem Herzen der herrliche Sonnensalm: Die Sonne unsere Schwester, Mond und Sterne unsere Brüder, der Wind unser Bruder, das Wasser unsere Schwester, Bruder Feuer, Mutter Erde, und Gotteskinder, die Menschen! Auch der leibliche Tod ist der frommen Bruder. Dies italienische „Lied der Kreaturen“ kennzeichnet am echtesten den entrückten Männesfänger Gottes. Schon 1228 ließ Gregor IX. den unter schweren Leiden vollendeten Bruder Franz unter die Heiligen der römischen Kirche aufnehmen.

4. Über dem Winkel, in dem der heilige Franz starb, und der nur wenige Schritte entfernten Kapelle in Assisi (im umbrischen Italien) wölbt sich heute der Bau S. Maria degli Angeli, der die beiden höchsten Heiligtümer des Franziskanerordens mit einer Kuppel umschließt. Doch diese „Reliquien“ wurden so oft erneuert, daß von dem ursprünglichen Bau schwerlich mehr ein Stein übrig ist. Die Kapelle, die der Heilige gebaut haben soll, schmückt jetzt ein Bild von Overbeck. Der kleine Anfang und der glänzende Auswuchs des Werkes von Franziskus stellen sich in dem Kapellchen, das sich zum Dome auswuchs, im Sinnbilde dar: der erbauliche Ursprung, der marmorglänzende Fortgang. Die Nachfolge Christi bestand auch für Franz in der Nachahmung des armen Lebens Christi und der Apostel. Aus demütigem Gehorsam gegen seine Kirche mußte er zusehen, wie man seine Gedanken unwertete und die Grundlage seiner Lebensarbeit stürzte. Das war das Leid seines Lebens.

Mit Franz von Assisi, dem Vater des weitestgreifenden Bettelordens neben der Schöpfung des gleichzeitigen Dominikus aus Kastilien, mit seinem die Ketzer bekämpfenden Dominikanerorden, zog in die katholische Kirche unverkennbar ein innigerer Liebesgeist ein, der uns anblickt aus den reinen evangelischen Zügen der Gestalten Giotto's, des Malers seiner Legende, der unter dem Einfluß des Heiligen stand und auf dessen Verherrlichung sein halbes Leben verwandte. Das poetische Verhalten des Heiligen zur gesamten Schöpfung Gottes durchseelte die poetische Auffassung alles Geschaffenen auch bei seinen Jüngern. Man mustere daraufhin einmal die Franziskanerlyrik und das Märchenspinnen der Fioretti, deren munteren Erzählungen die italienische Novelle entsproßte. So steht ein Teil der Erfolge des Mönchs von Assisi in der Kunstgeschichte und Literaturgeschichte Italiens zu lesen. Aber auch das ist richtig, was Giotto in der Oberkirche von Assisi an die Wand schrieb: Franziskus hat die wankende Kirche des Papstes gestützt. Durch den Bettler, der den Ketzern so ähnlich sah, hat die Kirche die Ketzerei über-

wunden! Denn Rom konnte gegenüber den zürnenden Reden der kritischen Frommen über die Verweltlichung ihrer Kirche seither hinweisen auf die Bettelorden, die innerhalb der Kirche das gleiche arme Leben führten, das man als Trumpf gegen sie ausspielen wollte. So hatte der rührende Heilige durch sein absonderliches Lebenswerk, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, den Ketzern ihr Panier entrisfen. Wer Anstoß nimmt an den Gefahren des Reichthums — hier findet er den Segen der Armut! Eine freiwillig gewählte Niedrigkeit, die nicht schilt auf die Pracht der Priesterfürsten, vielmehr mit der Demut des Bettlers zum Purpur emporschaut, die Reichen nicht beneidet, sondern bescheiden zu ihnen ausblickt: das ist das Armutsideal von Assisi.

4. Meister Eckhart.

1. Ein mystischer Dichter sang dieses Lied von dem geistlichen Maien (deutsch von f. Blei):

Den Maien, den ich meine, das ist der süße Gott. Da er ging auf der Erden, da litt er vielen Spott. Nun gehn wir zu dem Kreuze und nehmen des Maien wahr, er steht in mimmender Blüte, den uns die Magd gebar. Nun sehn wir ihn am Kreuze stehn nackend gar und bloß, mit Blute wohl berommen, das er für uns vergoß. Nun sehn wir ihm an die Hände, die sind mit Nägeln durchbohrt, daraus ist uns geflossen der himmelische Hort. Nun sehn wir ihm an die Füße, da ward ein Nagel durchschlagen. Wir sollen Gottes Leiden in unserm Herzen tragen. Nun sehn wir ihm die Arme, die hat er weit zertan, er will den armen Sünder zu seinen Gnaden lan. Nun sehn wir an sein Haupte, das ist von Dornen wund. Es blieb an seinem reinen Leib kein eines Teil gesund. Wohl an des Kreuzes Ästen, da blühet roter Wein, den gibt man lieben Gästen, die müssen lauter sein, wie in dem Himmelreiche. Da schenkt man Hyperwein, da sollen die edlen Seelen von Nimme trunken sein. Die Mägede, die da zu Tisch gehn, sind Engel und singen schön, der Heilig' Geist ist Schenker, Maria die Kellerin.

2. Fichte umschreibt das Wesen der Mystik in der Zusammenfassung seiner Anweisung zum seligen Leben (6. Vorlesung) einleuchtend: „Es gibt durchaus kein Sein und kein Leben außer dem unmittelbaren göttlichen Leben. Dieses Sein wird in dem Bewußtsein nach den eigenen unaustilgbaren und in seinem Wesen gegründeten Bewußtseinsgesetzen mannigfaltig verhüllt und getrübt; frei aber von jenen Verhüllungen und nur noch durch die Form der Unend-

lichkeit bestimmt, tritt es wieder heraus in dem Leben und Handeln des gottesgegebenen Menschen. In diesem Handeln handelt nicht der Mensch, sondern Gott selber in seinem ursprünglichen Sein und Wesen ist es, der in ihm handelt und durch den Menschen sein Werk wirkt.“

Franziskus war es nicht gegeben, die Kirche des 13. Jahrhunderts mit seinem nazarenischen Armutsideal über die Vermöschung und Vernonnung der Welt hinauszuführen ins freie und Geräume. Erst Meister Eckehart gelang es, die Franziskanerfrage der geistlichen Armut für alle zu lösen. Um die organisierte Kirche herum tummelten sich im Ausgang des Jahrhunderts die Sekten und Ketzergruppen, die Brüder vom freien Geiste, die Beghinen und Begarden; ihre Pflanzstätten waren die Bettelorden mit den religiös erweckten Laienkreisen. Und innerhalb der Kirchen blühte die neue Frömmigkeit der Gottesfreunde. Eckehart ist ihr Brennpunkt; er vermag mit mächtiger Hand den dichtgewirkten Kirchenvorhang von den Seelen zu ziehen, daß Religion die Selbsterfassung des Menschen wurde in seiner eigenen Tiefe, da die gottsuchende Natur alle Schranken stürmt und in die Alllebendigkeit des einen, ungeteilten Wesens zurückfindet. Doch Eckehart erschloß dies königliche Erleben der Religion, das kirchenfrei und weltüberlegen macht, nicht nur wenigen auserwählten Vergotteten: er suchte auch dem geringen Bruder den seligen Pfad zu weisen und seine Kirche von den unerfennbaren Mirakeln weg auf die Höhe seines Mysteriums zu erheben.

3. Meister Eckehart von Hochheim (bei Gotha), 1260—1327, nahm im Dominikanerkloster zu Erfurt den herkömmlichen Studiengang; theologisch wurde er Schüler von Thomas von Aquino, dem scholastischen Lehrer des Ordens. In der Pariser Hochschule, die zum Orden zählte, wurde Eckehart Meister. Er bekämpfte als Schüler des Thomas dessen Pariser Gegner Duns Scotus, der die Vorherrschaft des Willens über den Intellekt lehrte; für Eckehart fließen Erkenntnis und Wille im tiefen Seelengrund zu schöpferischer Einheit zusammen. Über Straßburg gelangte der Meister auf den ersten Lehrstuhl in Deutschland, nach Köln; dort, wo Albertus Magnus tiefe Spuren als Begründer der kirchlichen Scholastik gezogen, blieb er. Auch kirchenpraktisch wirkte er acht Jahre als „Provinzial von Sachsen“, 51 Männer- und 9 Frauenklöster von den Niederlanden bis Livland betreuend. Er war also theologischer Lehrer, geistlicher Versorger von Dominikaner- und Franziskanerklöstern, auch Frauenklöster und Beghinenhäuser gehörten zu seinem Pflichtenkreis. Beliebte war die freie abendliche „Kollazie“: Vor-

trag des gefeierten Lehrers und Austausch der Gedanken mit den Hörern. Viele hochgebildete Frauen (Straßburg!) drängten damals ins Kloster. Doch die von ihren Weltgeistlichen unbefriedigten religiös suchenden „Laien“ in den Klosterkirchen galt es zu leiten. Walter Lehmann betont (in seiner tüchtigen Eckehart-Ausgabe von 1919, die die weitschichtigen Quellen von Franz Pfeiffer bis Denifle und Büttner gewissenhaft wertet) die duldsame Kirche des Mittelalters, die durchaus kein starres Lehrsystem gewesen sei; erst 1326 schritt der Erzbischof von Köln gegen den pantheistischen Ketzer energisch ein, der seine die Dogmen und das Kirchentum untergrabenden Lehren jahrzehntelang unangefochten verbreiten konnte. Allerdings glaubte Eckehart ein treuer Sohn seiner Kirche zu sein. Mitten im Lehrprozeß starb der Meister. Papst Johann XXII. (1316—1334) faßte in seiner Bulle aus Avignon, zwei Jahre nach des Ketzers Tode, 26 Hauptsätze Eckeharts als Irrlehre gesammelt zusammen, die verworfen wurden; einige lauten:

Sobald Gott war, erschuf er die Welt.

Gott schuf zugleich den gleich ihm ewigen und in allem ihm gleichen Sohn und die Welt, als er war.

In jedem, auch dem bösen Werk, offenbart und spiegelt sich gleicherweise der Ruhm Gottes.

Wer einen andern oder Gott schmählt, lobt Gott dadurch.

Um dies und jenes bitten, heißt um Versagung des Guten bitten und um die Versagung Gottes selbst.

Gott wird in Menschen geehrt, die weder nach Ehre, nach Nutzen, nach Heiligkeit noch nach dem Himmelreich trachten, sondern auf alles das verzichten.

Wir werden in Gott verwandelt, er macht mich zu seinem einen Sein. Alles, was Gott seinem Sohn als Mensch gab, gab er auch mir, selbst Einheit und Heiligkeit. Alles, was die Schrift über Christus sagt, gilt jedem guten, göttlichen Menschen.

Jeder gerechte, göttliche Mensch wirkt alles, was Gott wirkt. Auch Himmel und Erde schuf er mit ihm.

Ein guter Mensch soll seinen Willen so dem göttlichen Willen gleich gestalten, daß er will, was Gott will — also auch seine tausend Todsünden (das ist die Reue).

Gott schreibt nicht eigentlich äußeres Handeln vor. Nicht äußere Handlungen machen uns gut, sondern innere Handlungen, die der Vater in uns bleibend wirkt.

Jeder gute Mensch ist der eingeborene Sohn Gottes, den der Vater von Ewigkeit her erzeugt hat.

Keine Vielheit in dem durchaus einigen Gott; daher keine Unterschiedenheit in Gott!

Liebt jemand Gott mehr als den Nächsten, so ist das wohl gut, doch nicht vollkommen.

Gott ist weder gut, noch besser, noch am besten.

Die Folge war, daß Eckeharts Schriften für ein halbes Jahrtausend unterdrückt wurden: lateinische und deutsche Predigten, Traktate, Fragmente oder Sprüche, auch Fragen und Antworten.

4. Zwischen Heliand und Luther ragt Eckehart, der mittelhochdeutsch predigte, als gewaltiger, sprachschöpferischer Religionskfinder — obschon ihm Berthold von Regensburg und Nikolaus von Straßburg vorangingen. Die Kraft des Gedankens, der nur die steilste Bahn nimmt, ist in wogende Gemütsglut getaucht, die mit jedem Hauch um die ganze Seele wirbt, schroff fordernd und doch wieder herablassend herzlich.

Gott und die Seele, die Seele und Gott! Der selbständige Nachfolger Augustins empfand Gott als einzige Wirklichkeit, auch in den Dingen — abgesehen von Gott sind ihm alle Dinge ein bloßes Nichts. Die Seele gibt dem Universum Sinn und Richtung, die Geburt Gottes ist das wahre Leben der Dinge. Prophet deutscher Frömmigkeit darf darum Eckehart heißen. Grund der Seele ist die Gottheit, unausdrückbar wie Gott und im selben Grade wie er. Die Welt ruht im Schoß der Seele als im Schoße Gottes. Dieser Seelengrund ist unerschaffen wie Gott, Gottesgrund und Seelengrund sind eins, wie Gott und die Seele. Das Geheimnis der Religion ist die Geburt Gottes oder des Sohnes in der Seele. „Womit ich Gott sehe, das ist dasselbe Auge, mit dem Gott mich sieht; mein Auge und Gottes Auge ist ein Erkennen und ein Lieben.“ Geschichtliche Heilstatsachen — dies kirchliche Zentraldogma — kennt Eckehart nicht. Gott selber ist ja die innerste Seele.

Unter den neueren Denkern hat Joh. Gottl. fichte diese mystische Religion am reinsten aufleben lassen. Wir dürfen bei ihm an Eckehart uns erinnern lassen.

Der Mensch, predigt Eckehart, soll zuerst von sich selber lassen, so hat er von allem gelassen. „Liesse ein Mensch von einem Königreich oder der ganzen Welt und behielte sich selbst, so hätte er von nichts gelassen; läßt der Mensch von sich selbst — was er dann behält, es sei Reichthum oder Ehre oder was sonst, so hat er von allem gelassen.“ Wäre aber der Mensch so in Verzükung, wie St. Paulus war, und wüßte einen kranken Menschen, der einer Suppe von ihm bedürfte, so erachtet es unser Prediger für viel besser, er lasse aus Liebe von

seiner Verzückerung und diene dem Bedürftigen in größerer Liebe. Die sollen essen, rät er, die ebenso bereit wären zu fasten. „Je mehr wir des Unseren entwerden, desto mehr werden wir in Wahrheit.“ Je tiefer der Brunnen ist, desto höher ist er auch. Wer wähnt in Versunkenheit, Undacht, schmelzenden Gefühlen und sonderlichem Unschmiegen, mehr von Gott zu haben als beim Herdfeuer oder im Stall — der nimmt Gott, wickelt ihm einen Mantel ums Haupt und steckt ihn unter die Bank. Wer Gott unter bestimmten Formen sucht, der ergreift diese Form, aber Gott, der in ihr verborgen lebt, entgeht ihm. Wo die Kreatur aufhört, da fängt Gott an. Wer durch Gott etwas sucht, macht Gott zur Kerze: findet man das Ding, legt man die Kerze weg. Gott setzt den Willen in Freiheit, daß er nichts will, als was Gott und die Freiheit selber ist. Ist Gott ein Wesen, dann ist die Sonne weiß oder schwarz. Gut ist, was sich mitteilt; Gott ist das Allermitteilksamste — er allein gibt sich selber. „Ich weiß,“ sagt Eckehart von der Tiefkraft der Seele, die hinter den Sinnen waltet, „ganz gut von einer Rose im Winter; mit diesem Auge wirkt die Seele im Unwesen und folgt Gott, der im Unwesen wohnt.“

Eckehart hat aus Thomas von Aquin geschöpft — das ist der mittelalterliche Scholastiker in ihm; er schöpfte aus sich selber, die Religion erlebend als Schöpfung — damit bereitete er die deutsche Reformation als katholischer Evangelischer vor, der in Luther und Fichte und Hegel fortwurzelte, den in der Gegenwart die Germanisierung des Christentums uns neu erwecken will.

Noch einmal rede er selber zu uns: Abgeschiedenheit, so schließt er eine Predigt, ist das Allerbeste; denn sie reinigt die Seele, läutert das Gewissen, entzündet das Herz und erweckt den Geist, sie übertrifft alle Tugenden, denn sie macht uns Gott erkennen, sie scheidet das Kreatürliche ab und vereint die Seele mit Gott. „Das schnellste Rosß, das mich zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Nichts ist so gallenbitter wie Leiden und nichts so honigsüß wie Gelittenhaben. Der sicherste Grund, auf dem diese Vollkommenheit ruhen kann, ist Demut. Denn wessen natürlicher Mensch hier in der tiefsten Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt empor zur höchsten Höhe der Gottheit. Denn Liebe bringt Leid, und Leid bringt Liebe.“

5. Heinrich Seuse (Suso)

stammt aus Überlingen am Bodensee (1295—1366), wo man in der Seusegasse am schmalen, hohen Hause die Gedenktafel liest. Der Vater, ein welttrunkener Ritter (von Berg) widerstand dem in seine

Innenwelt versunkenen fränklichen Knaben, der in Konstanz aufwuchs in der Hut der frommen Mutter, bis er schon mit 13 Jahren zu den Dominikanern kam. Sein von Jugend auf minnereiches Herz schuf ihm Erdennot; er wand aus den ersten Wiesenblumen in einsamer Zelle den Kranz und schmückte damit in der Kapelle das Bild Mariens, der „allerschönsten Blume und seines Herzens Sommerwonne“. Er redet Christus an als seinen minniglichen zarten Herrn und gesteht ihm seinen eilenden Durst nach der Kreatur. Bis ihn mit 18 Jahren ein verborgener lichtreicher Zug von Gott umwandelt, ohne daß die verwellichte Klostergemeinschaft seine ernste Abkehr versteht und billigt. Heinrich, der Mutter Namen wählend, führt die Weisheit Gottes, die ihm im Alten Testament als hohe Mütterin lieblich entgegentrat, zu seiner Braut. Wenn er sein Herz auf zergängliche Minne ließ, um lieber eine Handvoll zu besitzen, als ein Hausvoll zu erwarten, so findet er sich doch bald wieder zurück: „Nun ist kein Werber, außer, er sei ein Leider.“ Er will sein unsichtbares Lieb nur einmal sehen und hören — bis er in eine Seelenberauschung entriickt ward (ihre Nervengrundlage bleibt Sache der medizinischen Grenzforschung), da er die ewige Weisheit auf gewölktem Thron daherschweben sah, leuchtend wie der helle Morgenstern und die spielende Sonne: ihre Krone Ewigkeit, ihr Kleid Seligkeit, ihre Worte Süßigkeit, ihr Umsingen aller Lust Genügsamkeit. Doch das holde Bild, mit dem er umgehen durfte, entschwand. Mit minneweïnenden Augen und ausgebreitetem, grundlosem Herzen drückte er fortan sein himmlisches Lieb in sich hinein: Lust und Weh wechseln in diesem Seelenbunde, er wird eifersüchtig: „Minniglicher Herr, du weißt, daß rechte inbrünstige Minne keine Zweiheit mag erleiden. Ach, zarter einiger Herr meines Herzens und meiner Seele, darum begehret mein Herz so inniglich, daß du eine selbstlose Liebe und Minne zu mir hättest, und daß deine Augen ein selbstloses lustliches Wohlgefallen an mir hätten. O weh, Herr, du hast so viel minnender Herzen, die dich herrlich minnen und die viel mit dir können; o weh, zarter trauter Herr, wie bin ich dann daran?“ Und um als geistlicher Ritter die Farbe seiner Dame als sein Feldzeichen zu tragen, „das kein Vergessen je mehr zu vertilgen vermöchte“, schnitt er sich mit spitzem Griffel gerade über dem Herzen den Namen Jesus in die Brust; fortan hat jeder Herzschlag den Namen auf dem Herzen mitbewegt. In seiner Zelle belebten sich die kahlen Wände mit bunten Pergamentmalereien, auch Sprüche wählte er aus wie: „Alle Vollkommenheit endet, wenn die Seele mit allen Kräften eingenommen ist in das einige Ein, das Gott ist;“ auch die Mönchsweisheit:

Werde zum Esel, um die göttliche Wahrheit zu besitzen, oder: Bleiche Farbe und ein verzehrter Leib und demüthiger Wandel zieren einen geistlichen Menschen.

Doch er hat sich maßlos gequält, um Christus nachzufolgen auf dem Wege seiner Menschheit in seine Gottheit — wie es seine Zeit verstand. Nicht über fünf Fuß wollte er in die Ferne blicken; drei Kreise bildeten das Kloster: Zelle, Kapelle, Chor; das ganze Kloster; die Klosterpforte zur einzigen Berührung mit Fremden. Er sah die Weinhumpen an der Konvikttafel kreisen und legte sich so strenge Entfagung auf, daß er in der Kirche den Mund aufsperrte in Hoffnung auf einen Wassertropfen aus dem Sprengwedel, da er sich zeitweilig auch das Wasser versagte — „O weh, daß mir der breite Bodensee so nahe ist und der lautere Rhein um und um mich fließet und mir ein einziger Tropfen Wasser so teuer ist.“ Was nützt es ihm, wenn wir ihn schelten? Erst durch besondere Offenbarung der Maria mit ihrem Kinde, in der andern Hand ein Krüglein mit Wasser, fand Seuse ins mögliche Leben zurück. Ähnlich ging es mit dem Essen. Auf einer ausgedienten Thür schloß er, die selbstgeflochtene Schilfmatte reichte nur bis zu den Knien, unter dem Kopf einen Sack mit Erbsstroh nebst einem kleinen Kissen, er blieb in den Kleidern. Er mied den geheizten Ofen und das Bad — fünfundzwanzig Jahre lang . . . Und dieser gedrückte, sich selber schindende Mann liegt, wie er von seinen Visionen beschreibend bezeugt, „verzücket und ersäufet vor Minne unter des geminnten Gottes Armen“. Er hatte, bemerkt erläuternd sein erster Biograph, eine gar lebendige Natur in seiner Jugend; „da die begann sich selber zu empfinden und er merkte, daß er mit sich selbst überladen war, das war ihm bitter und schwer“. In seinen Geißelriemen, zur „Disziplin“, ließ Seuse spitzige Messingstifte klopfen; er schlägt sich, daß ihm die Geißel in Stücke bricht — blutüberströmt, nackt, zitternd vor Frost im eisigen Gemach, vor Erbarmen mit sich selber weint er, dann — reibt er Essig und Salz in die Wunden . . . Nicht genug am härenen Hemd und der eisernen Kette auf der Haut, läßt er Riemen in das härene Untergewand nähen und mit 150 scharfgefeilten Nägeln spicken, band sich auch noch nachts einen Lederriemen um den Hals, dessen zwei Ringe seine Arme in die Höhe zogen — damit er sich nicht heimlich Linderung verschaffte! Als das unerträglich ward, zog er sich für den Schlaf Handschuhe mit scharfen Stiften, wie Bärenklauen, an. Und dieses 16 Jahre lang! Der Büsser ertrug auch acht Jahre ein Marterkreuz mit 30 Eisennägeln und 7 Nadeln (Maria) auf dem bloßen Rücken. In aufwühlender dramatischer Lebendig-

keit durchlitt der Minnechrist des Erlösers Passion von Schritt zu Schritt, von Stunde zu Stunde mit seinem ihm verlobten Herrn — nur die geistlichen Exerzitien der Jesuiten erreichten später diese Vergegenwärtigung der Sinne.

Meister Eckehart erlöste ihn aus dieser selbstgeschaffenen Hölle, als Heinrich Seuse in Straßburg und Köln auf die hohen Ordenschulen zog. Mählich lockerte der gewaltige persönliche Einfluß des genialen Ketzers, von dem wir sprachen, einen Nagel um den anderen in den Wundriemen des Konstanzers, und als Eckehart dahin war, Seuse in seinem alten Kloster Vorlesungen hielt und der unverwundliche Schwabe 40 Jahre wurde, da warf er seine Marterwerkzeuge in den Rhein und beschloß, Gottes Ritter zu werden. Unter den Gottesfreunden des Mittelalters erwies sich der stillnimmige Seuse als sonderlich begabt für die Seelenpflege der Frauen innerhalb und außerhalb der Klöster, die er mit seiner holdlebendigen Herzensmusik der geistlichen Rede erreichte. Die Feinde und Neider nannten seine Anhänger höhrend Geister und Geisterinnen. Die Gemeinde seiner Beichtkinder und der Seelenfamilie wuchs beständig. Seuse, der abgeklärte Geistesmensch, übte eine sänftigende, entlastende, erlösende Wirkung auf Weib und Mann, er fand Rat für jede Not. Auch ins giftige Gerede geriet er, zumal durch seinen hingebenden geistlichen Umgang mit der Nonne Elsbeth Stigel von Töß, die in der Gottheit schwamm wie der Adler in der Luft und die uns nach seinen zärtlichen Mittheilungen über sich ein Buch über ihres Seelenfreundes Leben aufschreiben konnte. Sein Grundsatz lautete: Ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Kreatur, gebildet werden mit Christus, überbildet in der Gottheit. Der Minnesänger unter den Mystikern gewann es, nur gegen die welttollen Klosterbrüder gelegentlich donnernd, mit der erfinderischen Liebe über alle Herzen.

Als Prior seines Klosters war er am falschen Platz. Wegen Untüchtigkeit abgesetzt, dazu in einen Ketzerprozeß verwickelt, in dem Eckeharts Schatten nachwirkte — Seuse war tapfer für seinen Lehrer eingetreten —, mußte dieser Gerechte viel leiden, wozu auch sieben Jahre politischer Verbannung zählten (Ludwigs des Bayern Kampf mit der Kurie). Gegen teuflische Verleumdung des in weltlichen Geschäften Hilfslosen mußte im ärgsten Fall der Ordensgeneral selber nach Konstanz kommen und Bruder Susos Ehre als fleckenlos vor der gemeinen Welt erweisen. In seinen letzten Lebensjahren in Ulm hat Seuse seine geistlichen Hauptchriften verfaßt. Gregor XVI. nahm den Verklärten 1831 unter die Seligen der römischen Kirche auf.

Ein gelassener Mensch, so verabschiedet uns Seuse, soll „im Lichte merken die Gegenwartigkeit des alligen, göttlichen Wesens in ihm“, und spielerig tändelt der „lörrichte Minner“ als das große Kind, in dem stets das Weib mit dem Manne rang: „Ulldierweil Lieb bei Lieb ist, so weiß Lieb nicht, wie lieb Lieb ist; wenn aber Lieb von Lieb scheidet, empfindet erst Lieb, wie lieb Lieb war.“

6. Johannes Tauler

(1300—1361) tröstete den jungen Luther in seinen religiösen Kämpfen, durch seine von innerer Frömmigkeit angeglühnten Predigten, die väterlich-liebreich zum Gemüt sprechen, das Kreuz als den höheren Weg zur Vollkommenheit rühmen, als mystische Nachahmung des leidenden Lebens des Christus, durch die wir, wie er gern sagt, „entwerden“, um in Gott zu „werden“.

Die Kirche blühte im Anfang des 14. Jahrhunderts noch in Macht (Bonifaz VIII.), das Volk kniete noch vor ihren Priestern und Symbolen, die Bulle Unam sanctam läßt noch über das gesamte Abendland des Papstes beide Schwerter blitzen, und der große Thomas von Aquin unterbaut das kirchliche System der Lehre mit überlegener Wissenschaft: dennoch bricht zur gleichen Zeit der Kampf zwischen Masse und Seele aus in dem unstillbaren Geheimleben der Religion; die Reformation, die sich von weither ansagt, fußt (wie Walter Lehmann in seiner musterergültigen Taulerausgabe, zwei Bände, 1913, schön hervorhebt), nicht nur auf der Renaissance des 15. Jahrhunderts, sondern auch auf dem seelischen Erwachen des 14. Jahrhunderts. Diese wahrhaft Religiösen standen den kirchlichen Fehden zwischen Kaisertum und Kurie innerlich teilnahmslos gegenüber; Tauler, den das Geschick seiner Vaterstadt Straßburg menschlich berührte — Bann und Interdikt lasteten 1329—1353 auf ihr —, erhob sich über das Verbot, zu predigen und zu sakramentieren, ohne seiner Kirche den Gehorsam zu weigern, mit der Gottgelassenheit: „Wenn uns die heilige Kirche das heilige Sakrament äußerlich nehmen wollte, sollten wir uns darein ergeben, geistig es uns zu nehmen vermag ja niemand.“ In solchem inneren Besitz der Heiltümer der gottesfüllten Seele ist die Kirche wesentlich überwunden! Diese Gottesfreunde, Kleriker und Laien, Männer und Frauen, brannten in dem einen Feuer: wie finden wir Gott? Tauler wirkte fast ausschließlich predigend in den geschlossenen Frauenklöstern, die den Töchtern vornehmer Ratsfamilien und edlen Ritterfräulein vorbehalten waren, während mittellose Mädchen aus dem

Handwerkerstände sich mit den offenen Beghinenhäusern abfinden mußten. Seine Gemeinde bestand daher aus geistig anspruchsvollen Hörerinnen, unter denen tiefere Religiosität so wenig fehlte, wie ihr sittlicher Gesamtzustand unbefriedigend blieb.

Einer nicht unbegüterten Familie entsprossen, trat Johannes, ein Altersgenosß Seuses, mit seiner Schwester in den Dominikanerorden ein, kam in Straßburg oder Köln in enge Fühlung mit Eckehart und wirkte zunächst in Straßburg an den Frauenklöstern — es gab dort nicht weniger als zehn. Mit Heinrich von Nördlingen zusammen finden wir ihn 1339 in Basel im Kreise der Gottesfreunde; bei diesen Stillen im Lande fühlte er sich verstanden, und sie verehrten ihn — er sei Gottes liebster Mensch auf Erden, der das Erdreich anzünde mit feuriger Zunge und in dem Gott wohne als süßes Saitenspiel. Doch auch an Verfolgung mangelte es nicht. Sein inneres Leben weist keinen Bruch auf. Die meisten der ihm beigelegten Reden und Traktate haben sich als unecht ergeben; wir besitzen nur nachgeschriebene Predigten aus seinem Munde.

Wir können von Gott, so Tauler, eigentlich nur schweigen, er ist die unaussprechliche Verborgtheit. Das Sein an sich nennt er die Istigkeit, ihr entspricht auf des Menschen Seite die Einfältigkeit des Wesens. Er unterscheidet den sinnlichen, den vernünftigen, den gottförmigen Menschen; diesem „dritten“ Menschen gilt seine ganze Sorgfalt. Das Seeleninnere und die Gottheit waren ursprünglich eins — nun ruht Gott verborgen im inwendigen Grunde. Als die Gottheit in die Kreaturen sich ergoß, blieb trotz der Vermischung mit dem Kreatürlichen ihr Kern noch gottförmig. Daher des Menschen Ziel und Sehnen: eingehen, übergehen, verschmelzen in Gott, einfältig werden, in sein eigen Nichts sinken, der Kreatur absterben, Gott alles wieder emportragen in Gottgelassenheit. Gott nimmt die Seele als seine Speise in sich auf, dabei kaut und verdaut er den Menschen — das ist unsere Reue! Unter Schmerzen entwerden wir uns selber, qualvoll entbehren wir zeitweis der Gottheit. „Kinder, die Höhe und Tiefe, die sich uns aufstut, vermögen keine Vernunft noch Sinne zu begreifen. Dieses Gut wird allein den Leuten enthüllt, die auswendig geläuterte Menschen, inwendig verklärte und in sich wohnende Menschen sind. Ihnen ist Himmel und Erde und alle Kreaturen ein lauterer Nichts, denn sie sind selbst ein Himmel Gottes. Gott rastet in ihnen; er ruht in diesen Leuten, bereichert und lenkt die ganze Welt und alle Kreaturen durch sie.“

Tauler blieb durchaus ein kirchengläubiger Katholik des Mittelalters, wie Seuse; doch in der Tragkraft seiner Gedanken lag die

Religion als überkirchliche persönliche Frömmigkeit: das Leben der Seele in Gott, Gottes in der Seele. Er sagt: „Der Mensch höre oder sehe Dinge, die dem Glauben angehören, so findet er in sich einen lebendigen Glauben, der ihn besser unterweist, was Gott sei, und es ihm klarer eingibt, als es ihm alle Meister sagen können; denn der Glaube lebt und wohnt in dem inwendigen Reiche, in dem das Leben aus seinem eigenen Brunnen hervorquillt.“ Wo bleibt da irgendein Dogma einer Kirche? So lange der Mensch von Gott entzückt wird, übt er sich nicht in Werken der Tugend; „wenn er aber wieder zu sich kommt, so hat er alle Tugenden zu wirken, wenn ihre Zeit da ist“. Schleiermacher nahm in den Reden über die Religion diesen auch echt lutherischen Gedanken hinreißend wieder auf.

Aus Taulers Bilderschatz, der weniger umfangreich als mannschön ist, wähle ich die eine Perle (aus der Predigt von Tüftrnen und Brunnen): Wer von Liebe verwundet ist, der macht es wie ein Kaufmann, der ein Schiff um Gewinnes willen hinausfahren will. Er will sammeln, damit sein Schiff voll werde. „Also tut der verwundete Mensch (in Gottes Fischnetz), er zieht alle Gedanken und Übungen zusammen, so viel er kann, dem Geliebten zuliebe. Ist das Schiff voll, so stößt er vom Lande (Lufasevangelium 5). Noch ist er des Schiffes wohl Herr, es gegen den Sturm zu fahren. Also wirft die verwundete Liebe ihr Schiff in den Sturm der Gottheit und fährt herrlich dahin, spielt damit und wirft ihre Ruder in das Meer, das unergründlich ist, und je mehr sie der göttlichen Ausflüsse in sich sieht, desto weiter wird sie. Und ihre Empfänglichkeit füllt er gänzlich, und die Erfüllung schafft neue Empfänglichkeit und neue Weite und bewirkt neue Liebeswunder. Dann schneidet der Herr das Seil des Schiffes entzwei und läßt das Schiff gegen den Sturm rauschen: dann ist da weder Riemen noch Ruder, die das Schiff aufhalten können. So ist der Mensch sein selbst nicht mehr Herr — das ist die gefangene Liebe.“

Johannes Tauler sang das gewaltige Lied seiner Seele auf die Melodie: Wir sind geschaffen und gerufen zu großen Dingen.

8. Caterina von Siena.

Ein religiöser Genius war auch Katharina von Siena; sie erscheint uns im Licht der Geschichte, wie am unbefangenen der Jenaer Theologe Karl Hase sie durchforscht hat (Heiligenbilder, 1864), als ein Urbild katholischer Frömmigkeit und mittelalterlicher Weltanschauung.

Caterina Benincasa, 1347—1380, wurde die große Heilige des Dominikanerordens. Das 23. Kind eines fruchtbaren Färbers in Siena war schon in zarten Jahren umgangsheu, geistlich, visionär. Sie hat sich dem Herrn Christus als ihrem himmlischen Bräutigam schon als Kind verlobt, die Jungfrau hält daran fest, sie setzt in jugendlichem Alter ihre Aufnahme unter die viel älteren Schwestern der Buße des heiligen Dominicus durch. Das weiße Wollehemd und darüber der schwarze Mantel verbinden Unschuld und Demut zum Ordenssymbol; doch blieb sie noch drei Jahre im Elternhause, in harter Kasteiung sich peinigend. Der rein für ihn erglühenden Mädchenseele, die der Welt in sich und um sich heroisch abzusterven sich mühte, hat der Herr Christus, so hören wir sie andächtig erzählen, sich im Glauben verlobt: er erschien ihr mit seiner Mutter, den Aposteln Johannes und Paulus, dem heiligen Dominicus, auch David mit der Harfe kam mit. Während er diese mit süßem Getöse schlug, ergriff die jungfräuliche Mutter die rechte Hand des Mädchens und hielt sie dem Sohn entgegen, der einen Goldring mit einem Demant, umgeben von vier Perlen, an ihren Finger steckte und seine Rechte in die ihre legend sprach: „Siehe, ich verlobe mich dir deinem Schöpfer und Erlöser im Glauben, der, bis du im Himmel deine ewige Hochzeit mit mir feierst, unverlezt immerdar bewahrt werden wird. Vollbringe nun, meine Tochter, mit männlichem Geiste ohne Zögern alles, was unter meiner Vorsehung zu deinen Händen gelangen wird; denn gewappnet mit der Tapferkeit des Glaubens wirst du alles Feindselige überwinden.“ Der Ring blieb an ihrem Finger, ihrem Glaubensauge allein sichtbar. In einer anderen Vision entnahm ihr der himmlische Verlobte ihr Herz aus der Brust und setzte nach einigen Tagen sein eigenes rotleuchtendes Herz seiner Erdenbraut ein. 1370 empfing die Innige nach einem hocheherregenden Abendmahlsgenuß das erste Zeichen der Wundmale des Christus in die rechte Hand eingebohrt, „als sei ein eiserner Nagel mit dem Hammer hindurchgeschlagen; ist sein Wundmal auch anderen unsichtbar, mir ist es fühlbar ein steter süßer Schmerz“. Ihr Zustand wird dabei von Augenzeugen als durchaus krankhaft beschrieben: der Körper starr auf dem Boden hingestreckt; sie erhebt sich ein wenig, liegt auf den Knien, breitet Arme und Hände aus, das Gesicht leuchtend, wie zu Tode verwundet bricht sie zusammen. Aus den Narben der Kreuzwunden des Christus richten sich fünf blutige Strahlen auf sie, nach Händen, Füßen und ihrer Herzseite. Sie ist also eine „Stigmatisierte“ geworden (stigmata = die Wundmale). Dieser mittelalterlichen Phantasie war noch mehr als bei

Gott schlecht hin alles möglich — und dieser fromme Wahn verblieb durchaus nicht in der Vergangenheit. Katharina lockt den Christus: „Süßester und geliebter Jüngling, süßer und verliebter Ritter“, er liebkost sie als „liebste Tochter, süße Braut“. Und doch wußte damals jedermann in Italien, daß der heilige Franz in Assisi alle fünf Wundmale sichtbar an seinem Leibe trug. Katharina, die in so unerhörter weiblich-sinnlicher Seelenvertraulichkeit mit Christus verkehrte, achtete ihre Wach-Träume für Wirklichkeit. Aber, bemerkt Karl Hase sinnig, die christliche Geschichte bietet so manches Beispiel, daß gerade durch eine gewisse Krankhaftigkeit bedingt der Reichtum eines tiefen Gemüts zutage tritt, die Perle in der Muschel. Durch ihre durchaus ungenügende Ernährung, da sie der Speise für sich selber nicht zu bedürfen glaubte, war das Engelein mit 28 Jahren durchsichtig und hinfällig geworden.

Sie schieht die Verworrenheit der Erdendinge, doch in ihrer Seele wächst der himmlische Sendruf immer mächtiger: zu vieler Heil solle sie aus ihrer Zelle und aus ihrer Stadt gehen; Gott wird sie wegführen und zurückbringen, wie Jeanne d'Arc nach Domremy: „Du wirst meines Namens Ehre und die Bewähr meines Geistes tragen vor die Kleinen und Großen, vor Laien wie Kleriker und Klosterleute, denn ich werde dir geben Beredsamkeit und Weisheit, der niemand widerstehen kann. Ich werde dich führen vor Hohepriester, vor Häupter der Kirchen und des christlichen Volks, auf daß ich durch das Schwache den Stolz der Starken beschäme.“ Ihre gutherzige Wohltätigkeit gegen Arme war so grenzenlos wie die Bereitschaft, die ihre Familie und christliche Freunde der rührenden Helferin aus ihren Vorräten und Mitteln leisteten. Ebenso aufopfernd pflegte sie die Kranken, am liebsten Aussätzige und Krebsranke, Gefahr der Ansteckung und Ekel so wenig achtend wie die heilige Elisabeth. Wir wundern uns nicht, daß die Legende ihr auch wunderbare Krankenheilungen zuschreibt — das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Wir sagen gern mit einem ihrer Verehrer: „Was ist da weiter nach anderen Wundern zu suchen, da ihr ganzes Leben nichts anderes als ein Wunder war?“ Herzergreifend hat das Gotteskind Todeskandidaten, wie dem adeligen Revolutionär von Perugia, Nicola Tuldo, der die Stadtrepublik bedrohte, die Dämonen der Furcht vor der Hinrichtung verscheucht — ihr Brief darüber an den Beichtvater Raimund ist ein Evangelienblatt! Sie konnte, wie ein Kirchenlied von Jesus rühmt, in ihrer Gottesminne „durch des Todes Türen träumend führen“. Allmählich wirkte die Gotterkorene, die sich von ihrer Familie lieb-

reich löste, ins Weite; eine geistliche Familie scharte sich um sie in verschiedenen Städten Italiens, wohin sie in bestimmter Sendung kam, ihre hellseherische Begabung feierte wunderbare Erfolge, und ihre Güte war ebenso herzugewinnend, wie ihr eiserner Wille auf feste Sucht drang. Auch im öffentlichen Leben jener Zeit des wilden Faustrechts wirkte sie ausgleichend für den Frieden inmitten der Parteizerrissenheit. Sie spielte auf den verstimmtten Saiten der Menschen, die Dissonanzen auflösend zur Harmonie. Schlicht blieb die Demütige bei Ehrungen wie bei Schmähungen: „Ich wundere mich, daß ein Geschöpf, erkennend, daß es ein Geschöpf ist, einen eiteln Ruhm haben könne.“ Die ihr gewordene Offenbarung hatte einst gelautet: Ich bin, der ich bin, du aber bist, die nicht ist.

Katharina von Siena wollte, im Juge ihrer Zeit, das Heilige Land den Händen der Ungläubigen entreißen helfen. So mischt sie sich in die hohe Politik der Welt, Königin von Jerusalem will sie sein und der Ehre der Märtyrerkrone theilhaft werden. Als Mittelitalien voll Empörung brennt, schreibt die Mutige an den Papst, den sie auf das Vorbild des guten Hirten verweist, in weiteren Briefen scharf auf die Auswurzelung der zahlreichen unwürdigen Priester dringend und erschüttert von dem Schicksal des unruhigen Florenz, über das die Acht verhängt ward. Sehnsüchtig schaute sie nach einer Reformation ihrer verweltlichten Kirche aus: „Wir sind gefallen in die Bande des Todes und machen Krieg wider Gott. Die Prälaten und Pastoren der heiligen Kirche in ihrem Hochmut, ihrer Habgucht, ihrer Unreinigkeit an Leib und Seele sind aus Seelensorgern Seelenmörder geworden. Sie sehen, wie die höllischen Geister die Seelen ihrer Untergebenen wegtragen, und kümmern sich nicht darum; denn sie sind Wölfe geworden und Verkäufer der göttlichen Gnade. O welcher Jammer ist es zu sehen, daß die, welche Vorbilder sein sollten freiwilliger Armut, in solchen Eüsten, Pracht und Eitelkeit der Welt dahinleben, mehr als wenn sie tausendmal in der Welt lebten. Ja, viele Weltleute, die ein gutes und heiliges Leben führen, beschämen sie. Aber es scheint, daß die ewige Güte sich anläßt, mit Gewalt zu tun, was nicht in Güte geschieht; es scheint, daß die weltliche Macht und Herrlichkeit seiner Braut genommen sei, auf daß die heilige Kirche zurückkehre zu ihrem ersten armen Stande, demüthig-sansft, wie sie war in jener heiligen Zeit, als sie auf nichts anderes achtete als auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, Sorge tragend für die geistlichen Güter, nicht für das Zeitliche. Denn seit sie mehr gesehen hat auf das Zeitliche als auf das Geistliche, sind die Dinge gegangen vom Schlimmen zum Schlim-

meren. Durch die schlechten Pastoren und Präfecten habt ihr die Rebellion bekommen. Durch den Krieg und durch den Mangel an Tugend hat die Kirche ihre weltlichen Güter verloren. O wie wird eure Seele und die meine glücklich sein, wenn ich euch sehe als den Anfänger eines so großen Gutes, daß in euren Händen, was Gott erlaubt durch Gewalt, sich füge durch die Liebe!" Das gute Kind hat Gregor XI. und seine Kardinäle ethisch-religiös überschätzt. 1376 empfing der Papst sie als florentinische Abgesandte, Raimund an ihrer Seite übersetzte ihr Toskanisch ins Lateinische für das Konsistorium — Gregor legte gütig den Frieden in ihre Hände. Katharina konnte den Frieden nicht schaffen. Sie wünschte auch mitzuwirken an der Wiederkehr des Papsttums nach Rom. Drei Prälaten prüften die Toskanerin, deren sittliche Hoheit auch die Damen des Papstkreises zu ihrem Unbehagen zu spüren bekamen. Man denkt an die durchschauende Überlegenheit bei Hofe und im Heere, mit der Schiller seine Jungfrau von Orleans durch die Himmelskönigin ausstattet, solange ihr Herz von sündiger Liebe rein bleibt. 1377 kehrte der heilige Vater von Avignon nach Rom zurück. Furchtlos in Todesgefahr bewährte sich das göttliche Weib auch in Florenz — als lebendige Hostie wollte sie ihrem Bräutigam (Christus) sich darbringen, doch der wilde Haufe war entwaffnet angesichts ihrer heiteren Ruhe. Der Friede zog ein. Die Kreuzzüge waren versunken. Katharina wurde die Prophetin der Reformation. Was Beatrice im Herzen Dantes war, das wurde Caterina in der Wirklichkeit. Sie kann schreiben: „Die Seele, die ihre Nichtigkeit erkennt und daß all ihr Gut im Schöpfer ist, verläßt alle Kreaturen, stürzt sich ganz in Gott und wird durch die Anschauung der Liebe, die täglich in ihr gemehrt wird, gewissermaßen in Gott verwandelt, also daß sie nichts denken, nichts lieben kann als Gott, die Kreaturen aber und sich selbst schaut sie nur in Gott und gedenkt ihrer nur in ihm; wie einer, der sich ins Meer geworfen hat und unter dem Wasser hinschwimmt, nichts sieht und berührt als das Wasser — die Gestalten der Dinge, die außerhalb des Wassers sind, kann er wohl sehen, aber nur im Wasser. Und Gottes Liebe ist ein tiefes, süßes Meer. Wer da liebt, will sich einigen mit dem, das er liebt. Ich kann dir nichts geben, das du mir nicht gegeben hättest. Wie Gott, in sich selbst versenkt, sich verliebte in die Schönheit seiner Kreatur und also trunken vor Liebe sie erschuf nach seinem Bilde, so gibt die Seele ihrem Schöpfer zu trinken, wenn sie Liebe ihm für Liebe gibt. Doch will sie nicht Gottes Geheimnisse ergründen, sondern allein seinen Willen und die Süßigkeit seiner Liebe; auch kann

sie sich nicht äußern, da sie Gott keinen Dienst erweisen kann als durch den Nächsten, dem sie mit Eifer dient. Gott die Ehre und dem Nächsten unsere Mühe.“ Einer Äbtissin, die ihr klagte, sie wolle nicht mit weltlichen Dingen befaßt sein, bedeutete sie evangelisch: „Sie sind so weit weltlich, als wir sie dazu machen.“ Die Schönheit der Welt war ihr eine Blume; pflückt sie die Leidenschaft mit ungeordneter Hand, so welkt sie und verliert ihren Duft. Gott sagt zur Seele: Ich habe dich geschaffen ohne dich, aber ich werde dich nicht erlösen ohne dich. Ich erlaube euch jede Sache aus Liebe. Und großartig, in den Bahnen Augustins, unterscheidet sie: „Du sprichst, als wenn die Seele dir gedient hätte durch eigene Kraft, obwohl jeder Dienst von dir selbst gemacht ist, du bist der Täter und der Geber. Die unselige Seele meint gegen Gott gehandelt zu haben, und sie hat nur gegen sich selbst gehandelt.“ Das ist die Schönheit der frommen Seele! Einem Bettler gab sie gelassen ihren Mantel, da sie kein Geld hatte; ihre Priester kauften den Mantel zurück und machten Katharina Vorwürfe, daß sie ohne Ordenstracht habe gehen wollen — sie findet die freie Form: „Ich will lieber ohne Ordensmantel erfunden werden als ohne Barmherzigkeit.“ In aller Demut und Selbstpreisgabe bleibt ein kräftiges Selbstgefühl ihr erhalten — man wird ordentlich froh, daß dieser seltene Mensch doch auch noch ein Erdenantlitz trug.

In Rom verlebte die Mystikerin, deren prophetische Wahr- sagungen von ihren Anhängern ebenbürtig neben ihre geschickten literarischen Dialoge und Traktate und ihre aufgezeichneten Gebete und Fürbitten gestellt werden, die letzten Jahre. Mit 33 Jahren, wie nach der Überlieferung ihr göttlicher Bräutigam, starb sie, leiblich qualvoll, doch in Geist und Seele weltfrei, gottinnig, hohe- priesterlich gegen ihre Gemeinde. Nach 80 Jahren sprach Papst Pius II. sie heilig — das Volk hatte den Heiligspruch lange vollzogen an der Mutter vieler tausend Seelen, die die religiöse Genialität ihrer Seele in der Freiheit ihres starken Willens zu einem Ideal christlicher Frömmigkeit durchgestaltete in der kirchlichen Form des Mittelalters.

14. Luther, die deutsche Reformation.

1. Martin Luther (1483—1546), dessen 400jähriger Ged- denntag des Anschlags seiner 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg mitten hinein in den deutschen Weltkrieg fiel und dessen Verbrennung der Bannbulle des Papstes 1920 zu einer Reforma- tionsfeier nach dem Kriege gedieh, wie das Jubiläum seiner Rück-

kehr von der Wartburg mit seinem verdeutschten Neuen Testament 1922 die evangelischen Kirchen aller Länder zu einem freien Zusammenschluß unter der Führung Schwedens vereinigte — Luther ist ein Eichbaum aus dem Urwalde. Die mächtigen Wurzeln tief eingesenkt in den mütterlichen Urgrund deutscher Art, der er entstammte als treuer Sohn des arbeitsamen niederdeutschen Volks, die rauschende Krone stolz und frei erhoben ins blaue Himmelslicht. Stürme schütteln ihn, die Sonnenstrahlen lachen auf seinen Blättern, Blitze zucken, Gewittergüsse rauschen an ihm herab, die Vögel singen ihr Lied im Schutze seines Gezweiges. Martinus Luther war ein Kriegermann und ein Kind, ein wilder Troßkopf und ein zärtlich hingebener Freund, ein Vetter voll Inbrunst und ein Arbeiter voll Unrast, ein Gelehrter, ein Prediger und ein Journalist, ein Wanderredner, ein Hofmann, ein Professor, ein Schriftsteller. Voll Stolz: „Martinus Luther, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt,“ und voll Selbstbescheidung: „Gott kann ihm zehn Dr. Martinus schaffen, wo der einige alte erfösse.“

Luther ist die deutsche Reformation. Er hat Platz und Stimmung gemacht für das schlichte Evangelium und für die alte Gottesgelahrtheit zugleich. Denn der Klostermönch von Erfurt rang mehr noch als mit sich selber mit der Religion seiner Kirche. In der Bahn des Apostels Paulus, nicht ohne den Dienst des Kirchenvaters Augustinus ging ihm in der Not seiner Seele am Neuen Testament, dessen Römerbrief ihm ins Herz drang, die Überzeugung auf, daß Gott es ist, der den Glauben gibt und dessen Liebe jedem vertrauenden Menschenkinde den Himmel öffnet. Luther hat die Religion vereinfacht und die Frömmigkeit verinnerlicht. Die mittelalterliche Kirche Roms trachtete freilich schon lange in ihren edelsten Geistern nach einer „Reformation an Haupt und Gliedern“ und hatte auf den Konzilien der Jahrzehnte vor Luthers Auftreten die bessernde Hand ernstlich anzulegen begonnen. Luther trug die Sendung in sich. Wenn auch die Geister, die er rief, dann ein Neues pflügten und nicht unter die Hecken säeten. Das reine Evangelium, nicht zu Lehrsätzen aufgebaut noch in eine Kirchenlehre gebunden, ist in seiner Ursprünglichkeit nach Luthers anschaulichem Bilde so einfach, daß ein Lamm darin waten kann, und zugleich so unergründlich, daß ein Elefant darin schwimmen muß. Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott; Christus der Offenbarer der Vatergüte Gottes, der glaubende und liebende Mensch in Treue und Hingabe des Gesetzes Erfüllung und seine Überwindung zugleich. „Wo Zuversicht und Glaube, da ist ein nutziges, trotziges, unerschrockenes Herz, das hintansetzt und der

Wahrheit beisteht, es gelte Hals oder Mantel.“ Luthers „Freiheit eines Christenmenschen“, der im Glauben ein Herr ist aller Dinge und niemandem untertan, in der Liebe jedermanns Knecht, erwächst aus der Gottgeborgenheit. Sie ist Herrschaft über die Welt als frohe Selbstsicherheit, die nicht fragt, ob gute Werke zu tun seien, sondern ehe man fragt, sind sie schon getan. Luthers Gewissen ist religiös gebunden, so schuf es das weite Herz. In der persönlichen Überzeugung des Menschen entscheiden sich ihm alle Dinge Himmels und der Erde als vor der höchsten und letzten Spruchkammer. Auch die Kirche als Gründung des Geistes durch das Wort Gottes steht und fällt für ihn mit dem in der Liebe tätigen, Gott und sonst nichts in der Welt fürchtenden Glauben. Für Luthers Protestantismus, wie er ihn in der schöpferischen Kraft seiner besten Mannesjahre meinte und ihm den Weg ebnete, gibt es kein in eigener Frömmigkeit sich absonderndes Gebiet des Lebens. Die natürlichen Ordnungen des Menschendaseins bilden den dauernden und einzigen Schauplatz für Glauben und Liebe. Die altkirchliche und mittelalterliche Weltauffassung und Lebenshaltung hat Luther im Protestantismus durchbrochen. Ehe und Familie, Beruf und Staat empfangen ihr selbstständiges Recht — ja, über die Stimmung des Urchristentums hinaus, das dafür kein Auge hatte, werden die täglichen Pflichten als der treuen Dienste tägliche Bewahrung, wie sie Goethe nannte, zu unmittelbarem Gottesdienst geadelt. So lösten sich unter Luthers Tiefblick vielverschlungene Gebilde des Mittelalters, welche die Kirche beherrschte. Im Schutz der Zuversicht auf Gottes väterliche Vorsehung und der Treue im Beruf, wo immer man stehe im sozialen Gefüge der Ämter und Stände, wuchs eine neue Zeit herauf.

Luther hat die heilige Schrift beider Testamente über alle Überlieferung und Menschenfassung erhoben als alleinige Richtschnur der Christen. Doch so ergeben er die Bibel als seine „Kaiserin“ rühmte und ihr gegenüber seine Vernunft als „Märrin“ zur Ruhe wies, so fest beharrte er dabei, daß die heilige Schrift nur so weit Gotteswort sei, also unsern Willen lenke, als sie sich an unserm Gewissen bewährt. Sie wollte er anerkennen und hätte sie auch „Hinz und Kunz“ geschrieben, während wir ihr die seelische Zustimmung weigern müßten ohne dieses Zeugnis des Geistes, auch wenn sie nach Luthers tröstlicher Deutlichkeit „St. Peter oder Paul oder ein Engel vom Himmel“ verfaßt hätte. Damit war zugleich die buchstäbliche Irrtumsfreiheit der Bibel grundsätzlich abgelehnt. Luther tadelte den werkgerechten Jakobusbrief als eine „stroherne Epistel“ und er wollte die Offenbarung des Johannes, die ihm zuwider war, „am liebsten in die

Elbe werfen". Entscheidend war für ihn lediglich, ob und wiewelt eine biblische Schrift „Christum treibet“, also religiösen Wert beanspruchen darf. Auch seinen Kleinen und Großen Katechismus meinte der Reformator wahrlich nicht als Rutenbündel, um die kleinen und großen Kinder damit zu peinigen, vielmehr als Hilfe und Freude im freien Gebrauch für Haus und Gemeinde.

2. Die Linie Augustins kommt in Luthers Lehre zu ihrer geschichtlichen Erfüllung. Denn dieser protestantische Ausgang der Dogmengeschichte ersetzt das Dogma durch den evangelischen Glauben und hebt den Zwiespalt auf von dogmatischem Christentum, praktischer Selbstbeurteilung und christlicher Lebensführung. Indem aber die Reformation als Religion einen neuen Grund für die Zukunft legte, erneute sie das alte Dogma. Während die alten Mystiker im erhabenen Gefühl steckenblieben, erkämpfte Luther das innere Recht des Menschen und erlebte die Freiheit des Gewissens. Doch das freie Gewissen war ihm das innerlich gebundene; das Recht des einzelnen verstand er als heilige Pflicht, es mutig auf Gott zu wagen und dem Nächsten selbständig und selbstlos in Liebe zu dienen. Die Kirche wird ihm einfach die Gemeinschaft der Gläubigen, der Kern des Wortes Gottes ist die Offenbarung Gottes in Christus. Was die mittelalterliche Kirche mit Nüsttrauen ansah: der Beruf und die Pflicht des Tages, galt ihm als die eigentliche Zone des gottgefälligen Lebens. So ward mit einem Schlage die Religion aus der „Verkuppelung“ mit allem ihr Fremden befreit, zugleich das selbständige Recht der natürlichen Lebensgebiete anerkannt. Gegen Erasmus, „dessen Moralismus im Grunde irreligiös ist“ (Harnack), beharrte Luther bei der grundlegenden christlichen Erfahrung. Luthers Tat ist also die Aufrichtung des Glaubens und die Zertrümmerung des Dogmas — an seinem Lebenswerk ist die christliche Kirche genesen von ihrer langen Erkrankung, von den Dogmen. Aber neben und in seinem Christentum hat Luther wiederum katholische Elemente festgehalten. Durch Luthers Halbheit konnte sich bald in seiner Kirche wieder der katholische Zustand entwickeln, der noch in Blüte steht: daß man in allen Hauptpunkten die heilige Schrift der Glaubensregel unterordnet, und daß man andererseits Fallstricke aus dieser selben Schrift hervorholt! Nicht nur durch die Ausscheidung bestimmter Handlungen als sogenannter „Gnadenmittel“ trat Luther in die Enge des Mittelalters zurück, in noch höherem Maße durch den Versuch, die Kindertaufe als besonderes Gnadenmittel zu rechtfertigen und die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl als das Wesentliche im Sakrament zu behaupten. Luther hat

es mitverschuldet, wenn der Protestantismus als Kirche wie ein kümmerliches Doppel zur katholischen Kirche wirkt. Denn „Katholizismus“ ist nicht sowohl der Papst und die Heiligenverehrung oder die Messe, als die Lehre vom Sakrament, von der Buße, vom Glauben und den Glaubensautoritäten. „In diesen Stücken gilt es die Freiheit eines Christenmenschen wirklich aufzurichten und sich nicht bei den Außenwerken aufzuhalten.“

Die protestantischen Kirchen standen von Anfang an vor einer Doppelaufgabe, die unvollziehbar erscheint. Sie sollten Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaften sein, wie sie früher nur in den Klöstern bestanden haben, sollten also die persönliche Religion mit ihrem ganzen Ernst zum Gemeingut machen, ohne Askese, innerhalb des Berufs und der Arbeit; zugleich gaben sie sich als gereinigte katholische Kirche aus unter diesen selben wesentlichen Bedingungen, um den vorhandenen Zuständen Autorität und Weihe zu leihen und mit dem Staat im Bunde für die allgemeine „Sicherstellung“ zu sorgen. Die Erfüllung dieser beiden Aufgaben, die der Katholizismus in „Kloster“ und „Welt“ sich einteilte, trenne man nicht durch einen Schnitt und verteile sie abermals auf zwei Größen! Oder man verweise im Namen des Christentums die Religion aus dem öffentlichen Leben der Wirtschaft und der Politik hinaus in die ihr eigentümliche Provinz der Gemütsvorgänge. Mit der Bergrede Jesu kann kein ehrlicher Mensch in unserer Kulturwelt frei atmen und sich glücklich fühlen. Jesus war besser als wir; wir jedoch sind anders als er. Die zwei Jahrtausende kann weder die Liebe noch der Glaube überspringen, als wären sie nicht vorhanden. Die evangelisch gefasste Religion muß „mit allen hellen Erkenntnissen im Bunde“ bleiben oder vielmehr die Rückständigkeit abstreifen, die ihr in hohem Maße noch anhaftet. Die religiöse Gemeinschaft wird nicht vom Subjekt geschaffen für sein augenblickliches Bedürfnis — man empfängt sie als ein Gut.

3. Die älteste deutsche *Lutherbibel*, die wir besitzen, ist „Das Neue Testament Deutsch Martin Luthers“ vom September 1522. Dieser erste Bibeldruck beschränkte sich also auf das Neue Testament, da Luther das Alte Testament erst in den folgenden Jahren mit den gelehrten Freunden zusammen in Wittenberg übertrug. Underthalb Gulden in Gold, also etwa vierzig Mark in guter Vollwährung, kostete dies erste Neue Testament, das inzwischen die Bibelgesellschaften Deutschlands und Englands für wenige Pfennige in Massendruck herstellen. Altertümlich und ehrwürdig mutet uns diese grobwürzige, minnige deutsche Sprache Luthers an in ihrer zeitgenössischen

Schreibung (mit den zahlreichen Abkürzungen für Jesus Christus, Evangelium usw.). Der gefangene Reformator als Junker Jörg im Frieden der Wartburg, geschützt durch seinen Kurfürsten vor den Folgen der Reichsacht, tauchte für zehn Monate in die Abgeschiedenheit der Wartburg unter nach dem wilden Wirbel der vorangegangenen Jahre und lebte ganz seinen Forschungen. Knappe elf Wochen hat Luther auf die Übersetzung des ganzen Neuen Testaments verwendet — eine uns unfassliche Arbeitsleistung! Dabei führt keine Spur darauf hin, daß Luther etwa zur Erleichterung seiner Studien die mittelalterliche deutsche Bibelübersetzung, die neben andern Versuchen bereits vorhanden war, zu seiner Hilfe neben sich hatte. Neben seinem einzigartigen Arbeitseifer und seiner Großgeistigkeit mit dem Höhenflug seiner Seele war seine beste Ausrüstung zu diesem seinem unsterblichen Werke seine vieljährige Vertrautheit mit diesen Schriften, über die er als Professor in Wittenberg regelmäßig Vorlesungen hielt, denen die Studenten aus vieler Herren Ländern zuströmten, und mit dem gesamten Stoffgebiete. Als griechischen Grundtext benutzte Luther, wie es wissenschaftlich für wahrscheinlich gilt, die von seinem Straßburger Freund Nikolaus Gerbel im Sommer 1521 ihm zugesandte Ausgabe, wesentlich einen Abdruck aus dem Werk des Erasmus von Rotterdam (1519). Der erste Wurf der Übersetzung auf der Wartburg wurde nach der Rückkehr nach Wittenberg (März 1522) durchgesehen und verbessert unter reger Mithilfe Melanchthons. Sie wollten „alle Wörter des Schlosses und Hofes“ meiden und volkstümlich zu den Deutschen sprechen. (Dieser erste Druck des Neuen Testaments von Luther wird kurz die „Septemberbibel“ genannt. Es erschien nämlich bereits im Dezember 1522 eine zweite Auflage, welche „Dezemberbibel“ heißt. Luthers erbauliche Vorreden zum ganzen Neuen Testament und zu einzelnen besonders wichtigen Textstücken wurden dieser Bibel beigegeben.)

Luthers geniale Volkstümlichkeit und seine sprachliche Schöpferkraft sind auf jedem Blatte dieser Evangelien, Apostelgeschichten und Briefe verewigt. Die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis hat über Luther und Melanchthon hinaus ihre gewissenhafte Arbeit geleistet, den Meister berichtigt und sein Werk fortgeführt. Die sich von einem Jahrhundert zum andern nach unserer sprachlichen Einsicht und vergleichenden Kenntnis vervollkommnende deutsche Bibel hält sich durchaus in Luthers Geiste; nur die den Luthertext wie eine Offenbarung rechthaberisch festhaltenden rückständigen Lutheraner, welche auf die Worte ihres Heiligen schwören, verläugnen Luther, der unermüdet bis zum letzten Atemzuge an seiner Bibelübersetzung

gearbeitet hat. Zu beachten ist dabei, daß Luther gar nicht nur übersetzen wollte, was buchstäblich dasteht; er wollte den griechischen und hebräischen Text e i n d e u t s c h e n, ihn von dem Boden Palästinas in die eigene deutsche Heimat verpflanzen. Wie seine Freunde Albrecht Dürer und Lukas Cranach auf ihren Bildern den Abraham im Pelzrock und seine Sarah in deutscher Haube auftreten lassen trotz den Palmen Palästinas, so hat Luther die ganze biblische Welt germanisiert. Sein leuchtender Stern war die Schaffung einer Volksbibel, die alles gelehrten Beiwerks sich ent schlagen sollte. Auch Luthers vielberufene auslegende Zusätze (im Römerbrief und anderswo) beweisen diese selbstsichere Freiheit des Übersetzers, der sich nicht als Sklave des Buchenstabs fühlte, vielmehr als Diener am Wort sich empfand, dem es Herzenssache war, den starken Eindruck des Originals in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Luther hat der deutschen Sprache die Zunge gelöst, und Goethe griff in die Lutherbibel, um für seine religiösen Stimmungen bei diesem Geisteskönig der Sprache zu schöpfen. Luthers deutsche Bibel wurde, geschichtlich gesehen, der Grundstein zu einer allen Ständen gemeinsamen Bildung und einheitlichen Weltanschauung für zwei Jahrhunderte. Niemals im deutschen Schrifttum haben sich Wissen und Glauben, Religion und Poesie inniger vermählt als in Luthers deutscher Bibel.

War es selbst dem Zauber unserer ritterlichen Dichtung nicht gelungen, den deutschen Norden unter die Herrschaft der hochdeutschen Sprache zu beugen, so siegte die umklungene Lieblingsstätte des Nünnesanges dennoch, als von der Wartburg die ersten Bücher der deutschen Bibel ausgingen. Jedes Jahrhundert braucht seine eigene deutsche Bibel, wie jedes Zeitalter und jede Zone sich letztlich ihren Christus ersähen und ersinnen. Gleich den Italienern empfangen wir Deutschen unsere Schriftsprache durch die Tat eines einzigen Mannes. Wie Dante nicht willkürlich neuerte, sondern die Volkssprache seiner toskanischen Heimat durchgeistete, so wollte auch Luther von allen seinen Deutschen verstanden werden. In seiner Bibel redet Gott also deutsch zum deutschen Volke. Das gemeinverständliche Mittelhochdeutsch baute er aus, das schon überall, wo Ober- und Niederdeutsche unter einem Herrscher zusammensaßen, von der Obrigkeit geredet wurde: im Staate des Deutschen Ordens, in den Kanzleien der lüzelburgischen Kaiser und der sächsischen Kurfürsten. Alle Stämme des Volkes haben gebend und empfangend zu der Reformation mitgewirkt: in unserer deutschen Bibel sind sie brüderlich vereint. Der Protestantismus fand seinen festen politischen Rückhalt im Norden; so kam ihm

die mächtige Sprache, die hinfort das evangelische Deutschland geistig beherrschte, aus dem Oberlande, aus jenen Gauen Süd- und Mitteldeutschlands, die immer das warme Nest unserer Dichtung, damit auch der Sprachbildung geblieben sind. Dieses Hochdeutsch war die Sprache von Luthers Heimat. Seine Laute klangen dem Kinde vertraut. So hatte er das Volk in den Mansfelder Bergwerken, seines Vaters Schlägelgesellen reden hören. Luther war ein Sprachgewaltiger, wie nach ihm nur noch Goethe. Seine Werke von der eifernden Streitschrift und dem gelehrten „Sermon“ bis zur faßlichen und anfassenden Predigt und dem behaglich-schalkhaften Tischgespräche, vom knappen Heilsartikel bis zum verweilenden Briefgeplauder verbinden das sonst unvereinbar Scheinende: den Tief Sinn, die gedrängte Gedankenfülle, die fortreisende Macht, den sprudelnden Wortreichtum; der Einfältige ist beglückt und der Denker hat zu sinnen. „In Kämpfen geboren,“ so hat Heinrich von Treitschke der Luthersprache nachgerühmt, „kann sie als Sprache des Freimuths und der Wahrhaftigkeit bis zum heutigen Tage die Zeichen ihres Ursprungs nicht verleugnen. Gewaltig vermag sie zu zürnen, übermütig zu spielen in toller Laune, zu den Höhen des Gedankens steigt sie kühn empor, für jedes holde Geheimnis des Herzens findet sie ein liebliches Wort. Doch wer sie zwingen will, ihre Meinung zu bemänteln, tückisch unter'm Saum hervorzubeißen oder gar den überbildeten Geschmack zu reizen, dem schenkt sie wenig, den läßt sie betteln gehen an den Tischen der Fremden.“

4. Luther war auch als Persönlichkeit kein ausgeklügeltes Buch, vielmehr ein Mensch mit seinem Widerspruch. Heißblütig und zornmütig von Natur, mit körperlichem Leiden vom Mannesalter an in sich steigender Heftigkeit wohlvertraut, hat er das Beste fast immer nur geleistet, wenn das leicht entzündliche Gemüt in schönem Zorn aufloderte. „Ich habe,“ gesteht er ehrlich, der sich ungeschont selber preisgab, „kein besser Werk denn Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl schreiben, dichten, beten und predigen soll, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft, alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Diese germanische Unmittelbarkeit darf im Bilde Luthers nicht fehlen. Bis zur tobenden Verbtheit kann sie sich entfesseln, daß die Zimperlichen in Ohnmacht fallen! Wir haben Luther weder zu rechtfertigen oder zu entschuldigen noch ihn anzuklagen. Sein Charakterbild, vom Haß entstellt und von der Liebe verklärt, beginnt allmählich in das helle Licht voller Geschichtlichkeit zu treten. Erst bei dieser unverkümmerten Wirklichkeit gewinnt es seinen unnach-

ahnlichen Reiz. Luther stieß auch in seiner Umgebung auf Widerspruch; zartere Naturen wie der gelehrte, fromme Melanchthon polterten (auch in dem wahrlich nicht empfindsamen 16. Jahrhundert) durchaus nicht so grobianisch wie Dr. Martinus, und Luthers Hausfrau Käthe Bora, die er aus dem Kloster entführte, um mit ihr das evangelische Pfarrhaus zu begründen, das eine so weitverzweigte Geschichte angefüllt hat in Licht und Schatten, sie führte bittere Klage über ihren ungebärdigen Hausherrn, der sich so wenig zügeln mochte. In Luther starb der Bauer zeitlebens nicht aus, dessen Klobenstiefel, an denen häufig noch Dungladen klebten, jedem Parkett verderblich wurden. Doch sein Wort der Erklärung an einen Freund soll gelten: „Ich bin ein Mensch wie du; nur daß du in Ruhe und Müsse heimlich beiße, ich dagegen, mit Geschäften überladen, von den Zähnen aller angepakt noch dazu bescheiden Maß halten soll, während an mir, dem einen Mann, maßlose Wölfe zerrern.“ Stand er nicht unentwegt im Vordertreffen? Waren nicht seine rund 60 Lebensjahre ein einziger aufreibender Kampf mit unlöslichen Aufgaben? Man wolle auch beachten, wenn man Luther gerecht werden will, daß in das Ringen um Mittelalter und Neuzeit, das in ihm als im Brennpunkt der Weltanschauung ausgetragen wurde, von beiden Seiten das Menschlich-Allzumenschliche grimmig hineinspielte. Man griff Luther an seine persönliche Ehre, man verdächtigte seine Gewissensüberzeugung, man tastete sogar den Frieden seines Hauses mit dreister Hand und gemeiner Zunge an. Melanchthon stand nicht im Feuer, wo die Kugeln pfeifen und auch vergiftete Pfeile flogen. Luther verwendet das Bild: „Ich bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich.“

Weit hinaus über den Kreis seiner Glaubensgenossen wirkte Luthers Geist. Mit Recht konnte er den deutschen Bischöfen zurufen: „Ihr habt mein Evangelium verdammen lassen, habt es aber heimlich und in vielen Stücken angenommen.“ Denn der deutsche Reformator zwang auch die Kirche Roms, ihre sittlichen Kräfte zusammenzuraffen. Eine so sinnliche Ablassrede, wie sie einst Cezel predigte, wäre auf deutschem Boden jetzt unmöglich.

Zu Luthers Zeit standen die Italiener den Deutschen in Kunst und Wissenschaft weit voran. Bereits im 14. Jahrhundert war unter ihnen Petrarca aufgetreten, der erste moderne Mensch, der ganz auf eigenen Füßen stand und die Binde sich von den Augen streifte. Und gerade in den Tagen des deutschen Ablasshandels

schrieb Machiavelli seine zwei Bücher vom Staate, die mit den überlieferten Vorstellungen des Mittelalters rücksichtsloser brachen als Luther. Jedoch die Romanen brachten es über sich, ihr Gewissen zu teilen und einer Kirche zu gehorchen, die sie verspotteten. Die Deutschen wagten das Leben nach der erkannten Wahrheit zu gestalten. Weil die geschichtliche Welt die Welt des Willens ist, und weil nicht der Gedanke, sondern die Tat das Schicksal der Völker bestimmt, darum beginnt die Geschichte der modernen Menschheit nicht mit Petrarca, nicht mit den Künstlern des Quattrocento, sondern mit Martin Luther. Möchte die „Gesellschaft Jesu“ noch von der Welt-herrschaft des Gottesstaates träumen, sagte uns einst Treitschke, unaufhaltsam verwuchsen die Staaten Europas zu einer neuen freien Völkergesellschaft und bildete sich ein weltliches Völkerrecht, das gerechter als weiland die Urteilsprüche der Päpste, in der Interessengemeinschaft und dem Rechtsbewußtsein der Nationen seine Wurzeln hat. Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück. Er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die Tat, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag. Auf Luthers Rat entschloß sich der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abzulegen, die falsche Keuschheit des Mönches zu meiden und „eine rechte ordentliche Herrschaft zu gründen, die ohne Gleißeln und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre“. So ward das Ordensland Preußen, die Pflanzung des gesamten Deutschlands, in ein weltliches Herzogtum verwandelt und vor der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gerettet. Luther schrieb dankbar: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium durch Preußen!“

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
 Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit . . .
 Er brach in Todesangst den Klosterbann;
 Das Große tut nur, wer nicht anders kann.
 Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
 Und fest umklammert er sein Bibelbuch.
 In seiner Seele kämpft, was wird und war,
 Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
 Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
 Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht . . .

(C. f. Meyers Hutten.)

15. Sebastian Franck (1499—1542).

Als Luther auftrat, war Franck 18 Jahre alt. Bis 1528 blieb er, zuerst katholischer Priester, evangelischer Prediger; dann legte er auch diesen Talar ab und wurde Buchdrucker, Seifensieder, freier Schriftsteller in Nürnberg und Straßburg, Ulm und Basel. Luther begeisterte ihn, dann (nach 1525) enttäuschte er ihn. Und vor dem Gaukeln der Welt wollt' ihm das Herz zerbrechen oder „vor Lachen zerknallen“. Erasmus, dem er geistig nahestand, ließ ihn verfolgen; Franck starb in der Verbannung im „Elend“ (Ausland).

Dieser religiöse Prophet, der in Luthers Gedankenwelt hineinsprang und über Luther hinauswuchs, schrieb u. v. a. die 280 Abschnitte: „Paradoxa“ (1534), deren Ideen in hundert Kinnisalen der modernen Zeit entgegenfließen (W. Dilthey). Einsam steht er im sterbenden Mittelalter, ein Gottesfreund in der Wüste, ein Seher und Kündler einer Religion ohne Kirche und ohne Dogmen, die die Menschen überzeitlich und international eint, doch niemals von der Masse erfaßt wird. Er unterscheidet einen vierfachen Glauben: Lutherisch, Zwinglisch, Tausserisch; „der vierte ist schon auf der Bahn, daß man alle äußerliche Predigt, Ceremoni, Sakrament, Bann, Beruf als unnötig will aus dem Wege räumen und glatt ein unsichtbar geistlich Kirchen in Einigkeit des Geist und Glauben versammelt unter allen Völkern und allein durchs ewig unsichtbar Wort von Gott ohn einig äußerlich Mittel regiert, will anrichten“. Dieser vierte Glaube ist Franck Herzenssache, das Schwungrad seiner religiösen Mystik, voll gesund-frommmer Ethik. Mußte Luther, der den Enthusiasten mit seinem „Geist, Geist, Geiſt“ unter Beschimpf ablehnte, sich zu Zugeständnissen bequemen, als er die neue Kirche organisieren und symbolisieren wollte, so entzog sich der Außenseiter Franck dieser Not. Im ewigen Sabbat zergehen ihm die zeitlichen Tage — Luther, der gleichfalls mit Paulus (Kol. 2, 16 ff.) alle Festtage kirchlich abgeschafft hätte, mußte die Kultusformen festhalten und auch den Heiligenkalender. Franck trumpft auf: „Dattolle sich Moses und alle Gesetze müssen sich schämen. Du aber schweige ganz still und laß Gott wirken.“ Der alleinseligmachende Glaube gilt ihm so wenig wie die Rechtfertigung als Lehre — ihm geht es um die Aufnahme Gottes in die Seele und um das Ausströmen des Gotteslichts in sittliches Leben. Religion war ihm wie Emerson ein Wildling des Waldes; pfpopt man sie, so verliert sie ihre ursprüngliche Schönheit. Er bekämpft alle Theologie, die Gottes Wort, wie er leidenschaftlich ausruft, „zu aller Bosheit Ge-

würz und Beschönigung macht, jedermanns Leidenschaft ist sein Christus, sein Evangelium; der Welt Tugend ist nur ein Feigenquast Adams, ein Schein und Deckmantel der Bosheit — um Moses Grab zanken sich die Leute! Er verwirft auch den papiernen Papst.

Gott hat, so legt sich's Franck zurecht, seiner Weisheit Art und seines Wesens ein Muster, Zundel, eine Spur, ein Licht und Bild in des Menschen Herz gelegt, darin sich Gott selbst sieht. Diesen göttlichen Charakter nennt die Schrift Gottes Wort, Willen, Sohn, Samen, Herd, Licht, Leben, die Wahrheit in uns. So sind wir Gottes fähig und etlichermaßen nach diesem Bilde, wir sind göttlicher Art, das Licht ist in der Laterne unseres Herzens angezündet und der Schatz liegt schon in dem Ucker, in den Grund der Seele gelegt — wer ihn nur brennen, glänzen ließe und die Fleischeslaterne nicht vorzögel! Wer nur in sich selbst einkehrte oder diesen Schatz suchte, der würde ihn nicht jenseits des Meeres finden noch im Himmel suchen dürfen, sondern in uns ist das Wort, das Bild Gottes. Wer auf dies innere Wohl in seinem Herzen achthat und auf das Licht, das in ihm aufgesteckt und angezündet ist, siehet, der wird vor Freude in seinem Herzen aufhüpfen, von innen herauspringen und äußerlich ein Zeugnis geben. Dabei wird die Kirche, die er aufbauen hilft, kein Massenchristentum sein können, vielmehr (nach W. Lehmanns gutem Wort in seiner Ausgabe der Paradora, 1909) eine Ausmusterung der Menschheit, eine Durchsiebung des Wertvollen. „Die Kirche ist nicht ein sonderer Hauf' und offenkundige Sekte, an Element, Zeit, Person und Art gebunden, sondern ein unsichtbarer geistlicher Leib aller Glieder Christi, aus Gott geboren, in einem Sinn, Geist und Glauben, doch nicht äußerlich versammelt, daß man sie sehen und mit Fingern möge zeigen, sondern die wir glauben und nicht sehen als mit gleich geistlichen Augen des Gemüts und innern Menschen — nämlich die Versammlung und Gemeinde aller recht gottesfrommen und gutherzigen neuen Menschen in aller Welt durch den heiligen Geist in dem Frieden Gottes mit dem Band der Liebe zusammengürtet, außer denen kein Heil, Christus, Schriftverständnis, heiliger Geist noch Evangelium ist. In und bei dieser bin ich, zu ihr sehne ich mich in meinem Geist, wo sie zerstreut unter den Völkern und Unkraut umgeht, glaubend diese Gemeinschaft der Heiligen.“

Wer weiß, lächelt Franck, was Gott zu allen Zeiten einem jeden ins Ohr gesagt hat?

16. Calvins Welt.

Die französische Schweiz, die Reformierten Hollands und der Niederlande wie in England, bekennen sich zu Johann Calvin als ihrem kirchlichen Erneuerer. Calvin betont mit männlichem Ernst das heilige Leben des Christen, den gottgefälligen Wandel im Lichte der ewigen sittlichen Gebote. Konnte Luther übermütig ausrufen: „Dieweil Magister Philippus und ich torgauisch Bier tranken, hat's das Evangelium in allen Landen getan,“ so wäre Calvin solcher niederdeutschen Studenterei unfähig gewesen. Luthers Reformation treibt alle römische Geseßlichkeit aus und führt geschichtlich unbefangen zum Evangelium Jesu zurück; Calvin eifert ebenso heftig gegen die eingeschlichenen Mißbräuche in Lehre und Leben, doch er bewahrt das alttestamentliche Geseß mit Treue und will es mit dem Evangelium zur Einheit verschmelzen. Dogmatisch war er der an Paulus anknüpfende unbedingte Vertreter der starren Prädestinationslehre (noch über Augustin hinaus): Gott, der absolute Gebieter, verherrlicht sich durch die von ihm vorbestimmte Seligkeit und durch die ebenso von ihm vorgesehene Unseligkeit der Menschen.

Die Stadt Genf kam unter der Eisenfaust des Reformators, der eine durchgegliederte einheitliche Kirchenstadt als Gottesstaat auf Erden aus ihr erbauen wollte, zu wirtschaftlichem Wohlstand und zu bürgerlicher Blüte. Das Sittengericht übte scharfes Regiment, der Staat fügte den kirchlichen Ordnungen für Sonntag und Wochentag seine strengen Lurusgeseße hinzu, und es ist begreiflich, wenn ein Geschichtschreiber ausruft: „Der wunderbarste Anblick, der je in der Geschichte gesehen worden ist, den dieses Genf dem Beschauer bietet. Die Elite dreier Nationen in sich fassend, die durch eines Mannes Geist zu einem Ganzen verschmolzen worden ist, dauert es fort inmitten der übermächtigsten und verbittertsten Feinde, ohne alle äußere Stütze, rein durch seine moralische Kraft. Es hat kein Territorium, keine Armee, keine Schätze; nichts für Raum und Zeit und Materie. Eine Stadt des Geistes steht es da, aufgebaut auf christlichem Stoizismus, auf dem felsengrunde der Prädestination.“

Unter Calvins Freunden war neben Farel und Viret der ihm vertraute Beza, der auch sein Nachfolger in Genf wurde. Wie sich von selbst versteht, lebte der Reformator äußerst einfach und in herber Zurückhaltung. Sein häusliches Glück war ihm kärglich zugemessen. Das Leben dieses Eiferers lag fast nur in seinem Auge beschlossen. Er hatte einen zarten Körper und eine schwankende Gesundheit, die

er in keiner Weise schonte. Die uns erhaltenen 2000 Predigten Calvins sind schmucklos im Aufbau und tief in ihrer biblischen Gedankenfülle, tapfer und hinstürmend in der Forderung des Tages. Calvin ist einer der fleißigsten Schriftsteller gewesen; er schrieb echtesten lateinischen Stil und war groß als Satiriker, unerbittlich als Dialektiker, aber arm an Humor. In der Rangliste der französischen Autoren steht er unmittelbar bei Pascal. Sein internationaler Briefwechsel ist von geradezu erstaunlichem Umfang. Die Mischung von Klarheit und Energie bleibt die eigentliche Marke dieses geborenen Herrschers. Die Stadt schrieb ihm 1564, als er mit 55 Jahren schon starb, den Nachruf: „Also ist uns dieses glänzende Licht entzogen worden. Das Gemeinwesen verlor den Weisesten seiner Bürger, die Kirche beweint den Heimgang ihres treuen Hirten, die Schule beklagt den Verlust ihres großen Lehrers, alle betrauern den Mann, der nächst Gott ihr gemeinsamer Vater und Tröster gewesen war.“ Auf seinem Grabe wurde auf seinem Wunsche weder ein Denkmal errichtet noch eine Inschrift angebracht. Sein bestes Denkmal in der französischen Schweiz und in Schottland; in den Niederlanden, wo die Oranier sich mit Calvins Geist erfüllten und im Freiheitskampf die protestantische Fahne erhoben —, im deutschen Pietismus (Spener), wie in der Neuen Welt jenseits des Ozeans: es ist sein Lebenswerk.

17. Ulrich Zwingli und seine Schweizer.

Zwingli (1484—1531) bewunderte den Luther als den Herkules, der herbeieilte, wo immer Gefahr und Kampf war; doch ging der Züricher Leutpriester seinen eigenen Weg, und als die Kollegen beisammen saßen, verstanden sie sich nicht — jeder hatte einen anderen Geist. Doch hat Zwingli nach seiner frommen Erklärung zu Jeremia 38 gelebt: „Ein gottfürchtig Gemüt setzt alle hintan, was ihm die Welt androht, in der Gewißheit, daß Gottes Ratschluß gerade so seinen Fortgang nehmen und ebenso notwendig seine Absicht erreichen werde, wie wenn ein Fuhrmann auf langer Fahrt zwar viel von seinem Geschirr abnußt und verliert, doch endlich seine Fracht ans Ziel bringt. Wir sind Gottes Werkzeuge und keines ist wohl, das nicht abgenutzt, zerbrochen und abgemattet würde. Dennoch bringt der himmlische Wagenführer durch diese Mittel seine Absicht zum Ziele, wenn wir auch zusammenbrechen und der Welt verlorengehen. Nur kein Verdruß wegen der Mühsal! Es ergeht uns nicht anders als denen, die kämpfend die Schlacht gewinnen:

die erringen gewöhnlich durch ihre Anstrengung den schönsten Sieg, die fallen oder am Kampf teilnehmen, nicht die Zuschauer. Unverdrossen wollen wir uns den Mühsalen und Gefahren aussetzen, die für uns zur Wiederaufrichtung des Evangeliums nicht zu umgehen sind, sollten wir auch niemals mit eigenen Augen den vollendeten Erfolg schauen dürfen. Es gibt einen, der uns sieht und der die Kämpfer schützt."

Wünschte Zwingli verehrter humanistischer Freund Erasmus ein Bürger der ganzen Welt, ein Mitbürger aller zu sein, so begleitete jener als treuer Schweizer seine Glarner Beichtkinder auf den Feldzügen nach Italien und verfaßte volksfreundliche politische Gedichte; gegen die weltliche Franzosenpartei bewahrte er ebenso unerschrocken sein unbeflecktes Gewissen. Von Erasmus („Klage des Friedens“) für den christlichen „Pazifismus“ gewonnen, bekannte sich Zwingli auf dem Boden der Bergrede Jesu mit seinem antimilitaristischen Freundeskreise als Gegner des Krieges für „christliche“ Völker. Doch hat er sich nicht zeitlebens auf dieser Höhe behauptet: er entwarf selber Kriegspläne und er rückte als Soldat ins Feld. . .

In Mariä Einsiedeln studierte er das Neue Testament, um die Lehre Christi aus ihrem eigenen Ursprung zu erlernen; schon 1516 verkündete er das Evangelium „allein aus biblischer Schrift“. Am Großmünster in Zürich, seit 1519, predigte er das Evangelium, das ihm aufgegangen war, „ohn allen menschlichen Tand mit Treuen nach dem lautersten, so uns möglich ist“. Er will den trostlosen Menschen wiederbringen und ihn in Gesundheit des Geistes und fröhlicher Frömmigkeit erhalten. In der kühnen Predigt „von Freiheit und Erkiesen der Speisen“ wehrt er jedes Zwietrachtstücken (freie und gebundene Haltung zu den Fastengeboten) aus der christlichen Liebe ab. Doch als Rom sich versagte, legte Zwingli die notwendigen sittlichen Reformen in die Hand der weltlichen Obrigkeit, die sie bis 1525 durchführte. Ihre Seele war Zwingli. Er ließ sich nicht beirren — „das Evangelium Christi hat die Natur vom Blut Christi her, daß es mit der Verfolgung am meisten zunimmt“. Und blieb in seinem Himmel neben den Propheten und Aposteln auch Platz für die Weisen und Helden Griechenlands und Roms! Bei der ersten Züricher Disputation (1523) breitete er in den 67 Schlusssätzen sein Evangelium öffentlich aus. Die von Gott eingesprochene Schrift bleibt aller Menschen Richter; Christus tut uns als unser Herr und wahrer Gottessohn den Willen seines Vaters kund und versöhnt uns durch seine Unschuld — die Offenbarung des göttlichen Willens, nicht nur sein Tod, ist Christi „Werk“. Die Christen müssen diesen

Willen Gottes verbreiten und das Leben allenthalben danach ordnen. Die Kirchengeschichte Zürichs erzählt, wie Zwingli überall durchgriff. Die Messe ersetzte das Abendmahl, in dem Zwingli kein Opfer sah, sondern ein Wiedergedächtnis und Sicherung der Erlösung, die Christus uns bewiesen hat, sowie ein Bekenntnis der Gemeinde zum Heil.

Zwingli maß mit wachsendem Erfolge (Disputation von Bern 1528!) seine geistige Kraft mit Rom. Bitterer machten ihm die Wiedertäufer zu schaffen. Der Abendmahlsstreit mit Luther (Marburg 1529) war betrübend, ehrt aber beide Gegner: Luther hielt religiös die reale Bürgschaft der Erlösung durch Christi Tod fest in seiner starren Auffassung, Zwingli verteidigte ebenso religiös die reine Geistigkeit des christlichen Glaubens — daher bestritt er die leibliche Gegenwart des Christus im Sakrament.

Der Vielgetreue, der in der Schlacht bei Kappel sein Leben ließ, hat als Eidgenoss nicht über Pflichten schön geredet, sondern mit Gott Großes und Schweres geleistet.

Die Reformation erhielt Zwingli von Luther, das belegt W. Köhler (Ulrich Zwingli, 1919) bündig mit dem eigenen Bekenntnis des Zürichers zu Luthers Führerschaft, Art. 18 der Schlussreden, dazu die Worte von 1527 mit der Berufung auf den Kampf wider Goliath: David schlug Zehntausend! Er ehrte in ihm den wiederkehrenden Elias. Lehnte indessen Zwingli den päpstlichen Ehrennamen, er sei ein lutherischer Bube, mit dem Hinweis seiner religiösen Freiheit von Wittenberg ab, so wollte er sein junges Werk vor den Wirkungen von Licht und Bann für Luthers Lehre schützen. Zudem war Zwinglis Evangelium (das ihm schon 1516 feststeht) sein leidbewährtes persönliches Erlebnis; so schaltete er den menschlichen Vermittler aus und wollte die heilige Schrift allein als Mittlerstelle anerkennen. Durch Erasmus, dem Zwingli dialektisch-kritisch viel verdankt, blieb er Luther gegenüber frei. Seine erste These lautet: „Alle, so reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung durch die Kirche, irren und schmähen Gott.“

Zwingli erwies sich als Reformator der Persönlichkeit. In seinem Eichte ist Evangelium als inneres Erleben des Menschen untrennbar von seiner christlichen Umwandlung, die in Wollen und Handeln sich auswirkt. Das göttliche Wahrheitslicht erstrahlt in dem Christus am hellsten, doch nicht bei ihm allein. „Die Wahrheit ist nur eine; die Wahrheit hat ein fröhlich Antlitz.“ — — —

Seit Luthers Thesen sind vier Jahrhunderte über Deutschland und die Welt dahingegangen. Wir streiten nicht mehr über den rechten

Gebrauch und den Mißbrauch des päpstlichen Ablasses. Die Welt hat sich entscheidend gewandelt. Wie vieles, das den Vätern unentbehrlich schien, und um das sie aufs Blut gekämpft haben, ist versunken, so daß wir mit geschichtlicher Bemühung nur uns darauf zurückbesinnen können. Andersartige Aufgaben im Kulturleben, in Staat und Gesellschaft sind uns zugewachsen. Unser Erkennen und Leben gewann neue Formen und steckte sich neue Richtziele. Natur und Menschengeschlecht haben sich uns grenzenlos geweitet. Die wissenschaftliche Einkapselung der Glaubensgedanken in der Lehre der Kirchen weicht dem religionsgeschichtlichen Verständnis der Weltreligionen. Dennoch: Martin Luther gehört zu uns und wir gehören zu ihm! Jener Luther mit der Losung: „Es ist noch nicht getan oder geschehen, es ist aber im Gange und Schwange; es ist nicht das Ende, sondern der Weg.“ Die Reformation geht, nach Schleiermachers Ausdruck „noch fort“. Goethe so wenig wie Lessing, Schiller und Kant, Fichte und Schleiermacher, Friedrich der Große und Bismarck, Gottfried Keller und Nietzsche und Fritz Mauthner sind ohne Luthers Lebenswerk geschichtlich denkbar. Goethe bringt den Kranz an Luther für uns alle: „Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation zu danken haben. Wir sind in Folge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“ Und unsere protestantische Pflicht formt er zu dem Spruch:

Auch ich soll gottgegebne Kraft
nicht ungenützt verlieren
und will in Kunst und Wissenschaft
wie immer protestieren.

18. Giordano Bruno.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unserer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Den Apostel der Gedankenfreiheit hat der religiöse Wahn am 17. Februar 1600 in der ewigen Stadt auf dem Scheiterhaufen enden lassen. Der Dichter und Philosoph Giordano Bruno war

der reinste Vertreter der italienischen Renaissance, wie er der Vater der modernen pantheistischen Weltanschauung (Gott in allem voll gegenwärtig) geworden ist. Spinoza und Goethe gehen in seinen Spuren, auch Ernst Haeckel hat sich zu ihm bekennt. Aber der Mann ist mehr als sein Gedankensystem. In der Passion seines Lebens klingt ein ergreifend Trauerlied, das alles Wirre in seinem Denken und alles Verschlungene in seinem Leben zur Harmonie ausreißt und eine unsterbliche Persönlichkeit wie einen Phönix aus der Asche des Ketzergerichts ans Licht emporsteigen ließ.

In Nola im schönen Kampanien stand seine Wiege; gar lebhaft regten Natur und die geistige Lust des Elternhauses den Knaben an. Der Sehnährige kommt nach Neapel und wird nach etlichen Jahren (1563) Jünger des Dominikanerordens in Thomas von Aquinos Kloster. In dieser klösterlichen Stille vertieft er sich in die antiken Denker und Dichter; Plato und Aristoteles werden seine Freunde, Kopernikus pocht an die Pforten seines jugendlichen Gemüts. So wurde Bruno ein schlechter Kleriker, obschon er alle Weihen des Priesters empfangen hatte. Zwei Seelen rangen in dieser Faustnatur um den Vorrang: ein innig religiöses Empfinden voll dichterischen Schwunges und ein rastloser Forschertrieb. Beides im Verein war eine üble Ausstattung für seine Tage, in denen der Fanatismus in Person mit Paul IV. auf dem sogenannten Stuhle Petri saß, und die Wittenberger mit den Söhnen Loyolas die ersten blutigen Gänge taten.

Durch ketzerische Äußerungen in seiner Sicherheit bedroht, flüchtet Giordano nach Rom; aber auch im Kloster della Minerva ist dort seines Bleibens nicht — und nun hat er die bequeme Ruhe für immer mit der Unrast vertauscht: heimatlos irrt er fortan durch die Lande — „ein Fremdling überall“. Er kommt nach Oberitalien und der Schweiz, nach Frankreich und England, endlich für fünf Jahre zu uns nach Deutschland, allenthalben durch wissenschaftliche Vorträge und persönliche Anregung für seine neue Weltanschauung eintretend. Im buntesten Wechsel führt ihn sein Geschick durch Tiefen und auf Höhen; in Novi gibt er Privatstunden, in Genf arbeitet er als Korrektor in einer Druckerei, in Toulouse machen sie ihn zum Magister der schönen Künste, in Paris liest er als Professor an der Sorbonne unter Zulauf der Studenten über Mathematik und Philosophie. Nicht zu vergessen der Gastfreundschaft, die ihm der französische Gesandte in London Michael de Castelnau jahrelang in seinem Hause gewährte. Und es waren doch freundliche Sterne, die ihm den Weg beschienen, wenn Heim-

rich III., der Sohn Katharinens von Medici, wenn die englische Elisabeth und in Prag Kaiser Rudolf II. sich seine Götter hießen. Aber wenn die Sterne leuchten, ist es eben Nacht. Giordano Bruno war ein Zeichen, dem widersprochen ward, zumal er sehdefreudig war wie ein echter Humanist und leidenschaftlich wie ein Kind der südlichen Sonne. Kaum war er irgendwo am Ort, so waren alle Leute in zwei feindliche Lager gespalten und standen für oder wider ihn. Und da er weder Katholik war noch Protestant, sondern — aus Religion — sich zu keiner Konfession bekannte, so war die Majorität in jenen religiös erhitzten Zeiten unschwer gegen den radikalen Reformier einzunehmen. Aus Wittenberg vertrieben ihn die Calvinisten, in Helmstedt wurde von den Kanzeln vor ihm gewarnt.

Mit der Drucklegung seiner lateinischen Schriften beschäftigt, deren Mehrzahl in Castelnau's Hause in London entstanden war, finden wir den Gelehrten und Dichter in den Jahren 1590 und 1591 in Frankfurt (Main). Da nahte das Verhängnis. Bruno schwärmte für die „große Kunst“ des Spaniers Raimundus Lullus und hatte diese Gedächtnis- und Erinnerungskunst in seiner fruchtbaren Phantasie erweitert zu einer Kunstlehre, nach Grundgesetzen Gedanken zu erfinden. Er folgte dem Rufe eines venezianischen Edelmannes, ihn in dieser Kunst zu unterweisen, und betrat den Boden der geliebten Heimat. Zu seinem Verderben. Auf Ungeberei hin nahm das Inquisitionstribunal den Abtrünnigen in seine griffigen Arme.

Acht Jahre währte der Prozeß, der in Venedig begann und in Rom mit dem Scheiterhaufen „leuchtend“ endete! Wir wundern uns nicht, daß der hin und her gezerzte Häßling schwach wurde und in verschiedenen Zeiten seines Prozesses eine widersprechende Haltung zeigte, ja daß er, mürbe gemacht, schließlich „alle seine Ketzereien wider die Lehre und die Satzungen der heiligen katholischen Kirche“ abschwur und um sein Leben bat; wer will sich in den Sturm dieser Menschenseele hineinversetzen, in der frommes Mittelalter und die unfromme neue Zeit auf der Grenzscheide einander nicht weichen wollten! Er war an sich selbst irre geworden. Er wollte mit dem Papst Frieden machen, das beweist seine Schrift von den sieben freien Künsten; reumütig begehrte der Ketzerfürst seine Auslieferung an das römische Tribunal — er wußte nicht, was er tat. In Rom wollte man offenbar nicht einen Ketzer verdammen, sondern einen Geist von der Bedeutung Brunos der Kirche zurückgewinnen. Deshalb berief man sich dort nicht auf sein katho-

lisches Gewissen, sondern auf seinen philosophischen Kopf. Und darüber wurde der alte Giordano in ihm wieder wach. Sechs lange Jahre wurde kein Versuch gespart, den Feuergeist in die dogmatischen Fesseln scholastischer Logik einzufangen — er brachte das *sacrificio dell' intelletto* nicht; sie konnten ihn brechen, aber sie konnten ihn nicht beugen . . .

19. Die „Gesellschaft Jesu“.

1. In der Hauptkirche der Jesuiten zu Rom, der prächtigen chiesa del Gesù, steht rechter Hand vom Grabmal des heiligen Ignatius eine große Marmorgruppe, welche die Religion darstellt. Eine aufrechte Frauenfigur mit dem Kreuz; zu ihren Füßen krümmen sich zwei Gestalten, von Höllenflammen umzüngelt. Die eine wehrt vergebens auf sie eindringende Schlangen ab, die andere raust sich die Haare. In den Gesichtern beider spiegelt sich ohnmächtige Wut, das Los der Verworfenen in der ewigen Pein. Die Gesichtszüge der beiden Verdammten sind uns vertraut. Ueberdies unklammert jede Gestalt ein Buch, das eine trägt den Namen „Luther“, auf dem anderen lesen wir „Calvin“. Der französische Künstler (Le Gros) hat in seinem Gebilde von edlem carrarischen Gestein Geist und Ziel des Jesuitenordens und des jesuitischen Katholizismus zur vollkommenen Darstellung gebracht. Denn die Söhne Loyolas wollen die Reformation und ihre Wirkungen vernichten; auf den Trümmern der zerstörten Reformation soll die Herrschaft Roms im mittelalterlichen Glanze wiederhergestellt werden. So soll der Jesuitismus sein — oder er soll überhaupt nicht sein!

2. Die Lebensgeschichte des Ignatius von Loyola (1495 bis 1556) haben wir auf der Schule gelernt wie die von Luther; doch ist uns nicht gegenwärtig, daß dies katholische Gegenbild zu Franz von Assisi, dem Seligen des Gemütes, des brüderlichen Herzens, daß Ignaz, der Heilige des eisernen Willens, gleichfalls ein Klassiker der christlichen Kirche heißen muß, als Meister und Gesetzgeber einer neuen Art christlicher Lebensgestaltung und religiösen Empfindens. Die aufschlußreichste Quelle für den inneren und äußeren Werdegang Loyolas bilden übrigens seine eigenen Diktate an seinen Vertrauten und Landsmann P. Luis Gonzales, die man jetzt bequem in der zuverlässigen Ausgabe von Philipp Funk (1913) nachlesen mag.

Der stolze Mund, so hat ihn der Dichter Huttens (Meyer) nachgezeichnet, ist Entschluß, die Stirne Plan, der Kopf hat Kraft.

„Doch ist ein Zug in diesem Angesicht, der meinem tiefsten Wesen widerspricht, und etwas Kühnes wird, das mich erschreckt, von einer Demutsmiene zugedeckt.“ Nachtdunkle Augen voller Traum und Wahn; die nackten Schultern geißelt, schauerlich, der Pilger stöhnend mit dem Gürtel sich, der Himmelskönigin zu Ehren: Dir, Heilige, verb' ich eine Kompagnie und führe gegen deine Feinde sie!

Das Ergebnis, der neue Typus „Coyola“ erscheint: aus der äußerlichen Romantik der naiven Pilgerfrömmigkeit des spanischen Mittelalters wächst ein heroischer Enthusiasmus des Christentums; seine Personalnote ist die ungeheure Anspannung des Willens, dem es nichts Großes noch Kleines gibt, der zäh jedes Ziel nimmt, und eine unerhörte Kunstfertigkeit der Selbstbeobachtung, die zum maßlosen Seelenraffinement entartet. Alles wird getragen vom Bewußtsein der heiligen Sache. Die sittliche Hochspannung mit ihrer Willensdressur entfaltet ihr unheimliches Schauspiel.

3. Welche Verfassung hat sich der Jesuitenorden als kirchliche Heilsarmee für seinen Eroberungskrieg geschaffen? Keine Körperschaft kann bei der Auswahl ihrer Mitglieder so peinlich vorsichtig verfahren als die „Kompagnie Jesu“ bei ihrer Rekrutierung. Tauglich sind nur gesunde Männer in kräftigem Alter von gewinnendem Äußeren, gutem Verstande, ruhiger und fester Gemütsart. Vornehme Herkunft und Reichtum gelten als Empfehlung. Bedingte Tauglichkeit wird erkannt bei schwer zu besiegenden Leidenschaften, bei Neigung zu Gemütschlappheit, Schwärmerei und dummlicher Versteifung auf die eigenen Ansichten, bei geringem Verstand, sprachlicher Unbegabung, schwachem Gedächtnis, auffallenden Körperschäden, hervortretender Häßlichkeit, bei kräftigen Schulden. Unbedingt untauglich erscheinen alle, die einmal einer ketzerischen Gemeinschaft angehörten oder wegen Irrlehre öffentlich gemahregelt wurden, sodann Mönche und Einsiedler, geisteschwache Personen und solche, die aus irgendwelchem Grunde nicht die Priesterweihe erlangen können. Frauen sind ausgeschlossen; Ignaz war der Meinung, daß bei dem Verkehr mit Frauen nichts herauskomme als Feuer oder Qualm. Doch auch wer aufgenommen ist, muß gewärtigen, daß er bei nicht ausreichender Verwendbarkeit eines Tages nach militärischem Brauch den blauen Brief erhält. Der Rekrut tritt zu zweijähriger Dienstzeit in ein Erprobungshaus ein. Hier empfängt er die für den Ritter Christi nötige soldatische Schulung des Willens und Gemüts. Er lernt entsagen und gehorchen, auch beten und sinnen, beichten und den Gottesdienst wahrnehmen. Man übt ihn auch unter Umständen im Predigen. Zeigt er sich nicht

wissenschaftlich begabt, so wird er nach einem Jahre dem Orden als weltlicher Bruder beigelegt und hat in den Ordenshäusern als „weltlicher Koadjutor“ niederen Dienst zu leisten. Die Begabten werden nach den beiden Jahren einer der vielen Ordenschulen überwiesen, dort hat der Scholastikus lange Jahre ausschließlich dem Studium sich zu widmen. Er durchläuft das Gymnasium, studiert drei Jahre Philosophie, dann wird er in der Regel Lehrer. Bewährt er sich, so darf er vier Jahre (und länger) Theologie studieren mit der Krönung der Priesterweihe. Doch erst nach Jahresfrist wird er zu priesterlicher Ausübung zugelassen, nachdem er durch Ableistung der drei Mönchsgelübde (der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams) in die Klasse der sogenannten geistlichen Koadjutoren aufsteigt. Im strengen Sinne zählt er erst zu der „Gesellschaft Jesu“, wenn er nach einem dritten Probejahre und nach bestandener wissenschaftlicher Prüfung zum sogenannten „Profess“ ernannt ist: nach feierlicher Ablegung jener drei Mönchsgelübde und des besonderen Treuegelübdes, das die Gesellschaft eidlich an den Papst bindet.

Die Gliederung der geistlichen Truppe ergibt sich aus ihren vier Klassen: approbierte Scholastiker, weltliche Koadjutoren, geistliche Koadjutoren, Professoren. Zur Ergänzung gibt es (als fünfte Klasse) gelegentlich noch die Indifferenten, nämlich die geheimen Jesuiten von der kurzen Robe. Das sind gewöhnliche Pfarrer, doch auch Domherren und hohe weltliche Beamte, deren öffentlicher Beitritt zum Orden nicht tunlich erscheint, weil sie in ihrer Stellung dem Orden im geheimen erspriesslicher nützen können.

Das viergliedrige Heer bedarf eines festen Gefüges. Da gibt es auf der untersten Stufe die gewöhnlichen Niederlassungen und Missionen, die größeren Ordenshäuser, Kollegien, Erprobungs- und Studienhäuser. Sie fassen sich zusammen in Provinzen, mit Provinzialen an der Spitze. Diese Provinzen gipfeln wiederum in den fünf Assistenzen: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England mit Amerika. Die Vorsteher (Assistenten) sitzen als Zentralbeamte in Rom. Der Generalstab des Ordens hat außer diesen Assistenten noch den von dem Orden bestellten Kontrolleur des Generals in seiner Mitte, den Admonitor, sodann die Gehilfen des Generals mit dem Generalsekretär und dem Finanzminister (Generalprokurator). Die Seele des Ordens ist der auf Lebenszeit gewählte General. Als alleiniger Oberbefehlshaber leitet er unbeschränkt alle Bewegungen des Heeres, er ernimmt fast sämtliche Ordensbeamte, verfügt selbstherrlich über das Ordensvermögen und regelt durch

Verordnungen mit Gesetzeskraft alle Angelegenheiten, die keine Änderung der Ordensverfassung bedingen. Als alleiniger Vertreter des Ordens nach außen verhandelt er mit dem Papst als seinem obersten Kriegsherrn und mit den weltlichen Regierungen, die der Gesellschaft nahestehen oder ihr verbündet sind. Doch ist der Jesuitenorden keine unbeschränkte Monarchie, weil der General grundsätzlich nicht unabsetzbar ist; er bleibt dem Orden verantwortlich, ihm steht meist in der Person seines Beichtvaters ein Aufseher des Ordens zur Seite. Ignaz bemühte sich, diese ihm unangenehmen Zugeständnisse durch selbständige Einberufung einer Generalkongregation wichtig zu machen. Eine Art Parlament bildet immerhin, bei aller tatsächlichen Unbeschränktheit der Gewalt, diese Generalkongregation aus den Provinzialen und einer Anzahl Vertreter der einzelnen Provinzen, fast ausnahmslos aus der höchsten Ordensklasse der Professoren gebildet. Dies Parlament hat den General, neue Assistenten und einen neuen Admonitor zu ernennen; sie wirkt als höchste gesetzgebende Körperschaft des Ordens und darf allein Ordensniederklassungen auflösen. (Doch auch davon steht manches nur auf dem Papier.)

Von Ostasien bis an die brasilianische Küste ist diese Heilsarmee des Spaniers vom ersten bis zum letzten Manne einem einzigen Willen jederzeit schlagfertig zu unbedingter Verfügung! Der einheitliche Oberbefehl wurde durch Ausbildung des schriftlichen Verkehrs und durch eherne militärische Manneszucht durchgesetzt. Eine förmliche Kabinettsregierung ließ kein Mittel unversucht, um alle Fäden in die Hand zu bekommen, auch nicht die Angeberei. Die Grundsätze der Zucht heißen: unbedingte Unterordnung und Kadavergehorsam. Der Jesuit erblickt in seinem Oberen den Christus selbst und ist verpflichtet, ihm zu gehorchen wie ein Leichnam, der sich auf jede Seite wenden läßt, wie ein Stab, der jeder Bewegung folgt, wie ein Wachsfügelchen, das sich in jede Form drücken und ziehen, wie ein kleines Kreuzifix, das sich nach Belieben drehen und richten läßt. Gewiß, auch frühere Ordensmeister hatten ihre Mönche schon zur Willenlosigkeit angehalten und den Abt als Vizechristus bezeichnet; das Bild vom Kadaver ist bei Franz von Assisi entlehnt. Doch der Ton macht die Musik. Ignaz hat den Gehorsam entwickelt als Gehorsam der Tat, des Willens, der Einsicht; Verzicht auf die eigene Überzeugung, die schwerste Zumutung an den Mann, ist das eigentliche Merkmal des Jesuiten, die Krone seiner Vollkommenheit. Die Freiheit des Handelns hat Ignatius für seine Heilsoldaten dadurch verbürgt, daß er eine Fülle päpstlicher Vorrechte schuf mit der Un-

abhängigkeit von allen geistlichen und weltlichen Behörden, ihnen die Befreiung von allen Mönchspflichten und geistlichen Standespflichten erwirkte und ihnen alle Vorzüge der Weltgeistlichkeit vermittelte, sowie den Ordensanstalten mit Universitätsbetrieb alle, selbst die höchsten Vergünstigungen der Hochschulen zuführte. Der Jesuit braucht nicht eine bestimmte Tracht zu tragen wie die Mönche, er muß nicht aus der frommen Übung als Büßer und Enthaltamer ein Geschäft machen, er singt nicht beim Gottesdienst im Chore -- er ist etwas für sich als der nach außen völlig unabhängige Diener einer Körperschaft, die freiherrlich durch das Machtwort eines nur dem Papste verantwortlichen Vorstehers geleitet wird. Alle Niederlassungen und Anstalten des Ordens sind in jedem Lande Inseln einer fremden Macht (Enklaven), die selbständig über sie gebietet. Der Orden bildet einen Staat mit eigenem Rechte, eigener Verfassung, eigenem Vermögen; er ist vorhanden als stets kriegsbereites Heer mit der Losung: alles zur größeren Ehre Gottes, nämlich zur größeren Ehre der von dem unfehlbaren Papste regierten Kirche Roms.

Das Mönchtum hat im Jesuitenorden seine letzte, allumfassende Verwirklichung, seine Gipfelung erlebt. Und seine starre Auskristallisierung.

4. Die „Geistlichen Übungen“ des Ignatius von Loyola bilden das vielbewunderte, vielbefehdete Grundbuch des Jesuitenordens, zugleich den Ertrag der inneren Entwicklung seines Meisters. Dies erschreckend eigenartige Andachtsbuch will offenbar weniger gelesen als erlebt sein. Mit dem Fremdwort vom Kasernenhof könnte man diese nüchternen Anweisungen ein Exerzierreglement nennen zur Schulung der Seele. Durch den hier betriebenen Seelendrill soll nämlich der Mensch seiner selbst mächtig werden, seine Lebensführung nach dem unbestechlichen Wahlspruch seiner Vernunft regeln lernen. Der Exerzierplatz für den einzelnen Rekruten ist aber nicht der weite Übungshof zwischen den hohen Kasernenmauern, sondern die einsame Zelle, die ihn vier Wochen lang zur Abgeschlossenheit einschließt, allein im Verkehr mit dem Meister, mit sich selber, mit seinen Erinnerungen, Gedanken und Vorstellungen.

Willenlos, ein Leichnam oder ein Stock, dient der Jesuitenjünger der Kirche als Christi Braut, mit seiner letzten Hingabe und äußersten Preisgabe. Alle Einrichtungen der Kirche: Mönchtum, Ehelosigkeit, Reliquien, Fasten, Ablässe, Wallfahrten lobt er; für die päpstlichen Beschlüsse, die kirchliche Überlieferung, für ihre Lehrsätze tritt er unbefehet ein. Ja, er erklärt sich bereit, der Kirche auch dann zu-

zustimmen, wenn seine Sinne ihn Lüge strafen! Er bringt das Opfer seines Verstandes und seines Gewissens auf dem Altar seiner Kirche! Er hört auf, im Vollsinne persönliche Menschenwürde zu besitzen und zu vertreten. Das nennt man das „Sacrificium“ des Intellekts und den Kadavergehorsam des Jesuiten. Mythisch-innig klingt dagegen das dem Jesuiten vom Meister übergebene Gebet, in das alle geistlichen Einübungen rhythmisch ausklingen sollen: „Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand, meinen ganzen Willen und alles, was ich habe; alles ist dein Geschenk, dir stelle ich alles wieder zurück, verfüge ganz darüber nach deinem Wohlgefallen. Mir gib nur deine Liebe und Gnade, und ich bin reich genug und suche nichts weiter.“

5. Mit der furchtbaren Waffe dieser zu allem fähigen und bereiten Männer als der willenslosen Sklaven ihres Generals zog der Jesuitenorden in die Welt zur Gegenreformation, um die römische Kirche gegen den Protestantismus zu schützen und die alten Grenzen ihrer Herrschaft zurückzugewinnen in der Überzeugung, daß außerhalb der Kirche des Papsitums kein Heil sei.

6. Das denkwürdigste Blatt aus der Geschichte der „Gesellschaft Jesu“ ist die Entstehung des Jesuitenstaates in Paraguay. Die durch italienische Missionsväter für das römische Christentum gewonnenen Eingeborenen waren in Gestalt von 200 Familien trotz ihrer kirchlichen Vernachlässigung bereit, sich den Jesuiten anzuschließen. Im Jahre 1610 erstand die erste christliche Indianerstadt in Paraguay als „Unsere Herrin von Loreto“. Drei weitere Städtegründungen folgten. 1620 verfügten die Jesuiten in jenem Gebiete über 13 größere Orte mit etwa 100 000 roten Christen. Auf verschiedenen Wegen drangen sie in das Zwischenstromland zwischen Paraguay und Uruguay vor. Als ihre erbitterten Feinde beschäftigten sie die Paulistas, die Sklavenjäger von San Paolo, die ihnen schon in Brasilien zu schaffen machten. Sie verstanden sich auf die Sklavenjagd fast noch besser als die Jesuiten auf die Seelenjagd. Unter unsäglichen Mühen sammelten die Jesuiten die Reste ihrer Menschenherde und geleiteten sie nach dem Süden — eine Strecke wie von Berlin nach Rom mußten sie auf ungebahnten Wegen mit ihren verzweifelten Leuten, die kaum erst der Menschenfresserei entwöhnt waren, zurücklegen, so daß ihnen unterwegs noch zwei Drittel der flüchtenden Neuchristen eingingen. Ruhe gab es erst, als die Jesuitenväter in Madrid die Erlaubnis erwirkten, ihre roten Christen mit Feuerwaffen auszurüsten und regelrecht mit ihnen militärisch ins Feld zu rücken. Überall im unermesslichen spanischen

Kolonialreich missionierten die Brüder der Gesellschaft Jesu unter den Indianerstämmen. Sie wußten sich auf ihre Eigenart einzustimmen, z. B. auf die Musikliebe der Indianer durch eine Violine, eine Flöte oder eine kleine Musikkapelle, so daß sie das Vertrauen der Menschenfresser leicht gewannen — ihre Sendboten scheuten bei ihren Vorstößen ins Unbekannte kein Opfer und ließen sich für ihren Glauben martern.

Wir besitzen von dem Tiroler Pater Anton Sepp, der 1691 zu den Guaranis entsandt wurde, einen lebendigen Bericht über seine Erlebnisse im Jesuitenstaate. Ein kommunistisches Gemeinwesen ist dort durchgeführt worden, mit der patriarchischen, nicht konstitutionellen Herrschaft der Weißen Väter. Alles Eigentum ist „Gottes“.

20. Protestantische „heilige“.

1. Paul Gerhardt.

1. Über Paul Gerhardt hat sein moderner Sangesbruder Victor Blüthgen, der auch im Tode von uns ging, in einem Briefe an mich das treffende Urteil abgegeben: „Als Poet ist Gerhardt für mich bedeutsam dadurch, daß er zum erstemal an Stelle der knorrig-rauhen volkstümlichen Form, die auch bei Luther etwas charakteristisch Stolperndes hat, den flüssigen, weichen, wiegenden Rhythmus gesetzt hat, den unbedingten Wohlklang in der Lyrik. Er ist der Geißel des Kirchenliedes. Das ist das Neue an ihm — die Anfangsstrophen von O Haupt voll Blut und Wunden und Befiehl du deine Wege, die so hinreißend auf weichen Wellen tragen, werden ewig ihren Zauber behalten und berauschen mich, wie oft ich sie in Gedanken spreche.“ Alle Lieder Paul Gerhardts sind kirchlich fromm, sie ruhen auf der lutherischen Überzeugung ihres Sängers. Dem Inhalte nach begleiten sie das Kirchenjahr und das persönliche Leben in Natur und Häuslichkeit. Luther hat den kräftigeren Ton, Gerhardt die innigere Weise. Luther schlägt den mächtigen Vollklang an, Gerhardt zerlegt ihn in die einzelnen Weisen. Luther läßt die Gemeinde ihr Bekenntnis ablegen: Ein feste Burg ist unser Gott; Gerhardt legt der einzelnen Seele die persönliche Frömmigkeit auf die Lippen: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich. (Dies singende und betende Ich der Gerhardtlieder entspricht dem Ich der jüdischen Psalmen der nachbabylonischen Zeit.) Gerhardts Lieder sind oft unerträglich redselig, optisch hölzern und regelrecht, lehrhaft hart und in einzelnen Bildern geschmacklos — eine Verdeutschung aus dem Lateinischen beginnt mit den Worten: „Herr, ich

will gar gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund," und führt das Hundebild für den Christenstand wunderbarlich durch. Aber derselbe Mann hat in etwa 30—40 Liedern zwischen Luther und Goethe das Innigste und Schönste an Poesie gegeben, das wir in deutscher Sprache besitzen. Die Wirkung der Frömmigkeit bildet bei Gerhardt eine stetige Heiterkeit des Gemüts. Die Freude der Kinder Gottes ist der sittliche Grundzug. Gott hat alles weislich geordnet; alles ist voll Sonne, wer sie nur erkennen will. Das Grundübel des Lebens ist die heidnische Sorge, die dem Vater mißtraut. Uner schöpfl ich dieser Liederpastor von der Nikolaikirche in Berlin (der, in seinem konfessionell engen Gewissen unzugänglich gegenüber dem Friedensrevers des Großen Kurfürsten für seine streitlustigen Kanzeleiferer, nach seiner Absetzung 1666 in die gutlutherische Pfarre nach Lübben in der Niederlausitz abwanderte), in der freundlichen Zusprache, die auf geduldige Zufriedenheit in allen Lebenslagen hinzielt. Gerhardt ist menschlich; bei allem Unterschiede weist die moderne Lyrik auf ihn als ihren Begründer zurück. Der Lyriker Goethe liegt in der Linie Gerhardts. In seinen Weihnachtsliedern lacht eine germanische Christfreude. Das eigene Herz wird zur Krippe des Christkinds hergerichtet; das armselige Heu und Stroh wird für den hohen Gast ersetzt durch Samt, Seide und Purpur, und eine süße Kindlichkeit duftet über den holden Worten: „Ich will mir Blumen holen, daß meines Heilands Lager sei auf Rosen und Viole; mit Tulpen, Nelken, Rosmarin aus frischen Gärten will ich ihn von oben her bestreuen.“ Seine zahlreichen Passionslieder sind durchtränkt mit der düsteren Vergeltungslehre des Anselm: das blutige Opfer des schuldlosen Gottessohnes versöhnt den Zorn Gottes über die Sünder. Das „Lämmlein“ spielt eine große Rolle. Die mytische Wertung des Blutes Christi feiert in lyrischen Schönheiten bei Gerhardt, wie später in den Liedern des Grafen Jünzendorf in der Brüdergemeinde, Taumeltänze. (Das berühmte Karfreitagsglied von dem Haupt voll Blut und Wunden ist die geniale Verdeutschung des machtvollen lateinischen Sanges „Salve caput cruentatum“ des heiligen Bernhard von Clairvaux.) Im Banne der mittelalterlichen Klosterfrömmigkeit überwiegt die Schilderung der äußeren Schmerzen, die seelischen Leiden treten zurück. Die Geißel regiert in der Phantasie des Büssers; der gequälte Körper am Kreuz wird ihm wichtiger als der Geist des Lebenden. An Osterliedern ist Gerhardt arm, auch unter seinen Pfingstliedern verdient nur eines Beachtung. Am vollsten klingt seine Harfe, wenn es die Ergebung in Gottes Willen und das kindliche Vertrauen des Gläubigen gilt. Die

drei wundersamen Wanderlieder: Befiehl du deine Wege; Warum sollt ich mich denn grämen? und: Ist Gott für mich, gehören der religiösen Welt und haben in schweren Stunden des Lebens unermesslich getröstet und festgehalten. Einfältig sind die Gelegenheitslieder: „Bei großer unzeitiger Nässe,“ bei der die zürnende Urgewalt den Bußprediger macht; oder sein Kometenlied, allwo das Sternenland schreit, da die bösen Menschen gegen Gott schweigen. Daneben wieder ein Kreuzlied mit der rührenden Gedankenführung: „Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden, dessen Treue du darfst trauen, alsdann will er dein Treuster werden und zu deinem Besten schauen. Was du keinem darfst erzählen, magst du Gott gar kühnlich sagen.“ In dem malerischen Morgensegen von der güldenen Sonne steht wie in Stein gemeißelt: „Menschliches Wesen, was ist's? Gewesen. In einer Stunde geht es zugrunde, sobald das Lüstlein des Todes drein bläst. Alles in allem muß brechen und fallen, Himmel und Erden, die müssen zerwerden, wie sie vor ihrer Erschöpfung gewest. Alles vergehet; Gott aber stehet ohn' alles Wanken.“

Von Gerhards gemütvolltem Abendliede, das die allzu flugen Vernünftler als naturwissenschaftlich unrichtig verwarfen: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt —“ während doch jedesmal nur die halbe Welt schlafte, hat Friedrich Hebbel das schöne Zeugnis abgelegt, nachdem er es als Kind seiner Mutter zum Abendsegen vorgelesen: „Dahmals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf.“

2. Zinzendorfs Brüdergemeinde.

1. Die deutsche „Brüdergemeinde“ stammt von Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700—1760). Zinzendorf, in Dresden geboren, verlor im zartesten Alter seinen Vater, der beim Kurfürsten von Sachsen Minister war. Die Mutter ging eine zweite Ehe ein und überließ die Erziehung ihres Jungen einer hochgradig frommen Großmutter. Der sechsjährige Knabe rückte Stühle und Tische zusammen und predigte ihnen, wie es ähnlich auch von Schiller erzählt wird. Seine Kennmarke ist eine bis zur krankhaften Schwärmerei ausgebildete Liebe zu Jesus, dem Heilande. Dieser Gefühlsüberschwang im Sinne des Pietismus zeitigte bei ihm die wunderbarlichsten Blüten. Auf dem Pädagogium in Halle des so frommen August Hermann Francke, der die Waisenspflege großzügig aufrichtete, gründete er unter seinen Mitschülern den „Senfkorn-

orden“ mit dem Ordenszeichen eines Ringes und der Inschrift: Unser keiner lebt ihm selber. (Der Spruch steht im Römerbrief des Apostels Paulus.) Sie wollten die Lehre Jesu in Wort und Wandel treu bewahren, Nächstenliebe üben, Juden und Heiden bekehren. Vergeblich schickten ihn seine Verwandten nach Wittenberg, damit er dort Rechtswissenschaft studiere und sich der Welt erschliesse. Er blieb heimlicher Theologe und wurde ein immer bockbeinigerer „Pietist“. Als er nach seinem Stande tanzen, fechten und reiten lernen mußte, da traf er, wie er selber süßlich sagt, mit seinem Herzensfreunde, dem Heiland, die Abrede, er möge ihm so viel Geschick dazu geben, daß er von solchen Spielereien bald mit Ehren losgesprochen werde, um diese Stunden des Tages auf Wertvolleres verwenden zu können. Er läßt sich gehorsam auf die Reise schicken nach Holland und Frankreich und nennt das seine Kavaliertour. 1721 trat er auf Wunsch seiner Familie bei der Regierung in Dresden als Justizrat ein und gab am Hofe Augusts des Starken einen merkwürdigen Staatsbeamten ab, der in seinem Hause öffentliche Erbauungsstunden abhielt. Als er volljährig wurde, richtete er als selbständiger Gutsherr mit seiner ebenso frommen Lebensgefährtin sein Leben darauf ein, „Christo unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menschen werben zu helfen“.

2. Böhmischnährische Brüder, Nachkommen der alten Hussiten, hatten aus Furcht vor Verfolgung ihre Heimat verlassen und suchten bei Zinzendorf Zuflucht. 1722 wurde die Brüdergemeinschaft in Herrnhut gegründet. Es gab Streit um die Verfassung dieser Mährischen Brüder, welche ihr kirchliches Vätererbe nicht preisgeben wollten. Sie wählten zwölf Älteste, vier von ihnen hießen Oberälteste. Zinzendorf wurde Vorsteher, die Pfarrer trugen beim Abendmahl den weißen Talar, die Frauen ihre eigentümlichen weißen Häubchen. Die „Brüderunität“ vereinigte die lutherische, die reformierte und die mährische Glaubensweise zu einem „Kirchlein innerhalb der Kirche“; Zinzendorf setzte die Anerkennung der Augsburger Konfession durch. Aus der Brüdergemeinde entwickelte sich die Brüdermission, welche bei den Negerflaven auf St. Thomas und in Grönland arbeitete. Zinzendorf selber ließ sich in Tübingen, nach seltsamen Umwegen, in den geistlichen Stand aufnehmen. Als ihm der Aufenthalt in Sachsen unterjagt wurde durch seine Feinde bei Hofe, durchquerte er als Reiseprediger Deutschland und besuchte fast ganz Europa, selbst Amerika. Es gelang ihm als Vorsteher der Brüderunität, durch den preussischen König Friedrich Wilhelm I. auch die bischöfliche Weihe zu erhalten. 1738 und 1739 trieb es ihn nach Westindien, nach dem „Totenloch“ St. Thomas, wo er gerade

zurechtfant, um seine Missionare aus dem Gefängnis zu befreien. Krank kehrte er nach Deutschland heim. Am 13. August 1741 übergaben die Herrnhuter . . . dem Heiland selber das Oberältestenamtl Sinzendorf reiste abermals nach Amerika, er gründete Brüderkolonien und unternahm drei Reisen ins Innere zu den Indianern.

3. Die religiöse Sprache Sinzendorfs, wie sie in seinen Andachten und Liedern vorliegt und in seiner Brüdergemeinde noch heute üblich ist, pflegt sinnliche Vorstellungen und Begriffe bei der Darstellung seelischer Vorgänge. Sinzendorf kann sagen: „Wenn wir erwachen, liegen wir noch in seinen Armen; wenn wir gehen, so fühlen wir um die Achseln sein Erwärmen; wenn wir uns zur Ruhe legen, so ist er unser Ober- und Unterbett und Kissen und alles.“ Neben innigen Kirchenliedern wie: „Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh’;“ „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,“ finden sich unglaubliche geistliche Cändeleien, unerträgliche Frömmeleien. Die Seitenvunde Jesu hat dieser deutsche Graf einmal durch die von ihm für Poesie gehaltene Andacht gefeiert: „Mein allerliebstes Sämmlein, ein zart verbundnes Herzelein beriecht und küßt dein Leichelein. Doch über's Seitrevier, da zappelt's Herze mir. Ich seh's noch, wie der Kriegsknecht stach das allerliebste Seitensach, das Seitenhöhlchen. Gottlob, für diesen Seitensich, du Kriegsknecht, ich bedanke mich. Ich hab' es um und um beleckt, wie Steinsalz hat es mir geschmeckt. In dem Punkt ist mein Seelchen verrückt ins Seitenhöhlchen.“ An die sinnlichen Bilder des Hoheliedes wurde mit ausgelassener Gier angeknüpft: die Seele und ihr himmlischer Bräutigam Jesus suchen und finden sich — „Ach, welche Blicke ich dir jetzt schickel Ich bin ein Geist mit dir und du ein Leib mit mir und eine Seel'! Du Seitenkringel, du tolles Dingel, ich press' und sauf' mich voll und bin vor Liebe toll und außer mir . . .!“ Doch jede Grenze wird überschritten mit der mehr als gewagten Keimerei von dem „Seelenbräutigam“: „Und was er im Kabinett oder in dem Ehebett will mit seinem Bräutel machen, das sind gar geheime Sachen, die unter vier Augenlein müssen bleiben ganz allein . . .“

In der Karwoche 1747 wurde in der Brüdergemeinde im Brüderhause ein Liebesmahl gehalten mit Wundengesang und Abbildung der durchstochenen Seite des Heilandes. Unzählige Male sangen sie von Christi Seitenvunde am Kreuz: Seitenhöhlchen, du bist mein, und das Wort „Wunden“ wiederholten sie neunmal, wie die Heilsarmee. Sie stellten das Seitenhöhlchen auch wirklich dar: Tisch und Bett darin; um es herum lauter Leute ohne Köpfe — weil das Herz

den Verstand überwunden habe! Von einem Brüderfest wird berichtet: Abends war das Bild des Heilandes mit seinen Wunden erleuchtet, welches plötzlich verschwand, worauf das Seitenhöhlchen erschien, durch welches die Festfeiernden gingen. In den Liedern der Brüdergemeinde steht zu lesen und wurde gesungen: „Nichts ist doch freundlicher als unser Herrchen, nichts liebt sich doch so sehr als seine Nürchen, nichts predigt kräftiger als Wundenpfärchen, nichts singet lieblicher als Jesu Lerchen; drum bleib' ich unverrückt im Bund der Nürlein und liebe ewiglich der Nürlein Herrlein.“

Mannigfach schritt die Regierung ein und zwang die Brüdergemeinde zur Nüchternheit. Zinzendorf ließ in London seine Gläubigen vom Parlament als eigene mährische Kirche anerkennen, während er in Deutschland stets für engen Anschluß an die lutherische Landeskirche eintrat. Dieser religiöse Romantiker bekannte von seiner schwärmenden Liebe zu Jesus: „Ich habe nur e i n e Passion, und die ist Er.“ Er fühlt sich einig mit Reformierten, Katholiken, Griechen und Kopten, als ursprünglicher Lutheraner. Herder hat ihn beim Blick auf seine erstaunliche Lebensleistung einen Eroberer im Reiche der Geister genannt. Der geniale Theologe Schleiermacher in Berlin fühlte sich zeit lebens als „Herrnhuter höherer Ordnung“.

4. Die „Lofungen der Brüdergemeinde“, die seit Zinzendorfs Zeiten bis in die Gegenwart alljährlich im Buchhandel erscheinen und zahllosen frommen Menschen in allen Bekenntnissen und Ständen auf der ganzen Welt in vielen Sprachen das tägliche Orakel abgeben (auch Bismarck hat sie für seine häusliche Andacht benutzt, ebenso wie das ehemalige deutsche Kaiserpaar), werden unter Gebet von dem Brüderrat für jedes kommende Jahr mit der Willkür einer Verlosung aus der Trommel gezogen und für die einzelnen Tage, zusammen mit holperigen Verszeilen aus dem Brüdergesangbuch, aufgestellt. Sie bedeuten den Christen das, was für die „Heiden“ der Gottespruch der Priesterin auf ihrem Weihrauchschmel im Tempel des Apollo galt. Man dreht den Bibelspruch in einer besonderen Lebenslage hin und her wie die Griechen ihr Orakel; er ist aus dem Zusammenhang gerissen, und man preßt ihn so lange, bis er einen brauchbaren Sinn abgibt.

21. Schleiermacher.

Friedrich Daniel Schleiermacher (1768—1834) zog sich von August Wilhelm Schlegel in seinen reiferen Lebensjahren den Spottvers zu: „Der nackten Wahrheit Schleier machen ist aller flugen Lehrer Amt,

und Schleiermacher sind bei so bewandten Sachen die Meister der Dogmatik insgesammt." Doch nicht der Professor der „Glaubenslehre“ von 1822, so gewichtig in jedem Sinne diese beiden Bände waren, bedeutet die bannende Wirkung des Typus Schleiermacher, sondern der romantische Bekenner seiner „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ von 1799 (zuerst ohne Verfassername), der Neujahrsfänger seiner „Monologen“ — und, über alles einzelne weit hinaus, die bleibend erneuernde Persönlichkeit des Vielseitigen und dabei Harmonischen. In meinem Volksbuch über Schleiermachers Weltbild und Lebensanschauung habe ich jüngst das ganze Stoffgebiet aufgezeigt: die Anfänge, den Romantiker, den Prediger, den Patrioten, den Professor (dabei auch den Ethiker und den Pädagogen!), den Akademiker, den Kirchenpolitiker, den Lebensabschluß. Ich muß auf diese eindringende Darstellung verweisen.

Schleiermacher hat, eines der ursprünglichen religiösen Genies seit Luther, die ein Zeitalter stiften, das Evangelium vor dessen schlimmsten Freunden gerettet: aus den Fesseln formelframender Dogmatik und aus dem Sumpf seichter Verständigkeit. Der Virtuose des Lernens wurde Gesetzgeber im Geistesbereich. Mit Herder zusammen schuf er jene religiöse Erschlossenheit, die in unsern Nottagen des Überganges zwischen zwei Jahrtausenden als religiöse Neuromantik sich mit schmerzhaftem Jubel ans Licht ringt.

Aus den schweren religiös-theologischen Kämpfen in seiner Frühzeit im Seminar der Brüdergemeinde — vgl. unsern Abschnitt über Jünzendorf — entwickelte sich Schleiermacher zum fichteschen Individualisten des idealen Selbst-Ich, das sein seliges Leben ergreift, indem er sich im Gefühl „schlechtthiniger Abhängigkeit“ dem Kosmos oder Gott, Goethes Gott-Natur, hingibt. In den schöngeistigen Salons der Berliner Romantik verlor er sich nicht, so sehr er auch seelisch-sinnlichen Herzensaustausch genoß, durch manchen Irrtum zur Wahrheit reisend. Religion ist nach Schleiermachers freude-trunkenen Bekenntnissen, die mit den Konfessionen Augustins und mit den Confessions von Rousseau zu vergleichen wären, das Anschauen des Univerfums, der Sinn und Geschmack für das Unendliche, also nichts weniger als Wissenschaft und Kunst; wir lieben den Weltgeist, dessen Wirken wir zuschauen! Nicht nur den später die lutherische Orthodorie verinnerlichenden Klaus Harms (Kiel) hat Schleiermachers göttliches Redenbuch vom Rationalismus und von der seligmachenden Ästhetik erlöst — es übt noch immer seinen jungstarken Hochschwung auf die Gemüter. In den Monologen führt die Seele Zwiesprache mit ihrem Urbilde, dem Genius, nicht in

jede Tiefe der Selbsterkenntnis sich einbohrend, doch in jede Höhe des lichten Ideals sich und uns emportragend. Seine innerste Bedingung und sein wahres Wesen wollte er sich und der Welt enthüllen, als ewige Bestimmung, ohne die Trübungen der Natur in der wirklichen Erscheinung. Und das besagt sein Überschwang: sich selber gewinnen im freien, unendlichen Sein, das auch den dunklen Abgrund Tod nicht scheut; sich nur um das eine sorgen: sich nicht selbst zu verlieren; immer mehr werden, was ich bin; jeder Mensch in sich zugleich auf eine e i g e n t ü m l i c h e Weise die Menschheit darstellend, das Individuelle (Einzelartige und Einzigartige) ausbilden zugleich mit dem, was der Menschennatur eignet.

Schleiermacher war einer der originalsten Kanzelredner der evangelischen Kirche — nicht nur in den schweren vaterländischen Drangsaljahren, wo er in Halle und in Berlin (Dreifaltigkeitskirche) durch seine feine Seelenkunst und die durch alle Satzperioden siegreich hindurchbrechende Wortkunst eine unvergleichliche fromme Macht auf die Gebildeten unter seinen Verehrern ausübte. Ebenso einflusskräftig erwies er sich in seinem zähen Eintreten für die Selbständigkeit der Kirchengemeinde, die er in seinem kirchenpolitischen Kampf wider Friedrich Wilhelm III. vor agendarischer Vergewaltigung schützte. (Näheres in meinem Buche.) Schleiermacher blieb zeitlebens, in seiner Familie und im weiten Freundeskreise, ein Genie des Herzens; „ich verstehe nicht, wie man ein Menschenantlitz sehen kann, ohne es zu lieben“. Bettina von Arnim rühmte ihn als den größten Menschen seiner Zeit und ihrer Zeit. Der Philosoph der heitern Gelassenheit, der geistescharfen Dialektik, der vielwendigen Kenntnisse auf weitesten Wissensgebieten übte auch fröhliche Bosheit im Umgang, er setzte Treffer im witzigen Gespräch und er schrieb, darin Wilhelm von Humboldt verwandt, mit Eust die seelenvollsten Briefe an seine Henriette und an seine vielen Freunde, die Schüler und Kollegen. Er beurteilte sich als einen Philosophen mit dem Verstande, als einen Frommen mit dem Gefühl, und zwar als einen Christen. Unter den protestantischen Kirchenmännern des 19. Jahrhunderts in der Bahn Schleiermachers nenne ich Karl Gerok, den ich in meiner Neuausgabe seiner biblischen Dichtungen „Palmbblätter“ (Reclams Universalbibliothek 6201—6204) charakterisiert habe, und meinen väterlichen Lehrer und Freund Emil Frommel, dem ich 1903 mein biographisches Gedenkbuch schrieb.

Schleiermachers Seele: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“

22. Christentum in der Neuen Welt.

1. Am 11. Dezember 1620 legte ein kleines Segelschiff an der Felsküste von Massachusetts an. Etwa hundert schlichte Männer und Frauen aus dem Norden Englands entstiegen dem Schiff „Mayflower“. Die anglikanische Kirche und der Staat hatten sie ihres Glaubens wegen unterdrückt. Mit ihrem Seelforger Robinson waren diese „Nichtübereinstimmer“ (Nonkonformisten) nach Holland gewandert, wo man sie freundlich aufnahm. Aber sie fühlten sich in dem fremdsprachigen Lande, dessen Lebensgewohnheiten ihnen zu heiter waren, nicht heimisch, sie blickten hinüber nach den englischen Kolonien in Nordamerika. Mit einem Freibrief aus London setzten sie ihren Pilgerstab weiter. Ihr Prediger blieb bei einem Teil der Gemeinde zurück und verabschiedete diese „Pilger“, wie sie sich selber nannten, mit den Worten: „Der Herr wird noch weitere Wahrheiten aus seinem heiligen Wort hervorbrechen lassen. Ich kann nicht genug die reformierten Kirchen beklagen, die an eine Grenze in der Religion gelangt sind und jetzt nicht weiter gehen wollen als die Werkzeuge ihrer Reformation. Luther und Calvin waren strahlende Lichter in ihrer Zeit; aber sie durchdrangen nicht den ganzen Ratsschluß Gottes.“ Dies religiöse und zugleich politische Verhältnis des Puritaners ist für die Entwicklung des religiösen Lebens in Amerika von Bedeutung geworden.

Die Auswanderer hielten unter schwierigen Verhältnissen in der neuen Heimat aus. Nach einem Jahrzehnt zählte zwar ihre Niederlassung erst 300 Seelen, doch England sorgte durch weitere Vergewaltigung ihrer Gesinnungsgenossen für stärkeren Zuzug, auch Vertreter der gehobenen Klassen kamen nach Neuengland und gründeten gedeihliche Kolonien.

2. Das Gemeinwesen dieser Puritaner, das einen Gottesstaat darstellte, bekannte sich zu der Lehre Calvins, in deren Mittelpunkt die Erwählung steht. Pfarrer und Kirchenälteste regelten, wie in Genf, das gesamte Leben. Der Besuch des Gottesdienstes war gesetzliche Pflicht. Im Jahre 1631 wurde das Stimmrecht bei den Wahlen der Kolonie auf die Mitglieder der Kirche beschränkt, die sich fortan „Kongregationalkirche“ nannte. Der Wille des Volkes übernahm die Regierungsgewalt. Der jugendliche Prediger Roger Williams bestritt der weltlichen Regierung ihren Einfluß in Sachen des Glaubens. Seine Gemeinde hing an ihm, das oberste Gericht verbannte ihn aus der Kolonie. Der Flüchtling gründete mit vielen Anhängern im Staate Rhode Island die Kolonie Providence,

in der Gewissensfreiheit waltete. Alle Ansiedler erfreuten sich ohne Ansehen des Bekenntnisses gleicher Rechte. Auf dieser Grundlage wurde unter Trennung der bürgerlichen und der kirchlichen Gewalt ein neues Staatswesen aufgerichtet. Doch sie verfielen der Leidenschaft wie ihre Vorfahren in England. Sie verwehrten Anglikanern die Niederlassung, verhängten Geldstrafen über die Täufer und vertrieben sie, als sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten. Sie verwalteten sich unabhängig vom Prediger, den die Gemeinde frei wählte. Die Stimme der Mehrheit war ihnen die Stimme Gottes. An der Bibel hielten sie so fest, daß sie auch deren Aberglauben mit übernahmen. So wurde die neue Welt dieses Gottesstaates von den Greueln der Zauber- und Hexenverfolgung besleckt. Der Gottesstaat fand sein Ende. Die Trennung von Staat und Kirche wurde dadurch in die amerikanischen Kolonien eingeführt, daß auch andere Sekten in Neuengland und den Mittelstaaten sich als freie Körperschaften aufbauten. „Neuengland“, das die Verirrungen in dem Puritanertum erlebte, blieb die Heimstätte religiöser Begeisterung und hoher sittlicher Güter.

3. Josef Smith grub im Jahre 1827 auf Geheiß eines Engels aus einem Hügel in der Nähe von Palmyra im Staate New York zwei Messingplatten aus. Die fremde Schrift auf diesen Platten enträtselte der glückliche Finder mittels einer Brille, die er gleich daneben fand. Seine englische Übersetzung gab er (1830) als „Buch des Mormon“ heraus. Mit Anhängern gründete Smith die Sekte der Mormonen oder „der Heiligen vom Jüngsten Tage“, in der Nähe von New York. Von dort siedelte die Gemeinde nach Ohio über. Sie wurden vertrieben, auch aus Illinois; 1846 ließen sich die Brüder im Felsengebirge am Großen Salzsee dauernd nieder. Die Ansiedlung entwickelte sich günstig. 1850 anerkannte die Union unter dem Nachfolger von Smith, Brigham Young, das „Utahterritorium“; 45 Jahre später wurden sie als Staat beglaubigt. In allen Teilen der Union wie in Utah selbst wuchsen die Mormonen heran, sie umfassen schätzungsweise eine halbe Million Menschen.

Der Anspruch der Mormonen geht dahin, das nach dem Tode Christi in Verfall geratene Urchristentum in seiner ursprünglichen Gestalt und in der Reinheit seiner Lehre zu erneuern. Das wollen alle Sekten! Sie entlehnten vom Judentum den Gedanken der Gottes- herrschaft auf Erden (Theokratie), vom Buddhismus die Lehre von den verschiedenen Welten, vom Islam die Vielweiberei und die Enthaltksamkeit von geistigen Getränken, vom Katholizismus die Un-

fehlbarkeit ihres Oberhauptes, vom Protestantismus die Berufung auf die Gewissensfreiheit — jedoch nicht des einzelnen, sondern ihrer Sekte, endlich vom Vernunftglauben (Rationalismus) die Überzeugung, daß die Offenbarung Gottes mit der Bibel nicht abgeschlossen sei. Die Mormonen verwerfen die Erwählungslehre (Prädestination), obwohl sie Paulus im Römerbrief schon vertritt, bestreiten die Erbsünde in der Form des kirchlichen Dogmas und betonen die Gotteskindschaft der Heiligen, die sie nicht bildlich, sondern wörtlich auffassen. Eine paradiesische Herrlichkeit unter dem wiederkehrenden Messias auf dem westlichen Festlande ist ihre Hoffnung. Eine Körperschaft von Auserwählten empfängt und verkündet die gegenwärtigen und künftigen Offenbarungen Gottes: dieser mormonische Kirchenstaat setzt sich aus dem Propheten, aus Aposteln und Ältesten zusammen. Er leitet die Kirche in geistlichen und weltlichen Dingen, alle Gläubigen haben sich dieser Führung ohne Einspruch unterzuordnen. Übrigens haben sie die Vielehe nicht aus sittlicher Lockerung eingeführt, vielmehr aus religiösen Gründen. Doch geriet das Mormonenthum als geschlossener Kirchenstaat mit den Gesetzen der Union in Widerspruch. Die Folge war, daß die Vielehe der Mormonen sich nur noch heimlich aufrechterhalten ließ; in der neuesten Zeit beschränkt sich die Regierung des Staates Utah auf die Bestimmung, daß keine weiteren Mehrehen geschlossen werden dürfen. Die Gemeinde trug dem Zwange der Gerichtsurteile dadurch Rechnung, daß der Apostolische Rat eine göttliche Offenbarung empfing — so konnten sie ihr religiöses Gesicht wahren. Doch hat es, auch abgesehen von dieser heiklen Einrichtung, nicht an Reibungen zwischen den Mormonen und der Öffentlichkeit gefehlt, z. B. im Senat in Washington. Ehebruch wird nach dem Gesetz der Mormonen mit schweren Strafen belegt; in ihren Städten gibt es auch keine Lusthäuser. Sie leben arbeitsam, mäßig und sparsam, erweisen sich untereinander brüderliche Hilfe, ihre geordneten Verhältnisse und ihre mannigfache Tätigkeit bringen sie zu Wohlstand. Über das Geheimnis ihrer Kraft ist ihr unbedingter Gehorsam gegen ihre Obrigkeit, die unumschränkt auch ihre sittliche Erkenntnis regelt. Das Mormonenthum blieb bisher ohne gesunde Eingliederung in das Leben des Volkes.

4. Was Deutschland und England Reformation nennen, heißt in Amerika Wiedergeburt. Die geistige Revolution, welche die Brüder Wesley in England hervorriefen, flammt als Erweckungsbewegung (revival) durch die Kolonien und wiederholt sich in den unabhängigen gewordenen Staaten als methodistische Erweckungen.

Im übrigen ist Amerika auch in seiner religiösen Geschichte das Land, wo man alle Mißverständnisse der Vergangenheit im größten Ausmaße abermals durchmacht.

Alle Gemeinschaften, soweit sie überhaupt fortschreitende Anschauungen hegen und sich nicht starrgläubig gegen die Kultur abschließen, pflegen einen immer sparsameren Gebrauch vom Kirchengesetz und entwickeln die religiösen Kräfte in einfachsten Formen. Der Wunsch nach Einigkeit überwindet die Einförmigkeit. In der Religionskonferenz des Staates New York haben zehn verschiedenartige Bekenntnisgruppen lange Jahre auf dem Gebiet der Sozialethik zusammen gearbeitet; auf ihrem Programm standen die Namen des bischöflichen Hauptpastors der Kirche, in der die Versammlungen stattfanden, eines Kongregationalisten, eines Presbyterianers, zweier jüdischen Rabbiner, eines Universalisten und eines Unitariers friedlich beisammen — alle verbunden für den sittlichen Fortschritt ihrer Gemeinden und ihres Volkes. Ralph Waldo Emersons Rat, des geistig freien Amerikaners (aus Boston, 1803 bis 1882, dessen ethische Aufsätze den Grundton tragen: jeder Mensch sein eigener Prophet; ich erinnere an seine „Repräsentanten des Menschengeschlechts“) beginnt sich zu erfüllen: die Lehrestreitereien mögen solchen Gemeinschaften überlassen werden, „die müßiger und unwissender sind als wir“. Denn eine Verhandlung gegen Irrlehre ist nach einem amerikanischen Prägewort wie der Kampf zweier Hunde in einem Blumenbeet: er entscheidet über nichts, als über die Blumen.

5. Die katholische Bevölkerung der Vereinigten Staaten sollte durch Einwanderung und Geburt heute auf mindestens 25 Millionen angewachsen sein; in Wirklichkeit zählt die Kirche in ihren eigenen Listen nur 13 Millionen Anhänger, jedes getaufte Kind einbegriffen. In der strengjüdischen Glaubensgemeinschaft ist der Abfall von der Kirche ebenso weitgehend. Die Zunahme des Reformjudentums und die Ausbreitung der Gesellschaften für ethische Kultur erklären nicht alles; der Einfluß des Väterglaubens auf das jüngere Geschlecht wird überhaupt schwächer. Die Zahl der Freidenker schwillt an. Es ist mehr als ein Witz, was man von einem alten Schiffsbariten sich erzählt: als er in seine Vaterstadt in Neuengland zurückkehrte und entdeckte, daß seine religiöse Anschauung nicht mehr genau mit der seiner alten Gemeinde übereinstimmte, da ging er hin und baute sich eine eigene Kirche. Diese Zeiten sind auch drüben vorüber. Die Pfarrer haben auch in der Neuen Welt, von Ausnahmen in Sonderverhältnissen abgesehen, als magische Offen-

barer von himmlischen Geheimnissen ausgedient. Ihre Aufgabe kam nur darin bestehen, an dem persönlichen Leben des Volkes zu arbeiten, seine religiöse Überzeugung zu vertiefen, die Formeln seiner Frömmigkeit zu vereinfachen, die Ehrfurcht vor allem Lebendigen zu pflegen, das soziale Gewissen zu schärfen.

23. Christentum in England.

1. Die sogenannten „Quäker“ oder Zitterer tragen diesen Spottnamen von ihrer Eigentümlichkeit, sich bei ihren Gottesdiensten schweigend zu versammeln, in Versenkung der Offenbarung des Geistes zu warten, die oft unter Krämpfen und Zuckungen eintritt. Wir lesen in ihren Urkunden: „Die Macht des Herrn tat sich kund, so daß sie zitterten und bebten und meinten, das Turmhaus schwanke und werde auf ihre Köpfe fallen.“ Sie selber nennen sich „Freunde“.

Der Begründer der Quäker heißt Georg Fox (1624—1691). Er stammt aus Leicestershire als Sohn eines Webers. Mit zwölf Jahren kam er zu einem Lederhändler in die Lehre. Er vollzog den Bruch mit der Staatskirche, mied allen Umgang und suchte Gott. Als Fremdling zog er umher, fastend und betend. In einsamen Orten setzte er sich mit seiner Bibel in hohle Bäume und irrte durch die Nächte, bis er seelisch und körperlich eine Umwandlung erlebte, die er die Gabe der Unterscheidung nannte. „Ich tat einen Blick in das, was ohne Ende ist, in unaussprechliche Dinge, in die Größe und Unendlichkeit der Liebe Gottes, die sich nicht in Worten ausdrücken läßt.“ Seit 1648 war Fox Wanderprediger.

Es trieb ihn, in eine Sitzung der Richter zu gehen und ihnen zu sagen, sie sollten die Diensthöfen nicht am Lohn kürzen; ferner, in Gerichtshöfe und Kirchen zu gehen und alle zu vernahmen, vom Unterdrücken und vom Schwören abzulassen und recht zu tun. „ferner verbot mir der Herr, meinen Hut abzunehmen vor irgend jemand, hoch oder niedrig. Und ich hatte den Befehl, zu allen, Männern und Frauen, du zu sagen. Solches machte die Priester und Frommen zornig.“ Er sagte den Leuten, sie sollten nach der heiligen Schrift alle Lehren, Bekenntnisse und Meinungen prüfen. „Da kam die Kraft des Herrn über mich, daß ich rufen mußte: O nein, nicht nach dem, was geschrieben steht, sondern nach dem heiligen Geiste, durch den die Männer Gottes die Schrift geschrieben haben! Da kamen die Wachen und führten mich weg in einen wüsten Kerker.“

Das ist Georg Fox, der Quäker. Der Kern seiner Predigt war: nicht Schrift, sondern Geist; der Christus in uns; statt

äußeren Gottesdienstes, statt Kirchen und Glocken, Dogmen und Sacramente allein das „innere Licht“, das der Geist des Christus in uns entzündet.

Die schwärmende Seite des Quäkertums fand ihren Höhepunkt in dem messianischen Einzug, den der Apostel Jakob Nayler 1656 in Bristol hielt. Der König des neuen Israels wurde gegeißelt und an den Pranger gestellt; die Zunge wurde ihm mit glühendem Eisen durchbohrt und sie brannten ihm ein B (Blasphemer) auf die Stirn. Dem Rausche folgte die Ernüchterung, besonders unter dem Einfluß der Quäkermutter Margarete Fell, die For 1669 heiratete. Die Gemeinde gab sich allmählich eine Art Kirchenordnung mit regelrechten Sonntagsgottesdienst, doch ohne Pfarrer und ohne Aufbau. Wer sich vom Geist ergriffen fühlt, Mann oder Weib, tritt auf zu Gebet, Lehre und Mahnung. Fühlt sich keiner gedrungen, so sitzen sie in stiller Andacht herum und gehen nach Stunden still auseinander. Kein Kirchengesang, keine Wassertaufe; das Abendmahl, ein Erinnerungsmahl, dessen die Durchgeistigten nicht bedürfen. Das innere Licht ist als Vernunft und Gewissen allen Menschen gemeinsam.

For reiste nach Westindien und Nordamerika und predigte den Weißen und den Indianern. Ein Jahrzehnt später hat der wahrhaftige Aristokrat Wilhelm Penn in Nordamerika einen Quäkerstaat begründet, der nach ihm Pennsylvanien genannt wurde. Sie traten für Duldung in jeder Hinsicht ein und haben die Sklavenbefreiung und die Frauenrechte vorbereitet. For kam auch durch Holland und Friesland, bis nach Hamburg. Elisabeth Fry (gest. 1845), die Vorkämpferin für weibliche Gefangenenfürsorge, war englische Quäkerin.

Die Quäker haben in der ganzen Welt eifrig missioniert. Ihre Gemeinden leben hauptsächlich in den Mutterländern England und Amerika; in Australien, Frankreich und Norwegen sitzen zerstreut geringe Gruppen. Ihre schwachen Spuren in Deutschland haben die Quäker nach dem Weltkriege aufgefrischt durch ihre menschenfreundliche Fürsorge für die nothleidende Bevölkerung in den Hauptstädten.

2. In England sammelt sich das religiöse Leben zuhöchst in den großen Städten. Die Religion geht mit dem modernen Leben, mit Industrie und Fortschritt. Auch kirchlich ist London die erste Stadt des Reiches. Man sieht die gottesdienstlichen Gebäude in der Riesenstadt, wie ich aus eigenem Augenschein weiß, in allen Stilarten, vom reinsten griechischen Tempel bis zum modernen Zentralbau, in allen

Größen von den stolzeſten evangelischen Domeu bis zur ſchmuckloſen Vorſtadtſirche und bis zum einfachſten Gebäude oder Saal mit Inſchrift auf einem Schilde. Sie ſind herausgewachſen aus dem Leben, deſſen Strom ſie umflutet, nicht wurden ſie künstlich hineingeſtellt in eine innerlich ihnen fremde Umgebung. Selbſt die beiden berühmteſten Kirchen Londons, die Paulskirche und die Weſtminſterabtei, ſind keine leeren Prunkbauten, vielmehr Heiligthümer der Britiſchen Nation zur Ehre Gottes und ihrer großen Toten. Und ſind dabei wirkliche Kirchen; inmitten eines ſteinernen Waldes ſtolzer, zum Theil ſteifer Denkmäler, auf denen der Staub liegt, vernimmt die Gemeinde das Evangelium der Demut und der Liebe. Helden des Schwertes, des Geiſtes und des Herzens ſind in dieſem Ehrentempel vereint wie an den Säulen im proteſtantischen Ulmer Münſter: Könige und Generale, Staatsmänner ohne Rückſicht auf die Partei, Kanzelredner und Menſchenfreunde aller Bekenntniſſe, Gelehrte aller religiöſen Schattierungen, Ingenieure und Erfinder, Dichter und Schriftſteller, Muſiker und Schauſpieler. Die Kirche gibt ihnen allen im Namen des dankbaren Volkes die Weihe; ſie heiligt die Vergangenheit der Nation. Und ſie durchdringt das Leben der Gegenwart: bei jedem wichtigen weltlichen Anlaß iſt die Kirche gegenwärtig. Der Engländer empfindet die Kirche nicht als Verſteinerung der grauen Vergangenheit oder gar als ſtaatliche Zwangsanſtalt, ſondern als freien Zuſammenschluß, den er liebt, weil er ſich dieſen Verband immer wieder neu ſchafft. Die Religion iſt ein weſentliches Stück ſeines Lebens und die Zugehörigkeit zu einer beſtimmten Kirche ein wichtiger Beſtandtheil ſeines Bürgertums. Das engliſche Glockengeläut an den puritanisch ſtreng von aller Arbeit der Woche frei gehaltenen Sonntagen hat nicht die tiefe Poeſie der deutſchen Glocken, um ſo mehr Kraftwillen. Die engliſchen Kirchen benutzen zahlreiche kleine Glocken mit hellem, ſcharfem Ton, von denen eine um die andere raſch angeſchlagen wird. Die deutſchen Glocken mit ihrem aufrauſchenden Klang laden zu Innerlichkeit und Stille, das engliſche Alarmzeichen erinnert an laute Raſloſigkeit und moderne Unruhe. Aber die Engländer kommen in ihre Kirchen und füllen ihre „Gottesdienſte“, auch die Männer erſcheinen mit einer gewiſſen Selbſtverſtändlichkeit. Die aufgenötigte ſonntägliche Muße, die der Deutſche gelegentlich drüben als abtönde Langeweile empfindet, mag ihren ſanften Zwang ausüben und den Kirchenbeſuch als angenehme Zeitausfüllung manchem nahelegen, der von ſich aus lieber andere Wege einſchlagen würde. Doch die Wirkung iſt da. Die engliſche Gemeinde begnügt ſich auch in der Kirche nicht

mit dem Anhören dessen, was ihr der Prediger bietet. Sie beteiligt sich lebhaft an Liturgie und Gesang. Der Rahmen des calvinischen Gottesdienstes mit seinem würdigen Sprechgesange ist überall geblieben, eingefügt werden die kirchlichen Lieder, aus den neuzeitlich gestalteten Gesangbüchern. Die beigedruckten feurig-süßlichen Melodien mit manchem gefühligen Opernanklang und mit weichen Volkweisen erleichtern den Gemeindegesang. Sie singen viel schneller als bei uns, unser Gemeindegesang schleppt zumeist am Boden und erscheint im Absterben zugunsten des Chorgesanges. Die englischen Kirchgänger singen immer das ganze Lied durch, dessen Nummer aufgesteckt ist, auch wenn es sehr viele Verse hat — was der Engländer anfängt, das bringt er auch zu Ende. Die englischen Predigten haben in dem zweistündigen Gottesdienst ihren Platz nach der ausgewachsenen Liturgie, zu der auch die doppelte Schriftverlesung (je eines fortlaufenden ungefüzten Kapitels aus dem Alten und dem Neuen Testament) gehört, erst in der zweiten Stunde der Andacht. Im ganzen erscheint der englische Kanzelredner nach meinen Beobachtungen ungebundener als sein deutscher Vetter; niemals wird er auf bestimmte Bibelabschnitte zur Auslegung an den einzelnen Sonntagen von seiner Kirchbehörde festgelegt. Die Gemeinde gestattet ihm die Benutzung einer ausgearbeiteten Handschrift für seinen Vortrag — oder er läuft wie ein göttlicher Werber auf der geräumigen Kanzel, auch längs der Plattform hin und her und wirft seine religiöse Glutrede mit dramatischer Stoßkraft in die Gewissen. Es herrscht Freiheit, die natürlich nach Inhalt und Form begrenzt wird durch das Bekenntnis und die Art der Gemeinde, welche ihren Geistlichen als ihren Diener besoldet. Im allgemeinen ist die englische Predigt weniger eine streng logisch aufgebaute Kunstrede als die deutsche Kanzelrede. Der Engländer will die geistige Speise, die ihm geboten wird, in einzelnen kräftigen Brocken vorgesetzt erhalten, statt diese vom Prediger so völlig durchgefaut, daß er eigentlich als Hörer nichts mehr dazufun kann, als sie zu schlucken und sich danach zu verhalten. Nur auf die Einheit der Stimmung wird Wert gelegt; die Behandlung des Themas mit buntschweifigen Einlagen, ein Ablenken vom Hauptwege auf Nebenpfade ist dem englischen Kirchgänger angenehm. Der Prediger soll ein Mann des Tages sein und seinen Zuhörer vielseitig religiös anregen, auch unterhalten, ohne ihn in Gedankenunkosten zu stürzen.

Großartig ist in den englischen Gemeinden die freigebigkeit entwickelt, die ihre eigenen Angelegenheiten mit Umsicht ins Leben ruft und sie nicht darben läßt. Eine kirchliche Feier ohne das Geld-

opfer am Schlusse oder auf ihrer Höhe würde der praktische Engländer einfach nicht verstehen. Es ist nicht vereinzelt, daß bei einem kirchlichen Feste 5000 Pfund, also 100 000 Mark nach alter deutscher Währung, zusammenkommen. Allerdings ist man jenseits des Kanals so weltgewandt, daß die Summen mit Schecks gezeichnet werden können: so darf jeder der Begeisterung der Stunde nachgeben. Eine methodistische Hauptkirche wollte vor einer Reihe von Jahren einen geldlichen Grundstock zusammenbringen, die Zinsen des Vermögens sollten bedürftigen Gemeinden Hilfe leisten. Der Aufruf erging an die Methodisten in der ganzen Welt: eine Million Guineen, also 21 Millionen Mark in guter Währung, sollten innerhalb zweier Jahre gesammelt sein. Die Sammlungen wurden nach anderthalb Jahren geschlossen, weil das Vermögen beisammen war.

Alles in allem: die Religion bedeutet etwas in England, und sie leistet etwas. Denn die englischen Kirchen sind vorzüglich aufgebaut in ihrem Gefüge, und sie nützen alle Mittel des modernen Betriebes aus.

In England hat sich die protestantische Frömmigkeit, welche die vorherrschende ist, die ihrem Wesen entsprechende Form des freien Vereins gegeben, unterstützt von dem Volksgeiste, der überall vom freien Spiel der Kräfte das Höchste erwartet. Die englischen Freikirchen sind Nachkommen der sogenannten „Dissenters“, die sich im Zeitalter ihrer religiösen Kämpfe (im 17. Jahrhundert) als Andersgläubige von der englischen Staatskirche absplitterten. Bis in die Reformationszeit zurück reichen die Puritaner als Independenten und Kongregationalisten und die Presbyterianer, die in der Revolutionszeit eine verhängnisvolle Rolle spielten. Etwas jünger, politisch weniger hervortretend sind die Baptisten mit der Taufe der erwachsenen Christen und die Quäker mit ihrem schweigenden Gottesdienst des reinen Geistes. Aber alle älteren Gemeinschaften werden an Zahl und Einfluß übertroffen durch die gewaltige kirchliche Gründung des 18. Jahrhunderts, den *Methodismus*, eine männlichere Seitenform des deutschen Pietismus.

Aus ihm ist die *Heilsarmee* im 19. Jahrhundert als sozial-religiöse Weltsekte herausgewachsen (General William Booth, 1829—1912, und seine Gattin Katharine). Neben der alten katholischen Kirche sind diese Freikirchen die gewichtigsten Schöpfungen des kirchlichen Geistes. Sie haben sich aus bescheidenen Anfängen entwickelt und haben zumal im letzten Jahrhundert durch den Zusammenhang mit den amerikanischen Schwesterkirchen gewonnen. Aus kleinen, jornlosen Sekten wuchsen Kirchen, deren Ver-

fassung alle Länder englischer Zunge umspannt und alle Teile in beständiger Fühlung hält. Die „Bill of Rights“ von 1689 öffnete ihnen die bürgerliche Gleichberechtigung; seither gewinnen sie fortwährend auf Kosten der Staatskirche an Boden. Im Jahre 1760 schätzte man die Zahl der Dissenters auf den zwanzigsten Teil der englischen Bevölkerung, heute macht sie ein Drittel aus. Die Mehrheit des Volkes, auch die Massen der unteren Stände, sind bei der Staatskirche geblieben — die Freikirchen fordern große Opfer von ihren Anhängern, die dem Mittelstand und der Blüte der Arbeiterschaft angehören. Der Schwerpunkt des religiösen Lebens in England verschiebt sich von der Staatskirche in die Freikirche. Ubrigens ist die Staatskirche drüben schon jetzt den Freikirchen viel ähnlicher als der bisherigen deutschen Staatskirche. Denn eine Kirche, die als Einrichtung des Staates staatlichen Zwecken dient, gibt es in England seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr. Jenseits des Kanals ist das Gebiet der unmittelbaren Staatsverwaltung beschränkter als bisher in Deutschland. Auch wechselt dort die Regierung in regelmäßigen Zeiträumen zwischen den beiden führenden Parteien, wie könnte die Kirche jedesmal die Schwenkung in der Regierungspolitik mitmachen! Die Nationalliberalen wie die Freisinnigen in England — die Konservativen sind vor 200 Jahren mit den letzten Anhängern der Stuarts ausgestorben — huldigen einer liberalen Weltanschauung und lassen die Kirche, unter der Schutzaufsicht des Staates, ihre Angelegenheit selbständig besorgen. Die Diener der Kirche sind im allgemeinen politisch frei. Die englische Staatskirche steht mit den Freikirchen, wie diese unter sich, in freundlichem Einvernehmen. Im Unterschied von der Staatskirche, die dem Fluß der Dinge gelassen zuschauen kann, müssen die Freikirchen lebendig bleiben, um sich zu erhalten. Immer neue Kräfte für neue Aufgaben und neue Aufgaben für neue Kräfte sind zu finden. Die Männer und die Frauen und die Kinder werden zur kirchlichen Mitarbeit erzogen. In der Wahl der Mittel ist der Engländer weniger empfindlich als immer noch der Deutsche. Die englischen Freikirchen kennen und üben, weit über schüchterne deutsche Ansätze hinaus, das Wort aus den Sprüchen Salomos: „Die Weisheit ruft auf der Straße und erhebt ihre Stimme auf den Gassen.“ Organisation und Agitation, Reklame, Plakat und Presseannonce — alle diese Fremdwörter sind dem kirchlichen Engländer durchaus geläufig auch für den Bau des Reiches Gottes.

Der ursprüngliche Calvinismus, nach welchem Staat und Kirche in einer idealen Gemeinschaft zusammenfallen sollten, ist aufgegeben;

das religiöse Handeln steht auch nicht mehr unter dem alleinigen Gesetz der Ehre Gottes. Die Liebe zu den Brüdern, die Begeisterung für die Helden der Bibel- und Kirchengeschichte, besonders für den geschichtlichen Jesus in seiner gottähnlichen Größe werden wirksam. Auch die calvinische Lehre von der Gnadenwahl, einst das Grunddogma, ist abgestorben. Die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens hat sich durchgesetzt. Aber noch immer ist Gott für den Engländer der zielbewußte Wille; der fromme Mensch ist zwar nicht mehr sein willenloses Werkzeug, aber sein williger Mitarbeiter. Das eigentliche Wesen englischer Frömmigkeit ist das Tun in hingebender Arbeit, um den Willen Gottes auf Erden zu verwirklichen. Mag die sittliche Aufgabe dabei oft äußerlicher gefaßt werden und die Werkgerechtigkeit mit der Hoffnung auf himmlischen Lohn und der Furcht vor höllischer Strafe lebhafter mitwirken, als es uns Jüngern von Kant, Eduard von Hartmann und Nietzsche vorbildlich erscheint — auch dies sich ansammelnde Guthaben auf der himmlischen Bank ist doch, auf das ganze Volk gesehen, ein moralischer Schatz. Die willentbildende Kraft der englischen Frömmigkeit sollte niemand unterschätzen! Die Gefühlserregung des Engländers in seiner Frömmigkeit ist meist nur ein heftiger Stoß, der seinen Willen in Schwung bringt — Religion als innerliches Erleben, als mystische Schöpfung tritt dort seltener ein als bei uns, bei denen dann ebenso häufig das religiöse Gefühl in schwelgendem Genuß verharret. England hat weder einen Luther aufzuweisen noch einen Dürer oder Sebastian Bach. Und die englische Religionsphilosophie nährt sich ebenso ausschließlich von dem deutschen Gedankengut, als die englische Philosophie ohne die deutsche Arbeit lahmliegen müßte. Wir haben mehr Geist und mehr Bildung, der Engländer hat mehr entschlossenes Willensgepräge; der Deutsche versenkt sich und grübelt, der Engländer besinnt sich und handelt.

24. Darwin. Nietzsche.

1. Charles Darwin.

1. Vor reichlich hundert Jahren trat Charles Darwin (1809—1882) in die Welt ein, zu deren Unsterblichen er zählt. Vor mehr als einem halben Jahrhundert erschien sein Hauptwerk über die Entstehung der Arten, das eine geistige Revolution in der Menschheit hervorgerufen hat, wie der englische Forscher sie nicht ahnte. „Nicht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen,“ schrieb Darwin im Schlußteile seines Buches —

welchen Siegeszug hat der Entwicklungsgedanke seither angetreten, also daß die biblische Schöpfungsgeschichte der Mosesagen sich gewandelt hat in ein religiöses Gedicht, seit die natürliche Schöpfung ihre Geheimnisse uns kundgetan! Der Entwicklungsbegriff ist das gestaltende Gesetz auch in der Religion geworden, die das Offenbarungsmuster, das von oben nach unten verläuft, ersetzen lernte durch allmähliches Werden der Formen von unten nach oben, bei dem die einfachen Anfänge sich zu vielseitigen Fortgängen auswachsen. Darwin dachte sich einen Schöpfer, der nur die erste Form des Lebens auf der Erde einheimte, es dann den Naturgesetzen anheimgab, diese Keimform zu den vielen Tier- und Pflanzenarten auf natürlichem Wege zu entwickeln. So ward von diesem ursprünglichen Theologen der göttliche Einfluß auf die Entstehung der Arten „beseitigt“. Nichts besagte die Zuchtwahllehre über die Urentstehung des Lebens selber; hier blieb Raum für den Schöpfergott. Der Geologe in Darwin überzeugte sich, daß Gott an den Wandlungen von Berg und Tal, Wasser und Land in der Erdgeschichte persönlich nicht beteiligt sei; der Zoologe und Botaniker lernte sehen, daß auch die gleichzeitigen Wandlungen der Tier- und Pflanzenarten sich ohne stetiges göttliches Eingreifen vollzogen haben. Cuvier sah noch hinter jedem Tier und jeder Pflanze den Schöpfergott in Person stehen, erklärte den Menschen als höchste Art der Säugetiere. Nun kam Darwin; die Tierarten hatten sich ohne erneuten Schöpfungsruf in natürlicher Zuchtwahl durch die Auslese im Kampf ums Dasein, durch Anpassung usw. auseinander entwickelt — ist der Mensch eine solche Tierart, so stammt er von anderen Tieren! Gott hatte den Menschen an die Tiere abgegeben, das wurde verhängnisvoll für die Gottesidee in der Natur überhaupt. Die Kirche verlor die Schlacht — bis hin zu Haeckel.

2. Der Zusammenstoß zwischen der modernen Weltanschauung und der überlieferten Religion hat sich am Naturbilde entzündet. Die kirchliche Frömmigkeit ist engverwachsen mit der Naturbetrachtung der Bibel, die die Erde zum festen Mittelpunkt des Weltalls erhebt, das um sie kreist. Der Weltbau gilt als Werk einer weltüberlegenen Vernunft, welche die Natur zusammenhält und in jedem einzelnen Zuge lenkt für ihre höheren Zwecke; der Mensch ist der eigentliche Sinn der Welt, auf ihn ist alles bezogen, für ihn allein wird der ganze Betrieb in Bewegung gebracht. Die Naturwissenschaft hat dies religiöse Weltbild zertrümmert. Seit Kopernikus haben wir Welten über Welten erblickt, die Erde ist eingeschrumpft, den Gegensatz von Himmel und Erde haben wir aufgegeben. Unsere Erde

das Geleit eines Firsterns, um sie ungezählte Genossen: sollen wir das Schicksal des Alls bestimmen? Der unermessliche Weltenraum kennt kein Oben und kein Unten. Mit Galilei und Descartes hat sich die Natur aufgelöst in kleinste Ur-Teile, die nebeneinander stehen und nur durch Druck und Stoß aufeinander wirken; was geschieht, vollzieht sich nach einfachen, unwandelbaren Gesetzen. Keine seelische Kraft greift in dies Räderwerk. Die Natur ist selbständig geworden und zeigt uns ihre innere Geschlossenheit. Wo bleibt das Wunder, „des Glaubens liebstes Kind“, wenn wir bei allem Geschehen die natürliche Verknüpfung von Ursache und Wirkung suchen müssen? Die Naturwissenschaft erklärt mit Spinoza jedes Wunder für widernatürlich, für eine Erschütterung der selbständigen Natur. Diese Natur verhält sich gleichgültig gegen geistige Zwecke, gegen alle religiösen und sittlichen Zwecke. Nach großen, ehernen Gesetzen zieht sie ihre ewigen Kreise. „Denn unfühlend ist die Natur, es leuchtet die Sonne über Böse und Gute, und dem Verbrecher glänzen, wie dem Besten, der Mond und die Sterne.“ Das Menschlein ist aus dem Mittelpunkt des Weltalls entthront. Diesen Prozeß der aufsteigenden Natur gegenüber der religiösen, den schon der babylonische Hiobdichter anschaute, haben Darwin und sein Vorgänger Lamarck weitergeführt. Der Mensch wurde dabei zu einem Teil der Natur, die Naturbegriffe zielen in sein Leben hinein. Die religiöse Auffassung bemißt den Wert aller Handlungen und Erlebnisse nach ihrem Verhältnis zu Gott: die biologische Betrachtung schätzt den Nutzen für die Erhaltung im Kampf ums Dasein. Was bisher feststand, ward in unaufhörlichen Fluß und Wandel der Erscheinungen hineingerissen.

3. Unser eigenstes Geistesleben stellt uns jedoch höher als die bloße Natur und macht deutlich, daß die Natur unmöglich ein fertig abgeschlossenes Reich, also das letzte Wort, bedeuten kann. Das unermessliche Naturgetriebe von Bewegungen und Beziehungen zeigt nicht die geistige Freiheit, die der Mensch in sich entwickeln kann. Darum bemerkt Rudolf Eucken (der idealistische Jenerser Religionsphilosoph, geb. 1846): „Wohl quillt auch in der Natur bei der Wendung zur tierischen Stufe Seelenleben in Hülle und Fülle auf; aber dies tierische Seelenleben, dem auch der größte Teil des menschlichen Daseins angehört, bleibt durchaus gebunden an den Mechanismus der Natur; soweit wir sehen können, dient alle seelische Leistung dieser Stufe lediglich der Selbsterhaltung der Einzelwesen und der Arten im Kampf ums Dasein. Was dem einen Wesen eine höhere Verständigkeit oder ein festeres Zusammenhalten ge-

währt, das gewährt anderen die Stärke des Körperbaues, die Schnelligkeit der Bewegung usw. Nirgends erreicht hier das Innenleben eine Selbständigkeit und erzeugt ein eigenes Reich, nirgends vermag es der Umgebung gegenüberzutreten und sie als ein Ganzes zu überschauen; dies Leben bleibt zerstreut und gebunden.“ Ist das persönliche geistige Leben des Menschen nun irgendwie mit dem Merkmal der Freiheit gegenüber jenem Naturmechanismus ausgestattet, so ist die Natur als eine Stufe erkannt, die nicht die volle Wirklichkeit in sich darstellt. In unserer eigenen geistigen Bewegung, die es uns möglich macht, die Natur als Objekt uns prüfend gegenüberzustellen, also uns als Subjekt an ihr, auch gegen sie, zu betätigen, bricht eine eigentümliche Kraft auf, die über die Natur hinaus (die seelenlos wirkt) sich selbst zu vollenden sucht. Die feste Naturforschung und die nachdenkliche Naturbetrachtung sollen sich nicht vermengen, wohl aber dürfen sie in Freiheit nebeneinander gehen. Zwischen Natur und Geist besteht beides: Gegensatz und Gemeinschaft. Der Weg geht nicht eben und glatt von der Natur zum Geiste und umgekehrt, die höhere Stufe tritt in Kampf und bleibt in Spannung gegen die Naturstufe; erst wenn sie sich bei sich selber gefestigt hat, kann sie sich der Verwandtschaft mit der Natur erfreuen.

4. Aber diese Tatsache darf von der Kirche nicht dazu ausgenutzt werden, gegen den Entwicklungsgedanken und seine selbständige Naturbetrachtung Sturm zu laufen, um uns unter die früher geübte Alleinherrschaft des Lehrzwanges zurückzunötigen. Dem trotz dem selbständigen Geistesleben, das wir über die Naturstufe hinaus in uns erwecken und pflegen, bleibt unsere geistige Entwicklung wie das natürliche Seelenleben dem Körper verknüpft und der Ordnung der Natur verhaftet. Mit dem Körper zugleich wächst und welkt das geistige Leben. Der Körper ist doch mehr als ein bloßes Werkzeug des Geistes oder gar nur der Kerker und das Gehäuse für ihn, der als Inhalt darin steckt; sonst wären nicht die Geisteskrankheiten Erkrankungen des Gehirns, welche die seelische Betätigung hemmen und in verkehrte Bahnen treiben. Und der Tod löscht die ganze Erdenerscheinung aus. Obwohl die geistige Fähigkeit innerhalb der unsicheren Grenzen eines Menschenlebens Werke gestaltet und Verbindungen eingeht, die stärker sind als die kurze Spanne seines eigenen Erdendaseins und dringend nach einer Weiterführung rufen. Mit unfäglicher Mühe erhebt sich der Mensch, bildet sich zu sich selber — und sieht durch einen lächerlichen oder graufigen Zufall all diese Bemühungen zerbrochen. Die Geisteskräfte können auch schon wäh-

rend des Lebens matt werden und absterben. Da steht ein Rätsel neben dem andern; die glänzendste Lebensleistung schützt nicht gegen frühe Zerstörung oder krankhaften Verfall, geistige Nullen schleppen ein unfähiges und verhaßtes Dasein träge dahin. Immer wieder muß mit äußerster Anstrengung im Einzelleben wie im Gesamtleben die geistige Bewegung dem Naturgange entgegengeworfen werden; nur sehr selten wird erreicht, was Goethe dem dahingegangenen Schiller nachrühmt: „Hinter ihm, im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ Denn die Natur bleibt kalt und ablehnend gegen alle geistigen Wünsche und Werte. Das Geistesleben der Menschen, so hoch es sich auch schwingt, bleibt gewiesen an die Naturkräfte und wird zurückgezogen in den Dienst der Natur.

In den februartagen 1834, da Ernst Haeckel geboren wurde, der Darwin Deutschlands, fand Darwin auf der germanischen Forschungsreise in Südamerika den Gedanken seines Lebens.

2. Friedrich Nietzsche.

1. Der Antichrist, aber auch Dionysos, der Gefrenzigte, wie er sich nannte (1843—1900), sah sich und seinesgleichen in der größten Gefahr zur geistigen Unfreiheit. „Was wäre denn zu schaffen, wenn Götter da wären? Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein? Also gibt es keine Götter.“ Einst träumte Nietzsche von dem Tempel einer neuen deutschen Kultur, dessen Fundament Schopenhauer und Richard Wagner sein sollten; die Menschheit würde dort einziehen nach dem Verlassen der Gotteshäuser. Dies „neue deutsche Heidentum“, mindestens die Brücke zu einer nichtchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung, kam nicht alsbald, zumal Wagner mit seiner Parsifal-Oper als morscher Dekadent vor dem christlichen Kreuz zusammenbrach. Mit heißer Seele hatte der Zwanzigjährige seinen Altar dem unbekanntem Gotte einsam aufgerichtet und gerufen: Ich will dich kennen, Unbekannter, du tief in meine Seele Greifender, mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender, du Unfassbarer, mir Verwandter, ich will dich kennen, selbst dir dienen! Doch dann nahm er sich vor, die Irrtümer der Menschen auf Eis zu legen. Dieser religiös veranlagte Freigeist, der (nach Friedrich Kittelmeyers fluger Vermutung) ein Jahrtausend früher geboren, bei der ungestümen Energie seines Geistes vielleicht ein weithin einflußreicher Kirchenvater oder der Stifter eines strengen Mönchsordens geworden wäre, fand in der Urchristenheit alles Mißratene, aufständisch Gesinnte, schlecht Weggekommene, den

ganzen Auswurf und Abhub der Menschheit beisammen. Der Heidenmissionar Paulus erschien ihm als Apostel der Rache, ein Genie im Haß, auf den er Schmach und Schimpf häuft. Von Jesus hat er, nicht ohne Wehleidigkeit, in der Sarahustra-Dichtung gemeint: „Wahrlich, zu früh starb jener Hebräer, den die Prediger des langsamen Todes ehren, und vielen ward es seitdem zum Verhängnis, daß er zu früh starb. Noch kannte er nur Trauer und die Schwermut des Hebräers samt dem Hasse der Guten und Gerechten, der Hebräer Jesus! Da überfiel ihn die Sehnsucht zum Tode. Wäre er doch in der Wüste geblieben und ferne von den Guten und Gerechten! Vielleicht hätte er lieben gelernt und die Erde lieben gelernt — das Lachen dazu! Glaubt mir, meine Brüder, er starb zu früh, er selber hätte seine Ehre widerrufen, wäre er bis zu meinem Alter (damals 38) gekommen. Edel genug war er zum Widerrufen. Aber ungereift war er noch.“ Auch einen heiligen Anarchisten nannte er ihn gelegentlich, das Christentum einen naiven Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung. Im Neuen Testament fand er nicht einen sympathischen Zug; nichts sei darin, was frei, gütig, offenerzig, rechtschaffen wäre, alles sei Feigheit und Selbstbetrug in diesem Buche, das — mit Gottes Ehebruch beginne. Wie anders Goethe! Dem Pastorsohn, der die mehren „Unzen Theologenblut“ zu seinem Leid nicht aus seinem Wesen ausscheiden konnte und sie darum doppelt haßte, war das Christentum „die höchste aller denkbaren Korruptionen, die eine große innerlichste Verdorbenheit, der eine unsterbliche Schandfleck der Menschheit“. Früher wollte er „gegen die Vergangenheit gerecht sein, sie wissen in aller Liebe, hier wird unsere Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt“. Doch Nietzsche wurde ein Kranker. Früher wollte er „das Notwendige an den Dingen als das Schöne sehen; wegsehen sei meine einzige Verneinung; der vollkommene Weise macht aus seinem Gegner einen Gott mit leuchtenden Waffen, dann erst kämpft er gegen ihn“ — nun nannte er Paulus einen Beefsteakfresser und tobte. Er bekämpfte am Christentum leidenschaftlich „den Willen, gerade die stärksten und vornehmsten Seelen zu zerbrechen. Und die Stärksten haben müde Stunden. Es will ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnot verkehren, es versteht die vornehmen Instinkte giftig und krank zu machen, bis sich ihre Kraft, ihr Wille zur Macht rückwärts, gegen sich selber kehrt, bis die Starken an den Ausschweifungen der Selbstverachtung und der Selbstmißhandlung zugrunde gehen.“ Er fand das Christentum möglich als privateste Daseinsform in enger, abgezogener, vollkommen unpolitischer Gesellschaft — doch ein „christ-

licher Staat“ war für ihn eine schamlose Lüge „wie eine christliche Heerführung, welche zuletzt den Gott der Heerscharen als Generalstabschef behandelt“. Das Christentum erschien Nietzsche deshalb noch jeden Augenblick möglich, weil es an keine Dogmen gebunden sei, die sich mit seinem Namen schmückten — „das Christentum ist eine Praxis, keine Glaubenslehre. Wer jetzt sagte: Ich will nicht Soldat sein, ich kümmerne mich nicht um die Gerichte, die Dienste der Polizei werden von mir nicht in Anspruch genommen; ich will nichts tun, was den Frieden in mir selbst stört, und wenn ich daran leiden muß, nichts wird mehr mir den Frieden erhalten als Leiden: der wäre Christ.“ Geschichtlich jedoch, so urteilt Nietzsche, nahm der Christ schrittweis alles wieder an, in dessen Verneinung einst das Christentum bestand; „das ganze Leben des Christen wurde endlich genau das Leben, von dem Christus die Erlösung predigte“. So ward die christliche Kirche der Triumph des Antichristlichen in der Welt. Entscheidet aber die Entstehungsgeschichte einer Erscheinung bereits endgültig über ihren Wert? Können nicht „zufällige“ Geschichtsergebnisse zugleich ewige Notwendigkeiten enthüllen? Nietzsche wollte nur den einzigen Christen gelten lassen, der als Jesus am Kreuz starb, und nannte den Alltagschristen eine erbärmliche Figur, mit der bitteren Kritik: „Erlöser müßten mir die Jünger dieses Erlösers aussehen!“ Sünde, Gewissen, sittliche Weltordnung, Erlösung, Unsterblichkeit u. a. sanken ihm zu Erfindungen der Priester herab, die die Menschen krank machten, um als ihre unentbehrlichen Ärzte sich einzurichten. Den Mut der Christen hieß er einen Mut vor Zeugen (vor Gott und seinen Anwälten); dem Mitleid als „dem Konservator und Multiplikator des Elends“ warf er das heroische Leben entgegen, und — die Deutschen würden daran schuld sein, wenn man nicht fertig werde mit dem Christentum.

2. Nietzsches neue Bibel will seine Dichtung sein: „*U f o s p r a c h* *J a r a t h u s t r a*“; ihre beständige innere Auseinandersetzung mit dem Christentum ist unverkennbar; nach Inhalt und Form entsteht hier sein Neues Testament, das vierteilige Evangelium mit Seligpreisungen und Gleichnissen, Spruchreden und Abendmahlsfeier, den sieben Siegeln und der Rosenkranzkrone, mit ersten Jüngern und der ewigen Wiederkunft. Auch er empfing dies Werk, für die Jahrtausende gemeint, durch die Offenbarung des ihn inspirierenden Geistes und schrieb seine einzelnen Stücke im seligen Rausch nieder, der ihn überrieselte bis in die Fußspitzen, so daß er sich als Medium zwingender Gewalten fühlte, die ihn umwarfen; „man hört, man sucht nicht, man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt, wie ein Blitz

leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, ich habe nie eine Wahl gehabt. Jedes Gleichnis will auf dem Rücken deiner Rede reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit." Er hat in diesem von ihm (angeblich zum ehrlichen Widerruf seiner einst zuerst verkündeten Moral von Gut und Böse) neuerweckten Perser Zarathustra (Zoroaster) das Ideal seines eigenen Wesens verkörpert als den ihm vorschwebenden Genius, sich selber als neuzeitlichen Religionsstifter empfindend. Seine wilde Weisheit lautet: Gott ist tot! Da damit der Glaube aufgehört hat, daß ein Gott die Schicksale der Welt im großen leitet, so müssen die Menschen auf eigene Faust Schicksal machen — der Übermensch lebe! Der Ausdruck „Übermensch“ kam aus Goethes Zueignung; doch die Kritik Goethes an der Überheblichkeit des Menschen setzte Nietzsche um in Sehnsucht der Tapferen und Feinen nach der geistig-seelischen Überart als Oberstufe des bisher erreichten Menschentums, das uns unbefriedigt läßt. „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß.“ Der Mensch muß für den Übermenschen ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham werden, wie der Affe für den Menschen. Sagte man einst Gott, wenn man auf ferne Meere blickte, so lehrt uns Nietzsche-Zarathustra sagen: Übermensch. Diese hellheitere, harte, kraftvolle, kriegerische, freie, schaffende, opfernde, adelige Menschenzukunft wird wie die Sonne ihr Gold ins Meer schütten, also daß der ärmste Fischer noch mit goldenem Ruder rudert. Auch Nietzsches (mit arnsliger Gemüthung) mißverständene, schweifende, blonde Bestie mit den losgelassenen Raubtierinstinkten, an deren Beutezügen sich der körperlich gebundene Dichterphilosoph auf seinem Leidenslager im rauschenden und berausenden Bildyrunk schadlos hielt für das ihn lähmende Schicksal, auch dieser Wille zur Gesundheit empfängt sein Licht und sein Maß an Nietzsches Persönlichkeit und seiner Lebenshaltung. Nur so viel war ihm ein Volk und ein Mensch wert, als sie auf ihre Erlebnisse den Stempel des Ewigen zu drücken vermögen; mit diesem Grundsatz im Herzen solle man leben: Lebe so, daß du wünschen mußt, immer wieder zu leben; es gilt die Ewigkeit! Diese unbedingte Bindung an die höchste Selbstverantwortung ist der ethisch gewollte Wert von Nietzsches poetisch einseitig starkem Bilde von der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, dessen Elemente einst Pythagoras fand.

3. Nietzsche betete die Göttin Leben an. In ihrem Nachtauge sieht er Gold blinken, sein Herz steht still vor dieser Wollust — „ach, und nun machtest du wieder dein Auge auf, o geliebtes Leben! Und ins Unergründliche schien ich mir wieder zu sinken!“ Ein gottbilden-

der Instinkt, wie er selber sagte, lebte in Nietzsche. Dieser seltene Dichter und Denker, der so namenlos am Leben litt, protestierte gegen die scheinbare Sinnlosigkeit, Vergänglichkeit, Unvollkommenheit der Welt — da erlebte und schuf er die Religion: „Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.“

Der Meister in der Goldschmiedekunst des Wortes, der nach Luther und Goethe die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung geführt zu haben sich rühmte, senkte in die Geschichte der abendländischen Religion seine in ihrer Art und Fülle unvergleichliche Persönlichkeit zu bleibender Wirkung ein. Langsam ist das Erleben aller tiefen Brunnen; lange müssen sie warten, bis sie wissen, was in ihre Tiefe fiel. Was uns das Leben verspricht, das wollen wir dem Leben halten. Nur wer Mannes genug ist, wird im Weibe das Weib erlösen; Mitleiden sei eure Liebe mit leidenden und verhüllten Göttern. Nacht ist es, so malt er mit Böcklins Pinsel, nun reden lauter alle springenden Brunnen, und auch meine Seele ist ein springender Brunnen; Nacht ist es, nun erwachen alle Lieder der Liebenden, und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. Pan schläft: Was geschah mir? Horch, flog die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Fiel ich nicht, horch, in den Brunnen der Ewigkeit? Seine Weisheit sammelt sich lange gleich einer Wolke, sie wird stiller und dunkler — so tut jede Weisheit, welche Blitze gebären soll. Er schaut tief in sich hinein — „ja, ich weiß, woher ich stammel Ungefättigt gleich der Flamme glühe und verzehr' ich mich. Licht wird alles, was ich fasse, Kohle alles, was ich lasse, Flamme bin ich sicherlich.“ Schopenhauers begeisterter Schüler überwand den Pessimismus des Meisters, er lernte und lehrte Ja sagen zu dem lebensgefährlichen Leben; er wurde das Gegengift wider den entpersönlichenden Sozialismus und wider die Tyrannei von Verstand und Wissen, der Kritiker aller unfreien Überlieferung, der Löwe gegenüber dem am Wege in die eigene Wüste lauern den Drachen mit den goldfunkelnden Schuppen voll tausendjähriger Werte des Katechismus: Du sollst, du sollst nicht — der Löwe raubt sich das Recht zu neuen Werten; auch Heiligtümer, in denen er einist mit den Guten anbetete, müssen gestürmt werden: doch das Kind baut dann unbefangen, unbelastet von der Vergangenheit seine Welt auf als Unschuld und Vergessen, ein Neubeginn, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen. „Ich bin ein Geländer am Strom — fasse mich, wer mich fassen kann.“

4. Nietzsche, dieser Pfeil der Sehnsucht nach dem anderen Ufer, lebte den Gegensatz einer religiösen Natur, wie er einmal aussprach,

absichtlich durch. Doch in seinem Kampf gegen die Götter der Kirchen erfuhr er die Kraft seines Gesetzes: „Was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse.“ Die Genealogie der Moral, alle Leidenschaften und Freudenenschaften, Bibel und Katechismus, Gott und Christus, Paulus und Luther, der Nächste und der Fernste, die Vielzuvielen und das Kinderland, die Prediger des Todes und die schenkende Tugend, das Land der Bildung und die stillste Stunde, das Grablied und der Notschrei —: über alledem schimmert und leuchtet das eigenstarke Licht des Siegellösers, der als Wahrsager auf hohem Joche zwischen den Meeren des Vergangenen und Künftigen wandelt als blißschwangere Wolke, den schwülen Niederungen feind; der Gräber bricht, Grenzsteine rückt und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollt, weltsegnend und weltliebend; der am Göttertisch der Erde mit Göttern Würfel spielt in schöpferischen Götterwürfen; der den Würzfrug mischt aus Feuer und Geist, Lust und Leid, selber ein Korn des die Gegensätze erlösenden Salzes zum Überschäumen des Lebenstrankes; der als Seefahrer voll suchender Lust die Küste hinter sich schwinden sieht, vom Grenzenlosen umbraust, losgefettet von Raum und Zeit; der als Tänzer mit beiden Füßen in goldsmaragdenes Entzücken springt, heimisch mit lachender Bosheit unter Rosenhängen und Lilienhecken, daß alles Schwere leicht und der Geist Vogel werde; der stille Himmel über sich ausspannt, spielend in Lichtfernern, und in Vogelweisheit kein Oben noch Unten fürder scheidet und nur noch singen mag, da das Wort versagt: und dieser wunderfame Sänger und Seher von Naumburg und Basel, Sils-Maria und Weimar steckt seinen hochzeitlichen Ring dem einzigen Weibe als Treuesymbol an die Hand, dem er sich verlobt zum Bunde: der Ewigkeit. Was er geschaut, durchlitten, in Kunstform geprägt hat, es soll lebend sich entwickeln.

25. Theosophie, Anthroposophie (Rudolf Steiner).

1. Um Rudolf Steiner, den vor 60 Jahren in Kroatien aus reinem niederösterreichischem Bauernvolkstum geborenen naturwissenschaftlich-philosophischen Schriftsteller, sammelt sich von Berlin, Stuttgart und Basel her eine stark anschwellende, logenhaft verfaßte Gemeinde von Jüngern und Jüngerinnen, die ihren ursprünglichen Namen, der auf „Theosophie“ lautete, durch die Betitelung „Anthroposophie“ (Wissen vom Menschen, am liebsten: Geheimwissenschaft) erneuert hat. Ihr bis an die Grenze des Kultus verehrter Meister, den sie vor zwei Jahrzehnten zu ihrem Haupt

fürten, gehörte, als ich ihn in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin kennenlernte, zur literarischen Sigeimergruppe; Steiner leitete in genialischer Unbesorgtheit das „Magazin für Literatur“ und hielt literarische Vorträge. „Die Kommenden“ (später: Collegium Publicum) hißten sich bis in die tiefe Nacht, Männlein und Weiblein in ungezwungener Kameradschaft, die Köpfe über Ästhetik und Weltanschauung — und der hagere jüngere Mann mit den gespannten Zügen und den forschenden und bannenden Augen, dem die schwarze Strähne widerspenstig auf die Stirn sprang, er warf mit seelischer Erregtheit in zuckenden, schwingenden Tönen seine Weisheit aus. Schon damals hörte man von der suggestiven Wirkung Steiners erzählen, der auch an der von mir 1902 mitbegründeten Freien Hochschule (Volks-Hochschule) eine Weile mittat. Dann verlor ich den Sonderling, der in seinen persönlichen Verhältnissen ein Wunderling war, aus den Augen. Jetzt stellen Freund und Feind den Blick auf Dr. Rudolf Steiner ein, der für Haeckel eintrat, dem in frühreifer Jugend die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes anvertraut wurde, der im Weimarer Nietzsche-Archiv mitarbeitete, der die Werke von Jean Paul und Ludwig Uhland einleitete, von Schiller und Schopenhauer, Friedrich Kittelmeyer, der begabte und beredte Berliner Pfarrer, der seit Jahren der Steiner-Gemeinde innerlich nahesteht, veröffentlichte 1921 ein von ihm und neun anderen Mitarbeitern geschriebenes Sammelbuch (Verlag Chr. Kaiser in München): Vom Lebenswerk Rudolf Steiners, eine Hoffnung neuer Kultur. Die Aufsätze behandeln Steiners Persönlichkeit und Werk, Steiner und die Philosophie, die Religion, die Naturwissenschaft, die Kunst, die Pädagogik, die Politik, Steiner und Goethe, das Morgenland, das Deutschtum, endlich Steiners literarisches Schaffen, das in größeren und kleineren Schriften, Aufsätzen und an (bisher unter Ausschluss der Öffentlichkeit) in der Gemeinde verbreiteten Reden und Vortragsreihen Steiners — die allein die Zahl 1000 übersteigen! — eine Bibliothek für sich darstellt. Der einheitliche Ton in diesem erregenden Bekenntnisbuch der Steiner-Apostel, das selber über 350 große Druckseiten umspannt, ist der Ton der gläubigen Hymne, mit einer Fülle wunderbarer und wunderlicher Einzelbelege: Steiner enthüllt die Vergangenheit des Sonnensystems und der Erde, ebenso bislang im Dunkel liegende Zeitalter; er schaut Völker und ihre mächtige Geschichte im Werden und Vergehen, von denen die Weltgeschichte nichts in ihren Akten vermeldet; sein Schauen in die Vergangenheit erhellt die wahre Geschichte, auch den Wahrheitsgehalt der Mythologie, er allein über-

blickt Wesen und Gang der deutschen Geschichte — er ist der Erfüller Kants und Hegels, ja des Christus . . . Erst Steiner, der den Goethe in seinem Faust und in seinem Innenverhalten gegen die Natur deuten konnte, in dem sich aber auch Luther und Richard Wagner vollenden, erfasst den Leib und die Natur, die Seele in ihrer Vielfalt und den Geist, der den Einzelmenschen mit der Gesamtmenschheit, diese Erde mit dem Weltall organisch eint! Er baut der Jugend neuartige Schulen und seinem Werk in eigener künstlerischer Genialität den Theatertempel von Dornach, der „Goetheanum“ geweiht wurde — um Goethe und die von ihm wunderbar bereicherte deutsche Sprache zugleich zu ehren! Doch das Zentralgenie Steiner überreichte auch Sommer 1917 den Machtwältern Mitteleuropas eine Denkschrift, in der die seitdem — als die Steinersche Dreigliederung des sozialen Organismus — in rastloser Propaganda von ihm und seinen Freunden vertretene selbständige Durchgestaltung des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Systems als Rettung aus der Not dargelegt wurde; man wies ihn ab. In Stuttgart tobten um diese Wirtschafts- und Kulturpolitik Steiners Versammlungskämpfe. „Versteht man“, fragt Kittelmeier, „die erschütternde Tragik? Ganz Deutschland rief nach einem Führer in der Stunde seiner Not. Er wurde uns vom Schicksal nicht vorenthalten, aber von uns selbst verkannt, ja verhöhnt, und wird es bis heute.“ So Pol und Gegenpol.

2. Was wollen wir dazu sagen? Die Besudelung Steiners in würdelosen Blättern und Broschüren — antisemitischen und persönlich beschimpfenden Gassentons — verachten wir; die Mitleidigen halten die leidenschaftlichen Klagen enttäuschter ehemaliger Gläubigen; noch schwerer wiegen wissenschaftliche Kritiken aus den Lagern der Philosophie, wie von Max Dessoir, dessen „Jenseits der Seele“ Steiner eingehend beantwortet hat, Hermann Keyserling (in seiner „Philosophie als Kunst“, mit dem durch Steiner erzwungenen unsanften Nachspiel), auch von J. K. Oesterreich, und der kirchlichen Theologie, wie etwa von Hogarten, K. Leese und dem Tübinger Traub. Das gewichtigste Wort wider Steiner schrieb jedoch bisher der selber seine weitverzweigte religiös neugestimmte Gemeinde um sich scharende Evangelist Johannes Müller, der in seinen Grünen Blättern von Elmau Steiners Theosophie die vierte Versuchung nennt, die an den Christus herantrete: das schöpferische Wirken Gottes aus der Tiefe der erlösten Seele in allen Lebensäußerungen werde durch diesen giftigsten Schädling unseres geistigen Lebens verkehrt in die Erlösung Gottes durch den Menschen. Er

erkennt Steiners vielseitige Begabung als Naturwissenschaftler und Philosoph an, seine lautere, großangelegte Persönlichkeit, seine „mediale“ Natur, die ihn befähige, die Menschen, die ihn aufsuchen, körperlich und geistig über sich selbst aufzuklären und zur Gesundung zu führen. Um so energischer lehnt Dr. Müller die Mystik als Offenbarung des Göttlichen ab, wie er sich nur für das im Diesseits sich offenbarende Jenseits „interessiert“. Die Theosophie ist ihm als Eigenschaft dafür gearteter Okkultisten, als Hellseher, Fernwirker u. a., eine subjektive Eignung, dabei eine nur endliche Fähigkeit des Menschengesistes, daher bei Grenzüberschreitung schweifender Wahn. Dies Geheimtreiben dürfe niemals volkstümlich verallgemeinert werden — noch weniger erscheine hier eine Schicksalswende der Menschheit, die in Christus endgültig geschehen sei: die Theosophie ist ihm ein Atavismus der Kultur Menschheit als Erneuerung einer geistigen Lebensform, die zurücksinke in primitive Vorstellungen.

3. Wir fragen: Wie erlangt der Mensch nach dem Bilde Steiners Erkenntnisse der höheren Welten? Was der Mystiker, der Gnostiker, der Theosoph von einer Seelen- oder Geisterwelt aus sagt, die ihm so wirklich ist wie die Welt seiner Sinne, das ist jedem Menschen, so hören wir, zugänglich, weil in jedem von uns Fähigkeiten schlummern, durch die wir uns Erkenntnisse über höhere Welten erwerben können. Sie sind erlebbar durch Geheimschulung in „okkultem“ Unterricht; nur durch seine Stufen wird man ein Eingeweihter, ein Geheimschüler und Geheimlehrer. Den Pfad der Verehrung betritt man, in Ehrfurcht vor der Wahrheit und Erkenntnis, wie ein Mystikermovize im alten Memphis oder wie ein Logenbruder von heute. Streiche, schreibt der Meister vom Stuhl, eine Glasstange mit einem entsprechenden Stoff und sie wird elektrisch, d. h. sie erhält die Kraft, kleine Körper anzuziehen; jedes in der Seele entwickelte Gefühl von wahrer Ehrfurcht entsaltet eine weiterführende Kraft der Erkenntnis. Die Kritik schweige — erst, wenn wir etwas selber erlebt haben, prüfen wir alles und bewahren das Gute. Jede Erkenntnis soll uns reifer machen in unserer Innenwelt. Die innere Ruhe lehrt das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden; der höhere Mensch wird wach, er ist der Herrscher in uns, der alles ordnet und leitet. In dieser von der Außenwelt sich absondernden Beschauung erlebt der Mensch die Gedanken als Wesen, wesenhafter als die Dinge im Raum; er meditiert. Die Vorbereitung entwickelt die geistigen Sinne, die Erleuchtung entzündet das heilige Licht, die Einweihung eröffnet den Verkehr mit den geistigen Wesenheiten.

Das innige Betrachten läßt Wachsen und Welken der Pflanzen schauen als Eigenkräfte, Sonne und Mond steigen als „astraler Plan“ in der Seele herauf, die Töne werden mit ihrer Lust und Unlust neu erlebt — wir hören mit der schweigenden Seele. Hellsheerorgane bilden sich; Geistesaugen und Geistesohren — ihnen wird der neue Tag geboren. Mut und Selbstvertrauen geleiten den Geheimschüler, der mit den geistigen Wesen als den Ideen der Erdenabbilder zugleich bestimmte Farbenspiele wahrnimmt. Das Samenkorn, auf dessen Wesen ich mein Nachdenken sammle, wird als Flamme empfunden mit den Eindrücken Eila und Bläulich usw. Die erste Erprobung der neuartigen Anschauung des Innenmenschen, der ins Herz der Natur blicken lernt, heißt Feuerprobe, ein geistiger Verbrennungsprozeß. Der Lernende eignet sich alsdann in den Zeichen der Geheimschrift die Sprache der Dinge an. In der Wasserprobe bewährt der Geistesmensch die wachsende Reise des Schwimmers, der der stützenden Balken entraten muß. Geistesgegenwärtig behauptet er sich, das wird seine Lustprobe. Durch den Vergessenstrunk darf ihn das niedere Gedächtnis hinfort nicht stören, der Gedächtnistrunk hält ihm die höheren Geheimnisse desto lebhafter bereit. Die Gedanken sind also bei dieser Schulung durchaus nicht zollfrei, vielmehr unterliegen sie der ernstesten Besteuerung. In den sich hellseherisch gliedernden Seelenorganismus baut nun Steiner für sich und seine Jünger die schon seit Pythagoras und Plato und aus den orientalischen Geheimkulten bekannten Räder oder Lotosblumen ein, die mit ihren 16 bis 2 Blättern gleichnishaft von den Augen bis zum Unterleib sich innerlich ausbreiten, und die nicht beschädigt werden dürfen durch falsches Verhalten ihrer Träger: diese Lotosblumen erhellen sich nämlich bei den Übungen und drehen sich, sie sind die Sinnesorgane der Seele am Astralleibe. Dieses Seelenkarussell ist fleißig in Schwung zu setzen, doch sollen die Radspeichen nicht leiden! Das zur Erläuterung aufgestellte achtfache Wohlverhalten entspricht Buddhas achteiligem Pfad zur Selbsterlösung. Das „innere Wort“, so wird gesagt, verleiht allen Dingen neue Bedeutung — wir denken an Goethes Vers, daß die Geisterwelt nicht verschlossen sei, und an die lehrreiche Ballade vom Zauberlehrling und Zaubermeister, auch an Rückerts Spruch ohne Lotosblume: Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu klingen, trifftst du nur das Zauberwort! Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Guten (Römerbrief 8).

Das Traumleben des Geheimschülers wandelt sich: die zunächst verworrenen Traumbilder erlebt er wie wachend, er wird ihr Herr

und Führer; dann erlebt er auch Wachträume als bewußte und bewirkte Traumbzustände (Hellssehen) am Tage. Das Gesamtbewußtsein wächst sich einheitlich aus. Der Geistesmensch begegnet dem „Hüter der Schwelle“, es fallen die letzten Stützen und Hüllen, er tritt in die freieste Selbstbestimmung — alle Furcht vor der eigenen Verantwortung schiebt er gleichsam zu dieser Schwelle auf, die er mit der Ablage der letzten Furcht überschreitet. Im Todesreich und zugleich im Reiche des Lebens wandelt der Freie, der sein Wollen, Denken und Fühlen auseinanderlösen lernte. Der Tod ist überwunden; wir helfen als unsterblich-sterbliche Menschen in einer absterbenden Welt die Todeselemente brechen durch die neu auflebenden unsterblichen Kräfte. Und so lange bleiben wir mit dieser Welt verbunden, bis wir alles in uns entwickelt haben, was wir in ihr gewinnen können. Dann erscheint der Mensch als vollendeter Menschheitstypus, und die Erde als physisch-sinnliche Welt gibt ihre Geltung an andere Sternennwelten ab. Der Leib unterliegt im Tode dem Unwandlungsgesetz der Materie. Die Seele, die ihre Wurzeln in das Erdenleben eingesenkt hat, erlebt nach dem Erdenleben im Seelenreich auf einer Station nach der anderen die Befreiung von der Begierdenglut, der fließenden Reizbarkeit, den Wünschen, der Lust und Unlust; sie läutert sich zum Seelenlicht, zur tätigen Seelenkraft, zum Seelenleben; sind diese sieben Stufen erreicht, so entläßt sie den immer noch mit ihr verbundenen personhaften Geist, der heimkehrt in das Geistesreich. Dies innerste Ich und Selbst des dreieinigen Menschen gleicht dem Architekten, der mit einer Bauaufgabe befaßt war, deren Lösung ihm Erfahrungen eintrug, die er in Mühe betrachtet, die ihm nützen sollen bei künftigen weiteren Werken. Inzwischen verweilt der befreite Geist bei den ihn klärenden Urbildern der irdischen Abbilder — es ist der Gedanke Platons, den Schopenhauer als die Erlösung von der schlechtesten aller Welten für den Heiligen und den Künstler vorbehielt.

4. Wir unterziehen Steiners Geistesgeheimwissenschaft einer Kritik durch meine abwehrenden und zustimmenden Thesen:

I. Widerspruch.

1. Durchaus noch ungeklärt erscheint in Steiners Schriften das Verhältnis von Seele und Geist, Geist und Seele. Für Steiners Untersuchungen ist der Mensch ein nicht geschlechtlich unterschiedenes Wesen: er betrachtet den Menschen als Menschen, aber nicht den Mann und das Weib im Menschen. Hier liegen zentrale Unterschiedenheiten vor. Beim Mann ist der Geist das persönliche

Ich, das Selbst, das Unsterbliche; beim Weibe die Seele; darum stimmt Steiners Gruppierung nur auf den Mann und auch da nur teilweise, nicht auf das Weib. Wir müssen deshalb anordnen, beim Manne: der Geist geht durch verschiedene Verkörperungen auf der Erde hindurch bis zu seiner reinsten Vollendung; er entnimmt jedesmal zwischen zwei Menschenleben dem allgemeinen Seelenfluidum die zwischen Geist und Leib dienend vermittelnde Seele, die von diesem bestimmten Geist ihre einzelartige Prägung empfängt, und siedelt sich mit ihr für eine Erdelebenszeit — nach einem nicht näher erkennbaren Gesetz — in einem bestimmten, durch Vererbung in der Zeugung und Geburt charakterisierten Menschenleibe an, der seinerseits auf die Seele und den Geist mannigfach einwirkt. Beim Weibe geht die individuelle Seele durch verschiedene Einkörperungen hindurch bis zu ihrer höchsten Vollendung; was wir beim Manne vom Geist ausjagten, muß beim Weib auf die Seele übertragen werden; was beim Manne von der Seele gilt, gilt beim Weibe vom Geist. Nur so erklärt sich die wesensverschiedene Organisation der Gemüts- und Verstandeskräfte bei beiden Geschlechtern, die ebenso verschiedenartig wie gleichwertig sich gegenseitig darstellen. Im Kunstgebiete herrscht auch bei männlichen Persönlichkeiten die weibliche Gruppierung der inneren Fähigkeiten vor: die Seele und nicht der Geist bestimmt den Künstler. (Auch Walthyr Rathenau beschreibt die Seele des Menschen als die „Dominante“.)

2. Steiners Bilder und Gedanken über Seelenreich und Geisterreich sind Möglichkeiten, Versuche; als das persönliche Eigentum des Propheten bleiben sie Glaubensschätze, sind aber nicht allgemeines Eigentum der Öffentlichkeit. F. Th. Fechner hat in seinem Stufenbau der Organismen: Kristallseele, Pflanzenseele, Tierseele, Menschenseele, Erdseele, Weltseele Ähnliches versucht.

3. Der Steiner dieser seiner Erdezeit bringt a) keine Erinnerung bewußt mit von seinem früheren Geisteserleben; b) bis zu seinem nächsten Erdetode muß er jeder Kontrolle sich stellen; c) soweit er Eigenbesitz als Hellseher behauptet, fehlt der bündige Nachweis solchen Sonderbesitzes und dessen Anschluß an unser Wissen von der Erde und ihrer Geschichte, von den Völkern und ihren Kulturen, von der Seele und ihren Strahlungen; d) entzündet er als Lehrer in den Menschen seiner Umgebung verwandte eigene Innenerlebnisse, so erwacht daran neuer individueller Besitz. Die Verwandtschaft desselben mit seiner eigenen Innenschau bleibt wiederum ohne schlüssigen Nachweis, der für alle verbindlich wäre.

4. Alle seine Benennungen in den Unterrichtsstufen seiner Erkenntnislehre: die Feuerprobe, die Wasserprobe, die Luftprobe, der Vergessenheitstrunk, der Hüter der Schwelle, die vielblättrigen Lotosblumen, die inneren Farbenräder usw., die gesamte Gliederung und Systematisierung sind lediglich pädagogische Hilfsgriffe von durchaus bedingtem Wert, ohne losgelöste Bedeutung. Diese symbolischen Zeichen sind, wie das Karma, das dem Menschen den ihm gebührenden Platz nach seinem Wertbestand für jeden Erdenlauf zuweist, zum Teil aus der indischen und griechischen Gedankenwelt und aus christlichen Quellen geschöpft, zum Teil Eigengewächs Steiners. Gemeinverbindlichkeit als Wissenschaft dürfen sie nicht beanspruchen.

5. Es ist Steiner bisher nicht gelungen, für sein Seelen- und Geisterreich die naturgesetzliche Wirkung, d. i. für alle Menschen lückenlose Geltung, nachzuweisen, welche während ihres Erdelebens und nach der Trennung von Geist und Seele (oder Seele und Geist) vom Erdenleibe in das Seelenreich und Geisterreich eintreten.

Das Geheimnis der Tierwelt bleibt ungelöst (Seelenwanderung).

II. Was gewinnen wir?

6. Steiners Dreiteilung: Geist, Seele, Leib und die von ihm versuchten zahlreichen Zwischenstufen des Geistes, der Seele, des Leibes erlösen von jedem Materialismus und Monismus, die der Fülle der uns Menschen gegebenen Wirklichkeiten ohnmächtig gegenüberstehen.

7. Die Innenwelt mit ihrer vielfältigen Abstufung wird der Außenwelt ebenbürtig, ja ihr überlegen gesetzt. Die Mystik!

8. Das Genie im erwachsenen Menschen und der originale Geist im Kinde (die geniale und originale Seele) bekommen ihre natürliche Weihe durch die Verkörperungen in den verschiedenen Erdeläufen desselben Menschen durch die Zeiten (Reinkarnation).

9. Die Vererbung bleibt beschränkt auf den Leib durch die Eltern und Ahnen, auf die am Körper haftende Eigenart der Seele und des Geistes mit ihren sinnlichen und charakterologischen Eigenschaften. Der Stolz der Eltern bekommt durch diese Einschränkung einen Stich; ihre Hilfslosigkeit gegenüber ihnen wesensfremden Kindern — im bösen wie im guten — bekommt eine Stütze.

10. Der Tod ist aufgehoben als wesentliches einzelnes Datum, weil er eine durchgehende Lebenserscheinung (die andere Hälfte alles Daseins) wird; die Todesfurcht wird entkräftet, das Leben wird sicher. Kein erworbener Wesensbesitz ist fürder in Gefahr.

11. Alle heiligen Schriften der Religionen der Völker werden unser unmittelbarer Geisteschatz und beschreiben die äußere und innere Ausstattung des Menschen, nicht nur des heroischen Menschen.

12. Ein kosmischer Organismus baut sich auf, ein dreiteilig gegliederter Einheitsbau aller Kräfte und Triebe. In dem Menschen wird die Gottheit wach, leidet und lebt sie. Dieser „Monismus“ ist das letzte Ziel, er darf aber nicht die Entwicklung bestimmen. Er überwölbt als Kuppel den vollendeten Tempel mit seinem Vorhof, Heiligen und Allerheiligsten.

Im März 1922 scharte sich in Berlin ein achttägiger Anthroposophischer Hochschulkursus um Rudolf Steiner, der jeden Arbeitstag mit einer einstündigen Rede einleitete, deren Inhalt die Beziehungen darlegte zwischen der Anthroposophie und der Naturwissenschaft (auch die menschliche und tierische Organisation in ihrem biologischen Gegensatz), der Philosophie, der Erziehungswissenschaft, der Sozialwissenschaft, der Theologie, der Sprachwissenschaft. Daneben lasen Einzelvorträge Steiners außerhalb dieses akademischen Kursus, an dem viele andere Redner mitwirkten und der von 1000 bis 1200 regelmäßigen Teilnehmern besucht war —; in diesen vier weitschichtigen Abendvorträgen erörterte Steiner vor jedesmal 2000 Menschen Fragen wie: Die Harmonisierung von Wissenschaft, Kunst und Religion durch Anthroposophie; die Anthroposophie in ihrem Wissenschaftscharakter; Anthroposophie als Lebensinhalt; die Zeitbedürfnisse und die Anthroposophie. Die persönliche Lauterkeit dieses seltsamen Mannes und das „Phänomenale“, also das Erscheinungswunder seines Wissens und Schauens, seines Könnens und Wollens sind mir durch meine persönliche Teilnahme an dieser Steinerwoche gewiß geworden, unbeschadet meiner kritischen Freiheit gegenüber dem Propheten und seiner Gemeinde. Doch ebenso gewiß bin ich dessen geworden: Steiners Anthroposophie ist keine Wissenschaft; sie ist Weltanschauung, sie ist Religion.

26. Zwei Nazarener in unseren Tagen.

1. Leo Tolstoi.

1. Leo Tolstoi (1828—1910) ist als Ketzer gestorben, wie er als Ketzer lebte. Der Dichter der russischen Erde ist der Frage überhoben, wohin er seinen müden Wanderschritt lenken solle, wenn das

heilige Rußland, das ihm den Himmel durch den Spruch der Kirche verrammelte, ihm auch die Heimat auf Erden zuschließen würde. So trug er die echten Kennzeichen des Propheten: Lorbeerkränze und Steinwürfe. Man sucht nach einem einzigen Wort, um zu umschreiben, was Leo Tolstoi in der Geschichte der christlichen Religion gewesen ist. Ein Reformator und Gesetzgeber, ein Einsiedler und ein Volksmann, ein Graf und ein Bauer, ein Dichter und ein Denker, ein Mystiker und ein Mann von moderner Bildung, der die Welt gesehen hatte. Er hat unendlich viel geschrieben und gelesen, doch von beidem nicht viel wissen wollen. Er steckte voller Widersprüche — doch erscheint dies unsäglich vielfältige Leben irgendwie als einheitliches Kunstwerk.

Das Weltbild, das Tolstoi bis zu seinem 50. Lebensjahre in sich trug, hat in den späteren Jahren die Farbe gewechselt. Der Dichter und Ästhetiker wurde zum Ethiker. Und dieser Wandlung vom Weltmann zum Gotteskinde, zu der er sich immer schonungsloser bekannte, dankt der alte Tolstoi letztlich seine die Welt umspannende Volkstümlichkeit. Der Einsiedler von Jasnaja Poljana, der Sonderling und Menschenfreund, der entschlossene Sozialist in der Arbeiterkammer seines Herrenhauses steht im Tauberlicht der Romantik; der Graf und Dichter im Bauernkittel im gesammelten Gehorsam gegen die besitzfeindliche Bergrede des Nazareners — das war das aufwühlende Schauspiel!

Die Unabwendbarkeit des Sterbens hat ihn zuerst erschüttert. Er suchte nach dem Sinn des Lebens, das ihm als Widersinn erschien, und vor dessen Hohlheit ihm graute. Er fand nur ein einziges Heilmittel, um das Leben ertragen zu können, es hieß im Geiste des hugenottischen sozialrevolutionären Aufklärungspädagogen Rousseau (1712 bis 1778): Rückkehr zur Natur! Der Kultur ist auf der ganzen Linie der Krieg erklärt, der niemanden und nichts schont, vor allem sich selber nicht. Alle seine Bücher bilden seine Personalakten. Er hat nur niedergeschrieben, was ihn innerlich beschäftigte, und weil es ihn beschäftigte. Mit jedem Buch, Brief und Gespräch Tolstois, das uns entgegenwächst als ost-westliche Literatur, tritt uns der Mensch näher. Er enthüllte sich mit zunehmender Schärfe als grimmigen Gegner aller gesellschaftlichen Überlieferungen, sein Herz schlug für die grob arbeitenden Söhne des grenzenlosen „Mütterchens“ Rußland. Die mürbe, kraftlose Bildung der besitzenden Klassen sollte sich erneuern durch das frische Blut, das in derbgesunder Natürlichkeit in dem niederen Volke freist. Also Erziehung zur Natur, freie und nutzbringende Arbeit leisten, die Familie pflegen,

liebender Verkehr mit den Mitmenschen, Gesundheit und ein schmerzloser Tod — darin faßte sich für Tolstoi als Volkswirt das Lebensglück zusammen.

Alles an Tolstoi war Leidenschaft, doch sie verschmähte die hitzige Gebärde des Stils, die theaterhafte Übertreibung; sie suchte den treibenden Gedanken durch unerbittlich wahrhaftige Schilderung dem Leser untilgbar in die Seele zu brennen. Malende Anschaulichkeit, zuweilen schmerzende Genauigkeit in der Abschilderung verwoben sich mit einem an den höchsten Massen gewonnenen Idealismus. Er dachte wie ein Gott und er fühlte wie ein Mensch.

Tolstoi in seinen reifsten Lebensjahren ging dem Abel, an dem die Menschheit leidet, an die Wurzel. Ein Edelanarchist, der dem Staat den Eid und die Soldaten nehmen wollte, samt der richterlichen Gewalt, den Familien die Kinder, der Kirche ihre Lehren. Er kam immer gründlicher ins Aufräumen hinein. Die Kumpelkammer der Menschheit war schließlich gefüllt bis zur Decke und barg so manches Stück, das bisher sich allgemeiner Wertschätzung hatte erfreuen dürfen. Er hielt die Kultur für das Gift der Menschen. Und sein Rat? Ohne Besinnen hinein und zurück zum Kinderglauben der Evangelien, vorbei an aller Wissenschaft, der Vernunft und allen Neigungen zum Trotz! Nächstenliebe und die Lebenszucht des Urchristentums im schlichten Glauben der Jesusprüche.

2. Das Christentum ist für Tolstoi kein Gemisch von Hohem und Niedermem, kein Aberglaube, vielmehr die übernatürliche und sittliche Lehre, über die hinaus der Mensch sich nicht erhoben hat. Der Wille Gottes wird in fünf Geboten erfüllt:

1. Niemand weh tun und so handeln, daß man in niemand Böses errege, weil das Böse Böses zeugt.

2. Nicht buhlen mit den Weibern und die Frau nicht verlassen, mit der man Gemeinschaft hatte, weil das Verlassen und Wechseln der Frau die ganze Anzucht zur Welt bringt.

3. Nicht beschwören, weil der Mensch nichts geloben kann, sondern ganz in der Macht des Vaters ist und Schwüre um böser Dinge willen abgenommen werden.

4. Sich dem Bösen nicht widersetzen, Unrecht leiden; mehr tun, als die Menschen fordern, also nicht richten und nicht richten lassen, weil der Mensch selbst voller Fehl ist und andere nicht lehren kann. Sich rächen lehrt nur sich rächen.

5. Keinen Unterschied machen zwischen Landsleuten und Fremden, darum, daß alle Menschen Kinder eines Vaters sind.

Wer diese Gebote erfüllt, soll ein unerschütterliches Leben haben. Er überwindet das Böse, erneuert die Gerechtigkeit durch Demut und Güte, aber nicht durch Gewalt.

3. „Viele haben Tolstoi“, schrieb bei seinem Tode Gerh. Hauptmann, der eben seinen „Narren in Christo“ gedichtet hatte, „für einen Narren gehalten. Auch Jesus den Heiland hielt man dafür. Tolstoi war ein Mensch. Er war unser Bruder. Es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Liebe, der Menschlichkeit. Das nahm der Synod für ein Feuer der Hölle. Und es brannte in ihm der Geist, den die Klerisei mit Beschwörungsformeln nicht auslöschen konnte, weil selbst herrschsüchtigen Priestern Gott überlegen ist.“

2. Franziskus Renatus.

1. Der mittelalterliche Heilige, Franziskus, hat einen protestantischen Bruder in unseren Tagen erhalten, dem sein Divisionsgeneral den Nachruf schrieb: „Seit Juni 1915 mit kurzer Unterbrechung im Felde, zumeist im Graben vor dem Feind, war er, der gelehrte Kriegsfreiwillige von 70 Jahren, ein Muster von Selbsterleugnung und Unerblichkeit. Unermüdet tat er es dem Jüngsten zuvor, ein leuchtendes Beispiel der Pflichterfüllung und Kameradschaft. Er besaß das Vertrauen aller im reichsten Maße, der tapferere Führer, der jede Erleichterung für sich abwies und unermüdet um seine Untergebenen sorgte . . .“

Wir sprechen von dem Leipziger Professor der Theologie Caspar René Gregory, einer neuzeitlichen Franziskusgestalt mit dem Seelenadel: „Es erschien die Menschenfreundlichkeit Gottes“ — Renatus, der Wiedergeborene.

Sein Urgroßvater war ein französischer Offizier, der im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitfocht, die Tochter eines Plantagenbesizers auf St. Domingo ehelichte, selber eine Plantage erwarb und bei einem Aufruhr ermordet wurde. Sein Großvater wurde als Knabe von seiner Mutter einem Kapitän als Matrose übergeben; als Kapitän mit dem Wohnsitz in Philadelphia (Pennsylvanien) wurde er reich und angesehen. Sein Vater leitete eine Privatschule, zog zehn eigene Kinder auf und sammelte kein Geld, weil Gott es nicht wolle. Seine Mutter stammte aus England; sie war Quäkerin und barmherzige Samariterin.

René Gregory wollte im amerikanischen Bürgerkrieg mitkämpfen, um die schwarzen Sklaven zu Menschen zu befreien; doch der Friede überraschte den Jüngling, der an Geist und Körper gewandt

war. Ingenieur, noch lieber Artillerieoffizier wollte er werden; doch weil ihn seine Eltern bei der Geburt Gott geweiht hatten, wurde er Theologe und studierte in Amerika und Deutschland die Gottesgelehrtheit. Arm und fröhlich, ohne Ansprüche und mit reiner Seele nahm er seine Semester wahr und wurde zum Doktor gekürt mit einer Studie über einen katholischen Bischof aus der französischen Revolution, der als Held in bewegter Zeit sich bewährt hatte. Als diesen die dämonische Furie des 7. November 1793 umbrüllte, blieb er fest: er wolle als Christ beharren.

2. Der fünffache Ehrendoktor und Professor mit Weltruhm erklärte: „Ich möchte meiner Zeit dienen; ich habe allein mit der Gegenwart zu tun, Gott wird für die Zukunft sorgen.“ Ein Hausmädchen, dessen kranker Herrin er Blumen brachte, gab dem Schlichten ohne Hut ein Trinkgeld; eine Krankenschwester wollte ihn ablohnen, der er den Koffer vom Bahnhof zur Straßenbahn trug. Ein junges Semester der Studenten hielt ihn für den Bibliothekdiener, der ihn eine Stunde lang freundlich betreute. Einem Straßenbahnwagen eilt er nach, dem ihm befreundeten Schaffner, der Briefmarken sammelt, eine ihm noch fehlende amerikanische Marke zu schenken. Eine blasse Frau lehnt am dunklen Toreingang; „Franziskus“ geht gewinnend zu ihr und verspricht ihr „ein Buch, wo drin steht, wie man rote Wangen bekommt“. Die rufigen Arbeiter grüßen ihren Freund, die Kinder knicken vor ihm — mit jenen sorgt er sich, mit diesen lacht er und erzählt ihnen treuherzige Geschichten. Da spricht er mit der Erzellenz, hier liest er den einlaufenden Brief seines Freundes, des griechischen Bischofs; dazwischen hilft der sonnige, rüstige, behende alte Herr, der gegen Abend nach fleißigem Tagewerk von Hörsaal und Bibliothek zur einzigen warmen Mahlzeit heimwärts wandert, einer jungen Mutter den Kinderwagen die Gartentreppe hinaufheben. Einen Topf mit scharfen Kanten und eine zerbrochene Glasflasche macht er unterwegs unschädlich: „Hier könnten sich Menschen und Tiere verletzen.“ Hundertmal grüßt er die ihm bekannten Gesichter, er grüßt zuerst, er verneigt sich vor seinen Menschenbrüdern mit leichtem Schwung, er reicht jedem eine Gabe mit seinem Gottesgruß, der sie befreit. Eine verhärmte Frau befragt er um ihren Kummer: sie kann den weiten Weg zur Brotmarkenstelle und zum Bäcker vor Schwäche nicht gehen und hat niemanden zur Hand. Der heilige Franz holt sich aus ihrer dürftigen Kammer den Ausweis, kommt nach langem Warten mit zwei Broten zurück und verschwindet still, ehe er das Geld empfing. Er vermißt in seiner Vorlesung einen Studenten, wähnt ihn krank und hört, daß er säuft

und bummelt. Der Gewissenhafte steht eine halbe Stunde später vor dem Bett des Bruder Studio, weckt ihn, begrüßt ihn lächelnd, ladet ihn zum Sraziergang ein, marschiert mit ihm nach — Halle und bringt den Gebesserten abends nach Leipzig zurück. Dem frierenden und durchnästen Weichensteller der Straßenbahn drückt er Geld in die Hand, daß er sich am Kaffeeschank aufwärme — unterdessen bedient er kunstgerecht die Weiche, wie Maria in Gottfried Kellers Legende die Nonne im Kloster vertritt. Durch eine Summe, die er weggibt, damit ein Mitglied seines Arbeitervereins sich Stoff zum Möbelpolieren beschaffen könne, verkneist er sich eine Reise nach Dresden. Ein Junge mit einem Handwagen hat sich den Fuß schwer durch einen Glascherben verletzt, die Neugierigen umstehen ihn; Franziskus reinigt die Wunde, hebt den Jungen auf seinen Wagen und fährt ihn durch die Stadt nach der Vorortwohnung zu seiner Mutter. Die Frau eines befreundeten Kollegen erkrankt schwer; an jedem Morgen hing ein Rosenstrauß unter dem Hut des Professors an seinem Kleiderhaken in der Universität — Renatus brach sie in aller Frühe in seinem Garten. Die genesende Mutter eines Freundes, die noch keinen Besuch empfangen durfte, erhielt von ihm jeden Tag einen Brief in feingemalter Handschrift: Bilder von seiner abenteuerlichen Reise durch die Wüsten — in einem absichtlich leichten Ton, um die Kranke nicht zu erregen. In seinen vielen überfüllten Taschen trug er bei sich: Bindfaden, einen kleinen Hammer, Schraubenzieher, Schraubenschlüssel, Nägel, Schere und Verbandstoff, zur Hilfe für Mensch und Tier.

Auf zwölf Studienreisen, deren eine sechzehn Monate dauerte, studierte er in fast 300 Bibliotheken und Klöstern der Weltstädte und auf dem Sinaigebirge, auf Athos und Patmos, alle erreichbaren neutestamentlichen Handschriften — als seines Vaters Brief an ihn aus der oberen Heimat. Wesentlich mit durch seine wissenschaftliche Lebensarbeit stehen nunmehr sieben Achtel des neutestamentlichen Textes mit ihren anfänglich 50 000 abweichenden Lesarten fest. Er sagte: „Die Wahrheit allein ist die Seelenheimat.“ Er sprach und schrieb etwa zwei Dutzend Sprachen, die er auf seinen Reisen für sein Werk gebrauchte. Im Schiffszwischendeck fuhr er billig mit den armen Pilgern und Auswanderern, denen er nahe sein wollte, nach Kleinasien, aß auf der Straße statt im Hotel sein Brot nebst Käse und Melonen vom Händler; er reiste regelmäßig vierte Klasse und war ein erstaunlicher Fußwanderer. „Ein langsamer kleiner Dampfer“, heißt es in seinen gewissenhaft geführten knappen Tagebüchern, „trug mich in wenigen Stunden von Smyrna nach Dikeli (Kleinasien). Von

hier aus ging ich abends zu Fuß fort und erreichte, nach einer Nacht auf dem Sand, Pergamon um halb sieben Uhr früh.“ Das sind 55 km! Brach die Dunkelheit herein, so legte er sich auf den Sand und schlief die Nacht unter einem Baum — ohne daß ihn die Hyänen- spuren in der Nähe schreckten. Noch mit 60 Jahren durchwanderte Gregory die 300 km von Port Said nach Jerusalem durch die sinaitische Wüste allein zu Fuß, neun Tage lang. Räuber bändigte seine überlegene Ruhe und der Wunderzauber seiner Gottesaugen, denen niemand zu widerstehen vermochte. Er sagte: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“

Der heilige Franz in Leipzig war gelernter Tischler und hatte das Recht, Tischlerei im Handfertigkeitsunterricht an höheren Schulen zu geben; im Hause arbeitete er an der Hobelbank. So fühlte er sich seinen „Brüdern, den Arbeitern“, näher. Und seinen Sohn ließ er erst Heilkunde studieren, nachdem er sein Gesellenstück als Kunstschlosser abgelegt hatte mit der Befugnis, Lehrlinge zu unterrichten. Ein Freund sagte von ihm: „Mit Ehrfurcht sah ich manchmal seine von harter, auch schmutziger Arbeit durchfurchten und beschundenen Hände.“ Bei seinen nach eigenen Angaben gefertigten Schuhen und Kleidern hielt er auf dingliche Werkschönheit, die er die *Waren- sittlichkeit* nannte. Alle seine Wissenschaft baute er auf Lebenskunde auf.

Er ging auch in die politische Versammlung, die Gegner mit seiner unerschöpflichen Güte zwingend, Rüpelei mit Spottworten beseitigend, bedrängte Freunde ritterlich herauspaukend. Ein Bäckermeister versetzte einmal dem volksfreundlich redenden „Christus“ im Ärger einen Stoß von der Seite. Die entrüstete Versammlung beruhigte sich erst, als Renatus Gregory erklärte, nach Rücksprache mit dem Manne seien sie eines Sinnes. Sein Mut zur Liebe war die Kunst des Herrschers.

3. Professor Gregory im Weltkriege?! Seine Universität schickte eine Liste herum: „Wie wollen Sie dem Vaterlande helfen?“ Er antwortete: „Als Mädchen für alles.“ Am ersten Tage des Krieges meldete er sich als Freiwilliger von 68 Jahren, nachdem er vier Jahrzehnte in Deutschland gelebt hatte. „Ich war ein fremder Mann, aber Ihr habt mich freundlich zu einem der Euren gemacht.“ Er stellte sich zum Heere, weil er es für seine Pflicht hielt. „Als England dazu kam, wußte ich, daß es sich um das Ganze handelte. Jetzt galt es, alles einzusetzen. Ich fand keine Ruhe. Ein einzelner kann nur wenig tun; aber ich möchte mein Zentimeter schieben.“ Renatus trat als Gemeiner an, er setzte Stuben und Vorfälle in der Ka-

ferne, er reinigte die Schützengräben. Er tat Schanzarbeit. Er wollte vor seinen Freunden, den Arbeitern, die hinausziehen mußten, nichts voraushaben durch bequemes Leben in der Heimat. Und er sprach es aus: „Ich habe gehofft, daß der Dienst eines noch älteren Mannes den Jüngeren den Dienst annehmbarer erscheinen lassen würde. Ich habe gehofft, daß die Unterordnung eines alten Mannes das Sichunterordnen einem jüngeren Manne leichter machen würde. Diese Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Oft habe ich Kameraden bemerkt, die hurtiger herbeisprangen, weil der alte Kerl schon da war. Auch habe ich es unzähligemal erlebt, daß Kameraden gerade aus Freundlichkeit und Güte zugegriffen haben, um mir eine Sache zu erleichtern.“ Er verabscheute den Krieg, doch er liebte die Menschen. „Ja, es ist schwer, ich weiß es; aber das Vaterland ist es wert.“ Er wurde Gefreiter und Unteroffizier, er lag bei Reims im Graben, arbeitete auf der Adjutantur, rückte zum Vizefeldwebel auf, mußte in Leipzig für einen verstorbenen Kollegen wieder lesen, wurde mehrfach ausgezeichnet; sie ernannten ihn zum Landwehroffizier für die Gräberverwaltung in Neuschätel an der Aisne, nachdem er als Zugführer der Kompagnie gedient hatte in heißen Zeiten. Als die Kameraden ein zotiges Lied anstimmten, rief Franziskus ihnen zu: „Wer unter euch eine Schwester hat und hat sie lieb, der kann ein solches Lied nicht singen.“ Da er Vegetarier war, bekamen die Kameraden das Fleisch; er rauchte nicht, trank auch weder Wein noch Bier — dennoch schlossen die Offiziere vertraute Freundschaft mit ihm. Im Tagebuch steht zu lesen: „Mit einer Schippe reinigte ich den Weg zum rechten Horchposten vom Schlamm. Borgte einen Besen vom Stallburschen und setzte die Spinnweben von dem Abort heraus.“ Er teilte seine Habe mit den Schicksalsgenossen, jeden sauren Weg ihnen abzunehmen beflissen. Er deutete den Kameraden die Sternbilder, bewarb sich um jede gefährliche Patrouille und lehnte den nach fast einjährigem Kriegsdienst ihm angebotenen Urlaub ab: „Ich möchte nicht fort, bis der Krieg fertig ist.“ Er durchlitt alle Strapazen an Frost, Nässe, Ermüdung; er mußte sich vor Ratten, Mäusen, Flöhen und Läusen retten.

Der „Christus“ von Leipzig bewahrte seine strahlende Seele. „Heute waren zwei Wasserlilien aufgeblüht“, meldet das Tagebuch. Er pflückte Margeriten von einem Soldatengrab und schickte sie an die Witwe. Zwei Kameraden überbringen ihm einen kranken Vogel; ein kleiner weißer Hund läuft ihm bei Nacht zu. An die Kinder schreibt er Ansichtskarten mit dem Bilde seines Rappen Nana, die Klassenfreundinnen seiner jüngsten Tochter erhalten Blumen-

karten mit selbstverfaßten Sprüchen. Im Dienst forschte er nach verschollenen oder unbekanntem Gräbern, vielen Trauernden in der Heimat tat er damit unendlich wohl; er verwaltete ein Duzend Friedhöfe, ließ aus freiem Gelände die Leichen auf Friedhöfe umbetten, Gefallene in die Heimat überführen, Lichtbilder der Gräber an die Angehörigen abgeben, hatte neue Friedhöfe abzugrenzen und anzulegen und führte die Gräberlisten. In steter Lebensgefahr leistete er auf den Schlachtfeldern seinen Dienst der Liebe. Bis sich Nana, sein Dienstrappe, dem er zärtlich sorgend anhing — „Nana ist müde, so werde ich heute nicht reiten —“, bei einer Übung losriß; Renatus verwundete sich beim Hinschlagen schwer ein Knie. „Glücklicherweise hat Nana ihre Knie nicht wund geschlagen.“ So lag er; bei der Beschießung des gefährdeten Ortes zerriß ihn eine Granate.

Müdet dies beschämende und erhebende Lebensbild eines deutsch-internationalen Gegenwartsmenschen nicht an wie n a z a r e n i s c h e f r o h b o t s c h a f t?

.....

U s f l a n g

Tausend Stimmen umschwirrten uns, bedrängten uns, bedrohten uns, beseligten uns. Sie sammeln und klären sich zu Goethes bleibend gültigem Spruch: Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammenbindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft,
In jenes Namen, der so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt.

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermesslichkeit.

Zum Eingang	Seite 5
-----------------------	------------

Erster Hauptteil:

Die israelitisch-jüdische Religion.

1. Jerusalem im Spiegelbild der Geschichte	11
2. Gottesdienst im Tempel und daheim	15
3. Ältestes heiliges Schrifttum. Mose	21
4. Israels Werden, religionsgeschichtliche Skizze	23
5. Israels Propheten: Wesen des Prophetentums; die Seele des Propheten: Weisfager oder Zeitdeuter? Die Eliaslegende	29
6. Das Evangelium der Makkabäer (der Prophet Daniel)	34
7. Gott ist allen Völkern gut (das Büchlein Jona)	37
8. Israels Schatzkammer der Poesie: Die Ursagen. Das Hiobbuch als Rechtfertigung Gottes in der Natur. Das Gesangbuch der Synagoge (der Psalter). Das Königspiel der Hochzeitswoche (das Hohelied). Altersweisheit (der Prediger = Koheleth)	39
9. Parsismus, Babel, Hellenismus: Der Einfluß Zoroasters (ethischer Dualismus) auf Israel. Babel = Bibel. Pharisäer und Sadduzäer; der Schriftgelehrte und die Thora. Das Landvolk und der Griechengeist. Die Apokalyptiker. Die Essener. Die Minäer. Die hellenistischen Juden in der Diaspora und der Unsterblichkeitsglaube.	60
10. Die Kultusverfassung der Gemeinde an der Wende der Zeitalter	76
11. Der Sternensohn	79
12. Klassiker der Gottesfreundschaft: Jehuda Halewi. Maimonides. Josef Karo. Leon Modena. Uriel Acosta (die Marranen). Baruch Spinoza. Sabbatai Zewi. Moses Mendelssohn. Die Chassidim	80
13. Wesen des Judentums	108

Zweiter Hauptteil:

Die christliche Religion.

1. Das Unservater als Glaubensregel	112
2. Das Christusproblem — hat Jesus gelebt?	116
3. Der hellenistische Täufer Johannes	127
4. Jesus, der Menschensohn	132
5. Das Geheimbuch der Urgemeinde	143
6. Jesu Evangelium und das Evangelium vom Christus Jesus	148
7. Die neue Weltreligion. Paulus	152
8. Die Mystik Plotins	164
9. Augustin. Die katholische Kirche	167

	Seite
10. Kirche und Staat, Durchblick durch ein Jahrtausend	178
11. Der griechische Katholizismus	184
12. Germanisches Christentum	186
13. Heilige des Mittelalters mit und ohne Heiligenschein: Peter Abälard und Bernhard von Clairvaux. Anselm von Canterbury. Franz von Assisi. Meister Eckehart. Heinrich Seuse (Suso). Johannes Tauler. Katharina von Siena	190
14. Luther, die deutsche Reformation	214
15. Sebastian Franck	224
16. Calvins Welt	226
17. Zwingli und seine Schweizer	227
18. Giordano Bruno	230
19. Die sogenannte Gesellschaft Jesu	233
20. Protestantische „Heilige“: Paul Gerhardt. Zinzendorfs Bruder- gemeinde	239
21. Schleiermacher	244
22. Christentum in der Neuen Welt	247
23. Christentum in England	251
24. Darwin. Nietzsche	257
25. Theosophie = Anthroposophie: Rudolf Steiner und seine Großloge	266
26. Zwei Nazarener in unseren Tagen: Leo Tolstoi; Franziskus Renatus	274
Ausklang	283
Büchertafel	286

.....

B ü c h e r t a f e l

1. Allgemeines.

Die **Religion** in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in fünf Bänden. Von zahlreichen Bearbeitern. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1909 bis 1913 erstmalig.

Religionsgeschichtliche **Volksbücher**, begründet (wie das Handwörterbuch) von *Friedrich Michael Schiele*. Von vielen Einzelbearbeitern. In der Reihe: Allgemeine Religionsgeschichte und Religionsvergleichung 18 Hefte; in der Reihe: Weltanschauung und Religionsphilosophie 23 Hefte. Tübingen, Mohr, seit 1904.

Achelis, Thomas: Die Ekstase. Berlin, J. Rade, seit 1902.

Beth, Karl: Urmensch, Welt und Gott. Berlin, E. Runge, 1909.

Beß, B., mit 16 Mitarbeitern: Unsere religiösen Erzieher. 2 Bände. Leipzig, Quelle & Meyer, 1908.

Birt, Theodor: Römische Charakterköpfe, und: Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europas. 2 Bände. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913 und 1918 erstmalig.

Bouffet, Wilhelm: Das Wesen der Religion, dargestellt an der Geschichte. Tübingen, Mohr, seit 1903.

Boutroux, Emile: Wissenschaft und Religion. Deutsch von *E. Weber*, Leipzig, Teubner, 1910.

Brod, Max: Heidentum, Christentum, Judentum, ein Bekenntnisbuch in 2 Bänden. München, Kurt Wolff, 1921.

Chamberlain, Houston Stewart: Mensch und Gott, Betrachtungen über Religion und Christentum. München, F. Bruckmann, 1921.

Drews, Armin: Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Jena, Eugen Diederichs, 1907.

Eberhardt, Paul: Religionskunde in 2 Bänden. Erster Band. Fr. Andr. Perthes, 1920.

Eucken, Rudolf: Die Lebensanschauungen der großen Denker. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1919 (14. Auflage).

Derselbe: Der Wahrheitsgehalt der Religion. Im gleichen Verlage, 1920 (4. Auflage).

Derselbe: Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Bibel. Leipzig, Alfred Kröner, 1917.

Vgl. Theodor Kappstein: R. Eucken als Führer zum Idealismus, Vorlesungen. Leipzig, Felix Meiner, seit 1906.

Euckendorff, Marie Luise: Über das Religiöse. München, Duncker & Humblot, 1919.

Feuerbach, Ludwig: Das Wesen der Religion, Vorlesungen. Leipzig, Alfred Kröner, seit 1908.

- Streybe**, Albert: Der deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Christentum. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1910.
- Gerland**, Georg: Der Mythos von der Sintflut. Bonn, Marcus & Weber, 1912.
- Göhre**, Paul: Der unbekannte Gott, Versuch einer Religion des modernen Menschen. Leipzig, Fr. Wilh. Grurow, 1919.
- Häring**, Theodor L.: Die Struktur der Weltgeschichte. Tübingen, Mohr, 1921.
- Heiler**, Friedrich: Das Gebet, religionsgeschichtlich und religionspsychologisch untersucht. München, Ernst Reinhardt, seit 1918.
- Derselbe: Das Geheimnis des Gebets. Die Bedeutung der Mystik. (Im gleichen Verlage.)
- Horneffer**, August: Der Priester, seine Vergangenheit und seine Zukunft. 2 Bände. Jena, Diederichs, 1912.
- Huch**, Ricarda: Der Sinn der Heiligen Schrift. Leipzig, Inselverlag, 1919.
- Dieselbe: Entpersönlichung. Ebenda, 1921.
- Huhn**, Eugen: Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. 4 Hefte. Tübingen, Mohr, 1905.
- James**, William: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Deutsch von G. Wobbermin. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907.
- Jatho**, Carl: Der ewig kommende Gott. Jena, Diederichs, 1913.
- Jeremias**, Alfred: Allgemeine Religionsgeschichte. München, R. Piper, 1918.
- Derselbe: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. Leipzig, Hinrichs, 1906.
- Kappstein**, Theodor: Die Religionen der Menschheit. Erster Band, Berlin-Charlottenburg, 1920. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag GmbH.
- Derselbe: Zur Psychologie der Frömmigkeit, Studien und Bilder. Leipzig, M. Heinisius Nachf., 1908.
- Kern**, Berthold v.: Die Religion in ihrem Werden und Wesen. Berlin, Aug. Hirschwald, 1919.
- Key**, Ellen: Der Lebensglaube. Berlin, S. Fischer, 1906.
- Kutter**, Hermann: Das Unmittelbare. Jena, Diederichs, 1911.
- Lehmann**, Edward: Die Mystik in Heidentum und Christentum. Leipzig, B. G. Teubner, 1907.
- Shoßky**, Heinrich: Vom Erleben Gottes, Auszüge aus seinen Schriften. Düsseldorf, K. R. Langewiesche, 1908.
- Maurenbrecher**, Max: Biblische Geschichten. 10 Hefte. Berlin, Vorwärts, 1909/10.
- Naumann**, Friedrich: Briefe über Religion. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, seit 1903.
- Derselbe: Geist und Glaube. Ebendort, seit 1911.
- Schellenberg**, Ernst Ludwig: Die deutsche Mystik. Berlin-Lichterfelde, Hugo Bermühler, 1919.
- Schiele**, Friedrich Michael: Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa. Leipzig, Dürr, 1905.
- Schlatter**, Adolf: Einleitung in die Bibel. Calwer Vereinsbuchhandlung, 1901. (3. Auflage.)
- Schwarz**, Hermann: Über Gottesvorstellungen großer Denker. 6 Vorlesungen. München, Kösl & Cie., 1921.
- Simmel**, Georg: Die Religion. Frankfurt (Main), Rütten & Löning, 1906.

Soden, Hermann von: Palästina, seine Geschichte. 6 Vorlesungen. Leipzig, Teubner, 1899.

Vollers, Karl: Die Weltreligionen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Jena, Eugen Diederichs, 1907.

Wendland, Paul: Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. Tübingen, Mohr, 1912.

Wernle, Paul: Einführung in das theologische Studium. Tübingen, Siebeck, seit 1908.

Ziegler, Leopold: Gestaltwandel der Götter. Berlin, S. Fischer, 1920.

2. Die israelitisch-jüdische Religion.

Die **Heilige Schrift** des Alten Testaments, übersetzt von vielen Fachgenossen, mit Einleitungen, Quellenscheidung, Erklärungen. 2 Bände. Tübingen, Mohr, seit 1909/10.

Die **Apokryphen** und Pseudepigraphen des Alten Testaments. 2 Bände. Gleicher Verlag, seit 1900.

Schlögl, Nivard: Die heiligen Schriften des Alten Bundes, übersetzt und kurz erläutert. Erster Band. Wien, Burgverlag, 1922.

Die **Kultur** der Gegenwart: Geschichte der israelitisch-jüdischen Religion. Von sieben Fachgelehrten. Leipzig, Teubner, 1909 (2. Auflage).

Die **Schriften** des Alten Testaments in Auswahl, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Von sechs Fachgelehrten. 5 Bände. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, seit 1909.

Religionsgeschichtliche **Volksbücher**. Das Alte Testament. 26 Hefte. Tübingen, Mohr, seit 1906.

Bertholet, Alfred: Kulturgeschichte Israels. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1920.

Derselbe: Das Ende des jüdischen Staatswesens. Gleicher Verlag, 1910.

Derselbe: Die jüdische Religion von der Zeit Esras bis zum Zeitalter Christi. Tübingen, Mohr-Siebeck, 1911.

Derselbe: Die jüdischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. Ebenda 1899.

Bölsche, Wilhelm: Die Schöpfungstage. Dresden, Carl Reißner, 1906.

Buber, Martin: Mein Weg zum Chassidismus. Das Judentum. Der heilige Weg. Der große Maggid (Prediger) und seine Nachfolge. Frankfurt (Main), Rütten & Löning, seit 1918.

Budde, Karl: Geschichte der athebräischen Literatur. Leipzig, C. f. Amelang, 1909.

Derselbe: Die schönsten Psalmen. Gleicher Verlag, 1915.

Caspari, Wilhelm: Die israelitischen Propheten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914.

Derselbe: Theodizee nach dem Alten Testament. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1918.

Cornill, Carl Heinrich: Der israelitische Prophetismus. 5 Vorträge. Straßburg, Karl Trübner, 1896 (2. Auflage).

Delitzsch, Friedrich: Die große Täuschung. 2 Teile. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920/21.

Derselbe: Babel und Bibel, drei Vorträge, nebst Rückblick und Ausblick. Gleicher Verlag, seit 1902.

- Derselbe: Im Lande des einstigen Paradieses. Gleicher Verlag, 1903.
- Derselbe: Das Buch Hiob. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902.
- Dibelius, Martin:** Die Eade Jahves. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1906.
- Duhm, Bernhard:** Das Buch Hiob. Tübingen, Mohr, seit 1897.
- Derselbe: Die Entstehung des Alten Testaments. Gleicher Verlag, 1896.
- Derselbe: Die Gottgeweihten in Israel. Das kommende Reich Gottes. Gleicher Verlag, 1905.
- Friedländer, Moritz:** Die religiösen Bewegungen innerhalb des Judentums im Zeitalter Jesu. Berlin, Georg Reimer, 1906.
- Derselbe: Der Antichrist in den vorchristlichen jüdischen Quellen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1901.
- Derselbe: Griechische Philosophie im Alten Testament. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1904.
- Fromer, Jakob:** Der Talmud. Berlin, Paul Cassirer, 1920.
- Derselbe: Salomon Maimons Lebensgeschichte. München, Müller, 1912.
- Geiger, Abraham:** Das Judentum und seine Geschichte. 34 Vorlesungen. Erster Band. Breslau, Jacobsohn, 1910.
- Micha Josef Ibn **Gorion:** Die Sagen der Juden. Erschienen 3 Bände.
- Derselbe: Der Born Judas. Erschienen 5 Bände. Frankfurt (Main), Rütten & Löning, seit 1913.
- Greifmann, Hugo:** Mose und seine Zeit. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1913.
- Derselbe: Palästinas Erdgeruch in der israelitischen Religion. Berlin, Karl Curtius, 1909.
- Gunkel, Hermann:** Erstes Buch Mose (Genesis), übersetzt und erklärt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1910 (3. Auflage).
- Derselbe: Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Ebenda, 1893.
- Derselbe: Ausgewählte Psalmen. Ebenda, 1911 (3. Auflage).
- Derselbe: Israelitische Literatur. Leipzig, Teubner (In „Kultur der Gegenwart“), 1906.
- Heilborn, Ernst:** Das Tier Jehovas. Berlin, Georg Reimer, 1905.
- Heman, Friedrich:** Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1908.
- Kautsch, Emil:** Biblische Theologie des Alten Testaments (herausgegeben von Karl Kautsch). Tübingen, Mohr, 1911.
- Derselbe: Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments. Ebenda, 1902.
- Kleinert, Paul:** Die Propheten Israels in sozialer Beziehung. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1905.
- Meinhold, Hans:** Die Weisheit Israels in Spruch, Sage und Dichtung. Leipzig, Quelle & Meyer, 1908.
- Nowak, W.:** Die Entstehung der israelitischen Religion. Straßburg, Heitz & Mündel, 1896.
- Lehmann, C. f.:** Israel, seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte. Tübingen, Mohr, 1911.
- Münz, J.:** Moses ben Maimon (Maimonides). Frankfurt (Main), J. Kauffmann, 1912.
- Orelli, Carl von:** Die Propheten übersetzt und erklärt. 2 Bände. München, Oskar Beck, 1891—96.
- Rohrbach, Paul:** Im Lande Jahves und Jesu. Tübingen, Mohr, 1901.

Schlatter, Adolf: Die Geschichte Israels (mit Samuel Ötli). 2 Bände. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1905/06.

Stade, Bernhard (mit A. Bertholet): Theologie des Alten Testaments. Tübingen, Mohr, 1911.

Torge, Paul: Seelenglaube und Unsterblichkeitshoffnung im Alten Testament. Leipzig, Hinrichs, 1909.

Weinberg, Max: Ewige Weisheit. Und: Aus dem Spruchhorn der Weisen. Spruchpoesie des Talmud und der rabbinischen Literatur, nebst Fabeln, Parabeln, Sagen. 2 Bände. Halle (Saale), Otto Hendel, 1909; Berlin, Philoeverlag, 1920.

Wellhausen, Julius: Israelitische und jüdische Geschichte. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1914 (7. Auflage).

Wünsche, August: Die Schönheit des Alten Testaments.

Derselbe: Die Bilderprache des Alten Testaments. Beides Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1906.

3. Das Christentum.

Das **Neue Testament**, übersetzt von Carl Weizsäcker. Tübingen, Mohr, 1898 (8. Auflage).

Schlögl, Wigard: Die heiligen Schriften des Neuen Bundes. Wien, Burgverlag, 1920.

Die neutestamentlichen **Apokryphen**, deutsch und mit Einleitungen, von Edgar Hennecke mit Sachgenossen. Tübingen, Mohr, 1904.

Geschichte der christlichen Religion. Von Sachgelehrten. Leipzig, Teubner (Kultur der Gegenwart), seit 1909.

Die **Schriften** des Neuen Testaments für die Gegenwart neu übersetzt und erklärt. Von 11 Sachgelehrten. 2 Bände. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, seit 1908.

Religionsgeschichtliche **Volksbücher**: Die Religion des Neuen Testaments, 33 Hefte. Praktische Bibelerklärung, 12 Hefte. Kirchengeschichte, 33 Hefte. Tübingen, Mohr, seit 1904 und 1913.

Kirchengeschichtliches **Lesebuch**, herausgegeben von Johannes Jüngst und H. Rinn. Tübingen, Siebeck, seit 1904.

Dogmengeschichtliches **Lesebuch**, herausgegeben von H. Rinn und Jüngst. Tübingen, Mohr, 1910.

Auer, Karl: Das Luthervolk. Tübingen, Siebeck, 1917.

Auffahrt, August: Die religiöse Frage und die Schule. 2 Hefte. Tübingen, Mohr, 1905.

Bauer, Walter: Das Leben Jesu im Zeitalter der neutestamentlichen Apokryphen. Tübingen, Mohr, 1909.

Baumgarten, Otto: Herbers Lebenswerk. Tübingen, Mohr, 1905.

Derselbe: Bismarcks Glaube. Ebenda 1915.

Derselbe: Religiöses und kirchliches Leben in England. Leipzig, B.G. Teubner, 1922.

Derselbe: Praktische Sittenlehre. Tübingen, Siebeck, 1921.

Derselbe: Politik und Moral. Ebenda, 1916.

Derselbe: Christentum und Weltkrieg. Ebenda, 1918.

Derselbe: Der Aufbau der Volkskirche. Ebenda, 1920.

Derselbe: Erziehungsaufgaben des neuen Deutschlands. Ebenda, 1917.

- Beth, Karl:** Der Entwicklungsgedanke und das Christentum. Berlin, Edw. Runge, 1909.
- Derselbe: Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913.
- Böhmer, Heinrich:** Luther im Lichte der neueren Forschung. Leipzig, Teubner, 1917 (4. Auflage).
- Derselbe: Die Jesuiten. Ebenda, 1907.
- Bölsche, Wilhelm:** Des Angelus Silesius cherubinischer Wandersmann. Jena, Eng. Diederichs, 1905.
- Bonus, Artur:** Germanisierung des Christentums. Religion als Schöpfung. Die Kirche. 5 Bände. Jena, Diederichs, und Frankfurt (Main), Rütten & Löning, seit 1911.
- Bouffet, Wilhelm:** Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Berlin, Reuther & Reichardt, 1906.
- Derselbe: Kyrios Christos. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1913.
- Braasch, A. H.:** Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Leipzig, Teubner, 1905.
- Brieger, Theodor:** Die Reformation als deutsche Weltgeschichte. Berlin, Ullstein, 1914.
- Büttner, Hermann:** Meister Eckeharts Schriften. 2 Bände. Jena, Diederichs, 1905.
- Carrière, Moriz:** Renaissance und Reformation. Leipzig, Brockhaus, 1873 (2. Auflage).
- Deißmann, Adolf:** Licht vom Osten, das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. Tübingen, Siebeck, 1908.
- Derselbe: Paulus, eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze. Ebenda, 1911.
- Derselbe: Das Urchristentum und die unteren Schichten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1908.
- Drews, Arthur:** Die Christusmythe. 2 Bände. Jena, Diederichs, 1910/11.
- Derselbe: Die Petruslegende. Neuer Frankfurter Verlag, 1910.
- Derselbe: Das Markusevangelium. Jena, Diederichs, 1921.
- Drews, Paul:** Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit. Jena, Diederichs, 1905.
- Eberhardt, Paul:** Der Aufbau, 8 Hefte. Gotha, Fr. Andr. Perthes, seit 1914.
- Derselbe: Das Buch der Stunde. Ebenda, 1915.
- Ellinger, Georg:** Philipp Melanchthon. Berlin, R. Gärtners-Verlag, 1902.
- Euden, Rudolf:** Können wir noch Christen sein? Leipzig, Veit & Co., 1911.
- Feuerbach, Ludwig:** Das Wesen des Christentums. Leipzig, Alfred Kröner, seit 1909.
- Förster, Erich:** Die christliche Religion im Urteil ihrer Gegner. Tübingen, Siebeck, 1916.
- Derselbe: Das Christentum der Zeitgenossen. Ebenda, 1902.
- Fox, George:** Aufzeichnungen und Briefe, übersetzt von Marg. Stähelin. Tübingen, Siebeck, 1908.
- Frenssen, Gustav:** Grübeleien. Berlin, G. Grote, 1920.
- Derselbe: Das Leben des Heilands. Ebenda, 1907.
- Frommel, Otto:** Die Poesie des Evangeliums Jesu. Berlin, Gebrüder Paetel, 1906.
- Fund, Philipp:** Ignatius von Loyola. Berlin, Prot. Schriftenvertrieb, 1913.

Garbe, Richard: Indien und das Christentum. Tübingen, Siebeck, 1914.
Geffken, Johannes: Aus der Werdezeit des Christentums. Leipzig, Teubner, seit 1904.

Gehrhardt, Paul: Lieder und Gedichte. Herausgegeben von *Wilhelm Nelle*. Hamburg, Schloeffmann und Fick, 1907.

Grijar, Hartmann (S. J.): Luther. 3 Bände. Freiburg (Br.), Herder, seit 1911.

Grusmann, Michael: Tolstois Weltanschauung. Und: Dostojewski. München, Kösl & Cie., 1921.

Günfel, Hermann: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1910.

Harnack, Adolf: Das Wesen des Christentums. Leipzig, J. C. Hinrichs, seit 1901.

Derselbe: Dogmengeschichte. 3 Bände. Tübingen, Siebeck, 1909/10 (4. Auflage).

Derselbe: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 2 Bände. Hinrichs, seit 1902.

Derselbe: Einleitung in das Neue Testament, bisher 6 Hefte. Hinrichs, seit 1906.

Derselbe: Marcion, das Evangelium vom fremden Gott. Hinrichs, 1921.

Derselbe: Geschichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin, Georg Stilke, 1901.

Derselbe: Reden und Aufsätze. 2 Bände. Gießen, A. Töpelmann, 1904.

Derselbe: Aus Wissenschaft und Leben. 2 Bände. Ebenda, 1911.

Derselbe: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. Ebenda, 1916.

Derselbe: Martin Luther und die Grundlegung der Reformation. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1917, und: Die Reformation. Internationale Monatschrift 11, 11. Leipzig, Teubner, 1917.

Hartmann, Eduard von: Das Christentum des Neuen Testaments. Bad Sachsa, Hermann Haacke, 1905.

Derselbe: Die Krisis des Christentums. Ebenda, seit 1880.

Derselbe: Die Selbsterziehung des Christentums und die Religion der Zukunft. Ebenda, 1874.

Hase, Karl: Protestantische Polemik. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900 (7. Auflage).

Derselbe: Heiligenbilder. Ebenda, 1892.

Derselbe: Gnosiss. 3 Bände. Ebenda, 1893 (3. Auflage).

Hausrath, Adolf: Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. 2 Bände. Berlin, G. Grote, 1908/09.

Derselbe: Der Apostel Paulus. Heidelberg, fr. Bassermann, 1872 (2. Auflage).

Derselbe: M. Luthers Leben. 2 Bände. Berlin, Grote, 1904/05.

Derselbe: D. fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit. 2 Bände. Heidelberg, fr. Bassermann, 1878.

Hefele, Hermann: Dante. Stuttgart, Frommann & Kurth, 1921.

Heitmüller, W.: Jesus. Tübingen, Siebeck, 1913.

Heliand, in Simrocks Übertragung. Leipzig, Inselverlag, 1921.

Hellinghaus, O.: Hundert lateinische Marienhymnen mit den Nachbildungen deutscher Dichter. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1921.

Hering, Hermann: Die Geschichte der christlichen Predigt. Berlin, Reuther & Reichardt, 1905.

Herrmann, Wilhelm: Ethik. Tübingen, Siebeck, 1909.

Derselbe: Der Verkehr des Christen mit Gott. Stuttgart, Cotta, seit 1886.

Der Herrenhammer. Deutsch von J. W. R. Schmidt. Berlin, G. Barsdorf, 1906.

Hoensbroech, Paul von: Rom und das Zentrum. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1910.

Höll, Karl: Lutherstudien. Tübingen, Siebeck, 1921.

Kalthoff, Albert: Das Christusproblem, und: Die Entstehung des Christentums. Jena, Diederichs, 1902 und 1904.

Kappstein, Theodor: Goethes Weltanschauung. Schillers Weltanschauung. Schleiermachers Weltbild und Lebensauffassung. 3 Bände. München, Kösl & Cie., seit 1921.

Derselbe: Buddha und Christus, religionsgeschichtliche Parallelen. Berlin, 1906.

Derselbe: Adolf Hausrath. Berlin, Grote, 1912.

Derselbe: Emil Frommel, ein Gedenkbuch. Berlin, Seemann, 1904 (2. Auflage).

Derselbe: Lessing, Charakteristik aus seinen Werken. Stuttgart, Robert Lutz, 1905.

Derselbe: Eduard von Hartmann, Vorlesungen. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1907.

Derselbe: Wilhelm von Humboldt; Friedrich Theod. Vischer: Ausgewählte Schriften in 2 und in 8 Bänden. Berlin, W. Borngräber; Leipzig, Hesse & Becker, seit 1913.

Derselbe: Karl Gerok, Charakteristik. Reclam, Universalbibliothek, 1921.

Derselbe: Peter Kosegger, literar. Charakterbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1904.

Kautsky, Karl: Der Ursprung des Christentums. Stuttgart, J. F. W. Diez Nachf., 1908.

Knopf, Rudolf: Das nachapostolische Zeitalter. Tübingen, Siebeck, 1905.

Köhler, Walter: Lutherschriften.

Derselbe: Erasmus. Berlin, Huttenverlag, 1917.

Derselbe: Die Geisteswelt Ulrich Zwinglis. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920.

Krüger, Gustav: Handbuch der Kirchengeschichte, mit 4 Fachgenossen. 4 Teile. Tübingen, Siebeck, seit 1900.

Derselbe: Die Entstehung des Neuen Testaments. Ebenda, 1896.

Kutter, Hermann: Die Revolution des Christentums. Leipzig, Häffel, 1908.

Schmann, Edvard: Sören Kierkegaard. Berlin, Protest. Schriftenvertrieb, 1913.

Schmann, Walter: Johannes Tauler, Predigten. 2 Bände, Jena, Diederichs, 1913.

Derselbe: Meister Eckhart. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1919.

Semme, Ludwig: Christliche Ethik. 2 Bände. Berlin, Edw. Runge, 1905.

Sepsius, Johannes: Leben Jesu. 2 Bände. Potsdam, Tempelverlag, 1917/18.

Maurenbrecher, Max: Von Nazareth nach Golgatha; von Jerusalem nach Rom. Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Christentums. Berlin, Hilfe-Verlag, 1910.

Mauthner, Fritz: Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Bisher 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, seit 1920.

Innere Mission: Quellenbuch zur Geschichte der Inneren Mission. Herausgegeben von Martin Hennig. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1912.

Müller, Karl: Lehrbuch der Kirchengeschichte. In mehreren Bänden. Tübingen, Siebeck, seit 1892.

Müller, Johannes: Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. München, Osk. Beck, 1918 (4. Auflage).

Derselbe: Die Reden Jesu. Bisher 3 Bände. Ebenda, 1915—1918.

Niebergall, Friedrich: Die evangelische Kirche. Leipzig, Quelle & Meyer, 1908.

Nietzsche, Friedrich: Werke, Klassiferausgabe in 9 Bänden. Leipzig, Alf. Kröner, 1919.

Oberbeck, Franz: Christentum und Kultur. Aus dem Nachlaß von C. Albr. Bernoulli. Basel, Benno Schwabe, 1919.

Pascal, Blaise: Briefe gegen die Jesuiten. Deutsch. Jena, Diederichs, 1907.

Derselbe: Gedanken. 2 Bände. Mit Einführung von Rud. Eucken. Ebenda, 1905.

Penzig, Rudolf: Ohne Kirche. Lebensführung auf eigenem Wege. Jena, Diederichs, 1907.

Pfannmüller, Gustav: Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Leipzig, B. G. Teubner, 1908.

Pfleiderer, Otto: Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhange. 2 Bände. Berlin, Georg Reimer, 1902 (2. Auflage).

Derselbe: Die Entstehung des Christentums. Die Entwicklung des Christentums. München, J. F. Lehmann, 1905 und 1907.

Derselbe: Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung. Berlin, Reimer, 1903.

Derselbe: Die Entwicklung der protestant. Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825. Tübingen, Siebeck, 1891.

Porizky, J. E.: Die Bekenntnisse des heiligen Augustin, neu übersetzt. München, Georg Müller, 1911.

Rittelmeyer, Friedrich: Buddha oder Christus? Tübingen, Siebeck, 1909.

Derselbe: Jesus. Ulm, Heinrich Kerler, 1912.

Derselbe: Luther unter uns. München, Christ. Kaiser, 1917.

Derselbe: Tolstois religiöse Botschaft. Ebenda, 1905.

Derselbe: Fr. Nietzsche und die Religion. Ulm, Kerler, 1911 (2. Auflage).

Derselbe: Was will Joh. Müller? München, Osk. Beck, 1911.

Derselbe: Joh. Müller und Rud. Steiner. Nürnberg, Otto Sippel, 1918.

Derselbe: Vom Lebenswerk Rud. Steiners. Mit 9 Mitarbeitern. München, Kaiser, 1921.

Robertson, John M.: Geschichte des Christentums. Deutsch von Art. Drews. Frankfurter Verlag, 1910.

Rolland, Romain: Leo Tolstoi. Frankfurt (Main), Rütten & Löning, 1921.

Sabatier, Paul: Leben des heiligen Franz von Assisi. Zürich, Max Rascher, 1919.

Sapper, Karl: Der Werdegang des Protestantismus in vier Jahrhunderten. München, Oskar Beck, 1907.

Scheel, Otto: Martin Luther, vom Katholizismus zur Reformation. Bisher 2 Bände. Tübingen, Siebeck, 1916/17.

Schmidt, Paul Wilhelm: Die Geschichte Jesu. 2 Bände. Tübingen, Siebeck, seit 1899 und 1904.

Schnitzer, Josef: Der katholische Modernismus. Berlin, Protest. Schriftenvertrieb, 1912.

Schweizer, Albert: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung; Geschichte der Paulus-Forschung. Tübingen, Siebeck, 1906 und 1911.

Seeberg, Reinhold: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. Aus Religion und Geschichte, 2 Bände. Leipzig, Deichert, seit 1904.

Derselbe: Die Grundwahrheiten der christlichen Religion, Ebenda, 1902.

Derselbe: Von Christus und dem Christentum. Berlin, Edw. Runge, 1908.

Sell, Karl: Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Leipzig, Teubner, 1910.

Derselbe: Die Religion unserer Klassiker. Tübingen, Siebeck, 1910 (2. Auflage).

Soden, Hermann von: Urchristliche Literaturgeschichte; Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. Beide Bände Berlin, Alex. Duncker, 1904.

Sodeur, Gustav: Johannes Calvin. Leipzig, Teubner, 1909.

Sohn, Rudolf: Kirchengeschichte im Grundriß. Leipzig, Georg Böhme, 1892 (8. Auflage) und seither.

Steiner, Rudolf: Wie erlangt man Kenntnisse der höheren Welten? Berlin, Theosophischer Verlag, 1919 (17. Auflage).

Derselbe: Theosophie. Leipzig, Altmann, 1920 (18. Auflage).

Derselbe: Die Geheimwissenschaft. Leipzig, Altmann, seit 1910.

Derselbe: Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1904.

Derselbe: Das Christentum als mystische Tatsache. Leipzig, Altmann, seit 1910.

Derselbe: Die Erziehung des Kindes. Leipzig, Altmann, 1907.

Derselbe: Die Kernpunkte der sozialen Frage; Zur Dreigliederung des sozialen Organismus. Stuttgart, Verlag Der kommende Tag, seit 1919.

Strauß, D. fr.: Das Leben Jesu. 2 Bände. Bonn, Emil Strauß, 1895 (11. Auflage).

Trölsch, Ernst: Gesammelte Schriften. Bisher 2 Bände. Tübingen, Siebeck, seit 1912.

Derselbe: Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte. Ebenda, 1912.

Derselbe: Protestant. Christentum und Kirche. Leipzig, Teubner, seit 1906.

Walther, Wilhelm: Luthers deutsche Bibel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917.

Warnck, Gustav, und Warnck, Johann: Die Heidenmission. Handbuch und Leitfaden. Berlin, Mart. Warnck, seit 1895.

Weinel, Heinrich: Paulus. Tübingen, Siebeck, 1904.

Derselbe: Biblische Theologie des Neuen Testaments. Ebenda, 1912.

Derselbe: Jesus im 19. Jahrhundert. Ebenda, 1907.

Derselbe: Die Gleichnisse Jesu. Leipzig, Teubner, 1904.

Wernle, Paul: Die Anfänge unserer Religion. Tübingen, Siebeck, 1904. Derselbe: Jesus. Ebenda, 1916.

Wernle, Paul: Evangelisches Christentum in der Gegenwart. Tübingen, Siebeck, 1914.

Derselbe: Luther; Zwingli; Calvin; Der evangelische Glaube nach ihren Hauptschriften. 3 Bände. Tübingen, Siebeck, 1918/19.

Wichmann, Ottomar: Die Scholastiker. München, Köfl & Cie., 1921.

Wolf, Gustav: Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. 2 Bände. Gotha, fr. Andr. Perthes, seit 1915.

Wrede, William: Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments. Tübingen, Siebeck, 1907.

.....

Nachtrag.

Brunner, Konstantin: Unser Christus oder das Wesen des Genius. Berlin, Oesterheld, 1921.

Dryander, Ernst von: Erinnerungen aus meinem Leben. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1922.

Ebstein, Wilhelm: Die Medizin im Alten und im Neuen Testament. 2 Bände. Stuttgart, f. Encke, seit 1901.

Kayser, Hans: Schriften Theophrasts von Hohenheim, genannt Paracelsus. Leipzig, Inselverlag, 1921.

Klaar, Alfred: Ariel Acosta, Leben und Bekenntnis eines Freidenkers vor 300 Jahren. Berlin, Georg Reimer, 1909.

Küchler, Walter: Ernest Renan. Gotha, fr. A. Perthes, 1921.

Rust, Hans: Die Wunder der Bibel. Erster Band: Die Visionen des Neuen Testaments. Pfullingen, Joh. Baum, 1922.

Schlegel, E.: Die Geheimnisse der Offenbarung. Gleicher Verlag, 1922.

Schmidt, Wilhelm: Der Kampf um den Sinn des Lebens. 2 Bände: Von Dante (über Voltaire und Rousseau) bis Ibsen. Berlin, Crowsch & Sohn, 1907/08.

Schubert, Hans von: Kirche, Persönlichkeit und Masse. Tübingen, Siebeck, 1921.

Schrempf, Christoph: Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Diesseits und jenseits von Gut und Böse. Beide Schriften: Stuttgart, Frommann-Kurtz, 1920/21.

Weinel, Heinrich: Die Hauptrichtungen der Frömmigkeit des Abendlandes und das Neue Testament. Jena, Gust. Fischer, 1921.

Zinzendorf, N. L., Graf von: Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Rud. v. Delius. Berlin, Furchverlag.

.....

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

--	--	--

